

<36605279150017



Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und K. A. Menzel.



Vierter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1836.

Zum vierten bis sechsten Bande.

Nach der fünften Ausgabe erhielten auch in der sechsten, wie das ganze Werk so diese das Mittelalter betreffenden Bände vielfache Verbesserungen und Erweiterungen, und eine Reihe von Abschnitten wurde ganz neu geschrieben. Auch diesmal sollten ihnen, nach dem Plane, der bisher unausgesetzt verfolgt worden ist, neue Sorgfalt und Pflege zu Theil werden, aber der rasche Gang des Drucks verhinderte mich, meine Arbeit diesmal auf alle bisher von mir umgeschmolzene Bände auszudehnen. Ich suchte daher einen Mitarbeiter, und fand Ihn in dem Herrn Doctor Maximilian Duncker, dem ich, in Uebereinstimmung mit den Herren Verlegern, die Bearbeitung des Mittelalters übertrug; in der Geschichte der neuern, mit der Entdeckung von America beginnenden Zeit werde ich selbst wieder eintreten.

Indem ich nun dem Publicum hiemit die Arbeit des Herrn Duncker übergebe, freue ich mich, hinzufügen zu können, daß sie sich von selbst als eine wohlgelungene und ausgezeichnete empfehlen wird.

Bonn, im Juni 1836.

J. W. Loebell.

Vorrede zur siebenten Ausgabe.

Es gibt verschiedene Punkte, welche der Herausgeber eines Buches, das die Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß nicht unbedingt an die Spitze seiner Mittheilungen stellt, in vorläufiger Weise zu besprechen sich gedrungen fühlen kann. Ich komme schon als der dritte Bearbeiter zu dem vierten, fünften und sechsten Band des Beckerschen Werkes, welche der Darstellung des Mittelalters bestimmt sind, um dieselben nach einer neuen Gestaltung aus meinen Händen zu entlassen. Wenn zunächst nach der Nothwendigkeit einer nochmaligen Durchsicht und Umarbeitung gefragt wird, da doch der älteren Form verdientes Lob und ausgebreitete Anerkennung zu Theil geworden, so kann ich mich darüber im Ganzen auf das Vorwort zum ersten Bande beziehen, welches das Allgemeine über die vorliegende Ausgabe zu sagen und zu vertreten hat. Die Geschichte, welche den Namen Becker's trägt, hörte auf, ein Buch für Kinder und Kinderlehrer zu seyn, nachdem es durch die Eigenthümlichkeit seines Inhalts und seiner Darstellung die Interessen eines größeren Publicums gewonnen hatte. Seine Methode rechtfertigte sich nicht bloß den Massen gegenüber; auch auf dem strenger historischen Terrain machte sich hin und wieder ein nicht unbegründetes Verlangen geltend, in bequemer, sinn- und geschmackvoller Weise die wesentlichen Resultate der mannichfachen Durchforschungen, Untersuchungen und monographischen Studien, denen der historische Stoff in den letzten Decennien so häufig unterworfen wurde, mit einem nicht allzu anstrengendem Blicke zu übersehen. Als auf solche Weise der Vereinigungspunkt strenger Wissenschaft und weiterer Kenntniß gefunden, als diese Weltgeschichte gleichsam der Peristyl, die *στοὰ ποικίλη* des großen historischen Tempelbaues geworden war, von der jeder nach Lust und Belieben in die inneren

Räume weiter vordringen konnte, gehörte sie der Theorie und dem allgemeinen Bedürfniß auf gleiche Weise an und hatte die Aufgabe übernommen, mit den sich höher wölbenden Bogen der Wissenschaft auch ihre Giebel emporzubringen. Von hier an mußten alle conservative Neigungen aufgegeben werden, der Forschung mußte man auf den Fersen seyn, damit den gesteigerten Anforderungen, der vorgeschrittenen Bildung des Publicums genügt werden könne. Um das Werk zu erhalten wie es in der zweiten Ausgabe vom Jahre 1806 erschien, mußte sich Gehalt und Aussehen drei und zwanzig Jahre später bedeutend verändert haben, und die Form von 1829 bedarf nach sieben Jahren wieder einer gründlichen Bearbeitung, wenn der alte Standpunkt behauptet werden soll. Durch diese wiederholte Wandelung allein kann die Stabilität des Verhältnisses zum Publicum und zur Wissenschaft bewahrt werden. Für meine besondere Arbeit trat noch der Umstand hinzu, daß die Geschichte des Mittelalters gegen die Darstellungen der alten und neuen Zeit an manchen Orten zurückgeblieben war, während unterdeß gerade hier die bedeutendsten Erwerbungen in der Sichtung und Auffassung des Stoffes gemacht wurden.

Ich habe diese Bemerkungen vorangeschickt, um das Princip des Fortschritts aufzuweisen, in welchem die mannichfaltigen Veränderungen, Zusätze und Erweiterungen, welche die von mir edirten Bände erfahren haben, ihre Rechtfertigung finden. Wie aber diese mit einer gewissen Nothwendigkeit aus dem inneren Leben des Werkes selbst hervorgingen, so ergab sich hieraus andrer Seits ebenso eine festzuhaltende Beständigkeit, eine Ruhe neben der Bewegung; es galt den Grundgedanken des Werkes, seine Methode, die eigenthümliche Art und Weise seiner Vorführungen zu bewahren. Der erste Theil meiner Aufgabe bezog sich auf das Materielle. In der Anordnung fand ich nicht sehr Bedeutendes umzustellen; dieselbe wird sich dem Kundigen als eine leicht zu übersehende und nicht unbequem gruppirende empfehlen. Dann hat die strenge und durchgehende Berichtigung des Factischen, wo eine solche erforderlich war, meine ganze Sorgfalt in Anspruch genommen. Wenn gründliche Forscher vor mir die Pfade durchmessen hatten, habe ich auf ihren Arbeiten gefußt, und konnte mich dabei oft eines gar sichern und günstigen Standpunkts erfreuen. An anderen Stellen mußte ich bei dem Mangel solcher Erleichterungen zu den Ur-

sprüngen und Quellen zurückgehen und mehrere Abschnitte sind ausschließlich nach ihren Ergebnissen umgearbeitet. Die Anführung der Beweisstellen habe ich bis auf wenige, sehr bezeichnende Aeußerungen für überflüssig erachtet, weil das Publicum nicht sehen will, wie die Geschichte gemacht wird, und die Wissenschaft solche Belege anderswo sucht und findet. Nichts desto weniger werden Allen, die selbst einmal in jenen Regionen verweilt haben, deutliche Spuren dieser Forschungen in die Augen springen, und bei bedenklichen oder schwierigen Punkten wird man finden, daß der Text nur nach möglichster Berücksichtigung und reiflicher Ueberlegung gewählt worden ist, wenn umfassendere und tiefere Combinationen auch auf andere Resultate führen sollten. Mit der Verbesserung sind Ergänzung und Zusammendrängung Hand in Hand gegangen. Letzteres ist besonders der Fall gewesen, wo die Hauptsachen durch zu vieles Detail verdeckt waren, das Erstere hat namentlich bei allen staatsrechtlichen Einrichtungen Statt gefunden. Es war dies eine Seite des historischen Stoffes, welche in den früheren Ausgaben so gut als gar nicht beachtet wurde, und der erst durch die Einfügungen des Hrn. Prof. Loebell ein gebührender Platz geworden ist. Ich habe die Verfassungszustände, bei dem bedeutsamen Interesse, welches die Entwickelung der Staatsformen in der Wissenschaft wie in der Praxis für sich in Anspruch genommen hat, in umfassenderer Weise behandelt, um das innere Leben und Treiben der Völker schärfer heraustreten zu lassen. Dabei ist noch die große Wichtigkeit einer genaueren Kunde dieser Art für das Verständniß der Begebenheiten zu erwägen, und als ein mehr äußerer Grund auch die Schwierigkeit, ja fast die Unmöglichkeit anzuführen, die es für den Laien hat, sich zusammenhängende Ueberblicke über die fortschreitende Gestaltung öffentlicher Verhältnisse zu verschaffen. Dem Vorwurfe größerer Ausdehnung in diesen Dingen als es der Plan zulassen möchte, glaube ich dadurch begegnen zu können, daß gewisse Einzelnheiten nöthig sind um die Hauptumrisse solcher Bilder deutlich vor Augen zu stellen; ganz allgemein gehaltene, und darum unklare Notizen, aber nur dazu beitragen könnten, die hierüber herrschende Verwirrung noch zu vermehren statt sie zweckmäßig zu lösen und aufzuhellen. Aehnliche Bemühungen habe ich der Kirche und ihren Institutionen angedeihen lassen, der man bei

der Behandlung des Mittelalters mindestens ebenso viel Rücksicht schuldig ist als dem Staat.

Was die Darstellung selbst betrifft, so ist auf eine einfache und möglichst objective Haltung gesehen worden; wie man denn überhaupt davon zurückgekommen ist, eine gezierte, und auf den Absätzen herumspringende Manier für das Ideal historischen Stiles zu halten. Aus dem ruhigen, gedrängten Gang der Erzählung erheben sich dann bei wichtigen Ereignissen ausgeführtere Schilderungen. Wichtige Ereignisse sind aber die Stellen in der Geschichte, an welchen der Geist, nachdem er, mit Hamlet zu reden, „als Maulwurf und vortrefflicher Minirer" im Verborgenen gelegen und im Stillen gearbeitet hat, plötzlich hervortritt und neue Werkzeuge und Tendenzen an das Licht des Tages führt, oder erstarkt in der einen, erschlafft in der andern nunmehr abgelebten Richtung, ein Volk erhebend und das andere erniedrigend, das nächste Stadium seiner Entwickelung beschreitet. Da ist es dann nöthig, die ganze Breite der Erscheinung zu zeigen, damit der geistige Inhalt, die leitenden Ideen und die treibenden Kräfte, zwar nicht in ihrer Verwandlung und abstracten Uebersetzung durch den Gedanken, wohl aber in der Fülle und Macht ihrer concreten Unmittelbarkeit dem Leser vor Augen kommen. Die gelungene Vorstellung solcher Zusammendrängungen geistiger Kräfte, Massen und Richtungen in einzelnen Existenzen und Begebnissen, ist es, was einem Werke das Lob eindringender Charakteristik sichert, und durch die Anschauung der vollen Figuration mit ihrem ganzen Hintergrund die Interessen aller Leser fesselt. Hier ist der Ort, wo allein mit Recht auf eine gewisse Kunstmäßigkeit gedrungen werden kann, wo dem Individualisiren Raum zu verstatten ist, und das Bestreben des Historikers muß es seyn, solche Erscheinungen herauszuheben und dieselben so zu stellen, daß ihr inneres Seyn und Wesen durch die äußere Hülle hervorleuchtet. Ich habe an verschiedenen Orten dergleichen Ausführungen einzuflechten versucht. Auch einige Schlachtstücke kommen vor. Obgleich im Allgemeinen diese Scenerie für historische Werke, die das Militärische nicht zu ihrem besonderen Vorwurf machen, zu vermeiden seyn möchte, weil es in den meisten Fällen unmöglich ist, hiebei den ersten aller Grundsätze der Geschichtschreibung, die äußere Richtigkeit zu bewahren und ein treues, vollständiges Bild zu zeichnen; so gibt es doch gewisse kriegerische

Vorfälle, wo der Geist siegreich die Kämpfer durchdringt und zu unerwarteten Anstrengungen treibt, oder die besondere Art des Auftretens den Charakter eines Volkes veranschaulicht.

Eben so wenig als die großen Momente der mittleren Geschichte durften ihre großen Männer vernachlässigt werden, da sie an der Spitze der Begebenheiten stehen, und mehr oder weniger in ihrem Geiste wiederum ganze Reihen von Bestrebungen und Befähigungen, ja selbst die Eigenthümlichkeiten von Völkern und Perioden concentrirt erscheinen. Es wird darum nicht bloß von ihren historischen Thaten gesprochen, sondern ihre Persönlichkeit auch nach minder wichtigen Seiten hin, so weit sich hier Reflexe der inneren und allgemeinen Bestimmtheit zeigen, vorzuführen versucht. Neben der Hervorhebung der Eigenschaften, in deren Kraft sie ihre Werke vollzogen, ist gewöhnlich auch der Hinweisung auf die Bedingungen ihrer Wirksamkeit, auf die Einflüsse der Zeit und der umgebenden Verhältnisse ein Platz verstattet. Die moralische Beurtheilung bleibt meist dem Leser überlassen, nur mag die Bemerkung hier angeführt werden, daß ein Charakter vor dem Richterstuhl der Sittlichkeit noch nicht gerechtfertigt ist, wenn seine historischen Motive angegeben sind, daß aber andrer Seits auch jedes Jahrhundert seines besonderen Maßstabes bedarf und einen solchen mit Recht fordern darf.

So viel über Stoff, Darstellung und Individualisirung. Ein dritter Punkt ist die Betrachtung und Ansicht, das Generelle. Es ist den Bearbeitern dieses Werks niemals in den Sinn gekommen, ihre Erzählungen mit den vielfachen Raisonnements, Erwägungen, ursachlichen Beziehungen u. s. w. zu belasten, mit denen sich die fälschlich sogenannte pragmatische Geschichte schmückt, noch weniger mit ihren Sentiments vor den Augen der Leser zu prunken. Dagegen trat in den späteren Ausgaben, und namentlich in der Fortsetzung der Beckerschen Weltgeschichte durch Hrn. Consistorial-Rath Menzel, das Streben hervor, den tieferen Inhalt der historischen Thatsachen und das Wesentliche der herrschenden Ideen, neben der Darstellung in unmittelbarer Weise, welches die Hauptsache bleiben mußte, auch im Widerschein umfassender Reflexion zu zeigen. Wenn dieser oder jener hierin eine Abweichung von dem Grundgedanken des Werkes sah, so war es in der That nur eine Fortführung desselben, durch die Veränderung des Publicums und zu-

nächst auch durch den Inhalt der neusten Geschichte bedingt. Um den organischen Zusammenhang der einzelnen Theile dieses Werkes nicht zu stören, entstand nun die Aufgabe, jener Form der Betrachtung auch in den übrigen Zeiträumen, so weit es angemessen und thunlich schien, Eingang zu verschaffen. Auf diese Weise hat denn auch in der Geschichte des Mittelalters Entwickelung, Bewegung, Kampf und Bereicherung der gesammten Cultur eine größere Berücksichtigung erfahren als früherhin, zugleich aber trat hiemit die Gefahr ein, daß die mittlere Höhe und universale Bestimmung dieses Werks aus den Augen gelassen und für eine große Mehrzahl Unverständliches eingemischt werden könne. Darum war ich mit Andeutungen und Fingerzeigen zufrieden und habe besonders die Einleitungen zu den verschiedenen Perioden benutzt, um die Fortschritte und Absätze des Geistes klar und übersichtlich zu zeigen, damit jeder, den ein schärfer eindringender Sinn darauf hinführt, an diesen Fanalen seine Fackel zur helleren Beleuchtung des folgenden Weges anzünden möge. Hie und da ist auch auf die negativen Punkte hingeblickt worden, von denen der fernere Lauf der Ereignisse und Fortschritte seinen Ausgang nehmen mußte. Noch wäre von dem Inhalt der zu Grunde liegenden Ansichten ein Wort zu sagen. Jene völlig entfrembete und verneinende Stellung des Historikers zu einem großen Zeitraum, einer ganzen Bildungsperiode, welche sich unter fortdauernden Lamentationen über Rohheit und Barbarei aus dem Gesichtspunkte falscher Humanität kläglich durch die Ereignisse windet, oder die Institute des Mittelalters an Voltaire, Rousseau, oder an der Erklärung der Menschenrechte abmißt, ist bereits als antiquirt zu betrachten. Wem es nicht verliehen worden, sich in andere Zustände als die seinigen und die heutigen hineinzulesen, zu denken und zu leben, wer nicht dem Zuge der Sachen und Ereignisse sich hinzugeben und darüber sein Ich aufzugeben, wer das Wesen der Völker und Staaten nicht in ihrer Eigenthümlichkeit zu fassen vermag, wem dann, wenn er ans Ende und zum heutigen Tage gelangt ist, die einzelnen Epochen nicht als Momente der großartigsten Entwickelung erscheinen, der wird ohne Schaden der Wissenschaft von Darstellungen der allgemeinen Geschichte wegbleiben können. Ebenso gehörte ein beschränkt protestantischer Eifer dazu, um sich dem überwältigenden Eindruck zu entziehen, den das

erhabene Kirchengebäude des Mittelalters auf jeden unbefangenen, rein historischen Sinn und auf jede wahrhaft wissenschaftliche Betrachtung machen muß.

Die Untersuchung, was in jedem Falle in den drei folgenden Bänden mir, oder den früheren Herausgebern angehöre, würde ein besonderes Studium des Werkes erfordern. Auch dürfte ich meine Arbeit für gelungener halten, je schwieriger diese Scheidung gemacht wäre, da die Hineinordnung in die vorhandene Objectivität eine Hauptaufgabe solcher Bestrebungen ist. Geringe Abweichungen dürfte die neben dem Zusammengehören mit dem Ganzen für sich dastehende Abgeschlossenheit eines Zeitraums, wie das Mittelalter, vertheidigen, und Unebenheiten, welche hie und da übersehen seyn mögen, finden wohl bei literarischen Erzeugnissen eine Entschuldigung, bei denen von Allem, nur nicht vom nonum prematur in annum die Rede ist.

Berlin, im November 1836.

Dr. M. Duncker.

Inhalt des vierten Bandes.

Mittlere Geschichte. Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug (814—1096).

Mittlere Geschichte.



Einleitung.

Wir haben am Schlusse des vorigen Zeitraums das Römische Reich, welches die ganze Cultur der alten Welt in seinem Umkreis zusammengefaßt hatte, in einem allgemeinen Verfall gesehen, und die westlichen Länder desselben in einer gänzlichen Auflösung ihrer bisherigen bürgerlichen Ordnung verlassen. Die unaufhörliche Kriegsnoth hatte die Einwohner erschöpft, die Städte standen verödet, die Aecker lagen ungebaut. Besonders war Italien's Zustand traurig, wo schon seit den letzten Zeiten der Römischen Republik Landbau und Bevölkerung mit der Kraft und dem bessern Sinne des Volkes immer mehr abgenommen hatten. Der Römische Bischof Gelasius (st. 496) sagt in einem Briefe, in Tuscien und den benachbarten Provinzen sey fast kein Mensch mehr zu sehen. So viel rhetorische Uebertreibung in dieser Aeußerung auch liegen mag, so bedeutsam ist sie doch für den Zustand jener Zeit.

Wir haben noch Schriften aus dieser Periode übrig, in welchen denkende und gefühlvolle Beobachter ihre Betrachtungen über den Untergang aller Herrlichkeit des Alterthums wehmüthig niedergelegt haben. Diese edlen Männer blicken in den jammervollen Umsturz etwa mit der Empfindung, wie man vor den Trümmern eines ehemals prächtigen Marmortempels steht, und in dem Schmerze über das viele Große und Glänzende, das nun zerstört vor ihnen liegt, sind sie geneigt, den Verlust für unersetzlich zu halten, die ganze Menschheit auf immer verloren zu geben, im Vertrauen auf die Verheißungen des Christenthums kein anderes Heil als in einer andern Welt zu hoffen, und den unbezweifelt nahen Untergang der gegenwärtigen mit Zittern und Gebet zu

erwarten. Und diese Männer, wenn sie jetzt, nach dreizehn Jahrhunderten wieder erwachen könnten, würden die Bildung, deren gänzlichen Untergang sie schon betrauern zu müssen glaubten, auf eigenthümliche Weise wieder hergestellt und belebt, ja das nördliche Europa, zu ihrer Zeit noch der finstre Wohnsitz von Barbaren, im Besitz einer in vielem Betracht höhern und ausgebreitetern Cultur sehen, als je der alten Welt bekannt gewesen.

Es ist ein neuer Stamm, der jetzt den Schauplatz der Weltgeschichte betreten hat, es sind die Germanischen Völker, welche dieses neue Reich des Rechts und der Bildung erzeugt haben. Damals waren sie in Begriff, eine Weltherrschaft zu gründen durch die Gewalt ihrer Waffen. Die Römischen Provinzen waren von ihnen erfüllt, von den Spanischen Küsten bis dahin, wo die Donau ins Schwarze Meer fällt, von der Libyschen Wüste bis zu den Eisfeldern Norwegs hatten Deutsche die Macht in Händen. Auch das Byzantinische Reich schien dem Drucke der Ostgothen erliegen zu müssen. Sollte nun mit seinem Staate auch der ganze geistige Inhalt des Alterthums vernichtet werden, und die Germanen, nur aus eigener Kraft langsam ihre Rohheit zur Cultur umbildend, die Geschichte ganz von neuem beginnen? Oder trug die Hinterlassenschaft der Griechen und Römer noch eine solche Kraft in sich, die jugendlichen Deutschen Völker von innen heraus zu überwältigen? Aber diese Stämme waren nicht sowohl zur äußeren Herrschaft über die Erde berufen, als zu der inneren und geistigen, welche sie nach einem langen Bildungsprocesse in der neuen Zeit erlangt haben. So erhob sich zunächst das Byzantinische Reich wieder und erhielt sich durch die mechanische Schwere seiner Formen noch fast ein Jahrtausend, die Wissenschaft Griechenland's als einen todten Schatz bewahrend, bis die Germanen zur Aufnahme desselben befähigt worden waren. Und der Orient konnte noch weniger in die Germanischen Lebenskreise gezogen werden, vielmehr entriß er sich sogar den lang gewohnten Römischen Formen und erzeugte neue, seinem eigenthümlichen Geiste höchst angemessene Gestaltungen. So fand sich denn auch zwischen jenen beiden äußersten Wegen, welche wir angedeutet, eine Mitte. Die Reste der alten Cultur wurden von den Germanen nicht zerstört, denn diese waren selbst an und in Rom groß geworden und keine Starrheit hemmte die Aneignung des Fremden; jene Trümmer konnten aber eben so wenig die Spannkraft des Deutschen Geistes überwältigen. Das neue Element ist das Vorherrschende im Mittelalter, allmählig

werden die Resultate der alten Geschichte aufgenommen und eigenthümlich verarbeitet. Vornehmlich ist es die christliche Kirche, welche das Alterthum mit den kommenden Jahrhunderten in Verbindung setzt. Im Römischen Reiche war das Christenthum geboren worden, hier hatte es seine dogmatische Entwicklung, hier politische Formen und zusammenhängende Institutionen für seine äußere Erscheinung erhalten, um dem ersten Drucke der Eroberer widerstehen zu können. Vielfach finden wir auch sonst die Kirche mit der Römischen Welt in Verbindung, sie spricht deren Sprache, beschäftigt sich mit ihren Geisteswerken und wendet bald auch das Römische Recht für ihre Zwecke an. Sie hat einen großartigen Organismus, allgemeinen Zusammenhang, geordnete Abstufungen, sie geht nicht wie der Staat des Mittelalters in eine Masse einzelner Punkte auseinander. Aber in diesen dem Alterthume gemäßeren Formen, welche ihr Einfluß und Nachdruck auf die rohen, für das rein Geistige noch nicht empfänglichen Germanen, sichern, bewahrt sie dennoch die Fermente der ganzen folgenden Entwicklung. Griechen und Römer waren für andere geistige Principien organisirt gewesen, das Christenthum findet seine wahre Stätte, seine innere Macht im Gemüthe erst bei den Germanen. Die Kirche zeigt den Völkern wie den Einzelnen, daß es jetzt nicht mehr darauf ankomme, die natürlichen Richtungen und Anlagen auszubilden, daß vielmehr nun im Widerspruche mit diesen rein geistige Güter zu erwerben seyen. Und wie es gewöhnlich geschieht, daß neue Ideen in einem strengen Gegensatz zum Alten auftreten und wie der Fortschritt zunächst das innerlich Zusammengehörende, äußerlich in getrennte Massen auseinander reißt, so verwarf auch jetzt die Kirche die Welt als das Niedere und Sündliche, statt sie geistig zu erheben und zu verklären. Nachdem sie zuerst die Völker des Abendlandes unter das Reich des Glaubens geeinigt, strebt Rom an ihrer Spitze auf die Gewalt religiöser Bedürfnisse und Empfindungen eine neue Weltherrschaft zu gründen. Bald geräth deshalb die Hierarchie in einen heftigen Kampf mit der weltlichen Macht, welche ihr Recht behauptet, und dieser bildet den Mittelpunkt der merkwürdigen Begebenheiten unseres großen Zeitraums bis dahin, wo durch die beginnende tiefere Auffassung des Christenthums, durch den selbständig gewordenen Geist der Völker auch dies zweite Gebäude Römischer Herrschaft in seinen Grundfesten erschüttert wird, und zum Theil in Trümmer fällt. Und da sich gegen dieselbe Zeit zugleich in den anderen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, im Staate, im

Kriege, in den Wissenschaften und Künsten, große und folgenreiche Veränderungen zutragen, und neue Bahnen eröffnet werden, so schließt sich jene Periode der Europäischen Geschichte, die mit dem Umsturze des Weströmischen Reiches beginnt, gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts von selbst ab.

Der Name, welchen diese Hauptmasse der Weltgeschichte führt, der des **Mittelalters**, ist vielleicht in so fern kein ganz schicklich gewählter, weil er eine bloße Beziehung auf die alte Zeit, die dem Mittelalter vorangegangen, und die neue, die ihm folgt, andeutet. Auch ist er zu einer Zeit entstanden, wo die herrschende Ansicht vom Mittelalter keine unbefangene und richtige war. Da die Periode, die ihm folgte, mit unbegrenzter Verehrung des classischen Alterthums begann, so sollte Alles, was sich von dem Geiste desselben entfernte, reine Barbarei seyn; und da die besonderen Verhältnisse der letzten Jahrhunderte, die Fortschritte derselben im Wissen wie in der Gesittung, große Veränderungen in allen Lebensverhältnissen herbeiführten, so erblickte man in dem Zeitraume, wo über Staat und Kirche, ja fast über alle Verhältnisse des Lebens ganz andere Begriffe vorwalteten, nichts als Rohheit, Unvollkommenheit und gänzlichen Mangel an Bildung. So verhält es sich aber keinesweges. So viel das Mittelalter auch von der höhern Geistes- und Lebenscultur des Alterthums verloren hatte, so sehr es auch von den folgenden Jahrhunderten an Erfindungen und in der Entwicklung des menschlichen Daseyns überflügelt worden ist: es war darum keinesweges eine Zeit allgemeiner Verfinsterung und Verwilderung, auf welche die künftigen Geschlechter vornehm herabsehen durften. Vielmehr schuf sich das Mittelalter Formen, die seiner Denkungsart und Handlungsweise höchst angemessen waren, und sprach seine Gefühle und Anschauungen in Kunstwerken aus, deren Größe und Bedeutung nur ein verderbter, irregeleiteter Geschmack verkennen kann. Nur aus sich selbst und in Beziehung auf sich selbst muß das Mittelalter von seinem Geschichtschreiber behandelt werden, keinesweges aber danach, daß seine Formen für andere Zeiten und deren gänzlich veränderte Richtung mit Recht ganz unpassend gefunden werden.

Das Mittelalter theilt sich am natürlichsten in **vier** Perioden, welche den Stufengang seiner Bildung und Entwicklung bezeichnen.

I. Von der Auflösung des Weströmischen Reiches (476) bis auf den Tod **Karl's des Großen** (814). Ein Zeitraum, während dessen die begonnene Völkerwanderung erst ihr völliges Ende erreicht, und

die neugegründeten Staaten noch um ihr oft schnell wieder vorübergehendes Daseyn kämpfen.

II. Bis auf den ersten Kreuzzug (1096). Die Zeit, wo die Staaten sich befestigen und die Ideen, welche das Mittelalter lenken, ihre Ausbildung erhalten.

III. Bis auf Rudolph von Habsburg (1273). Die Periode der Kreuzzüge und des Gipfelpunktes der Hierarchie, wo jene Ideen und ihre Wirkung am vollständigsten zur Erscheinung kommen; die eigentliche Blüthezeit des Mittelalters.

IV. Bis zur Entdeckung von America (1492). Die Zeit, in welcher Formen und Ansichten des Mittelalters schon zu verfallen und zu verschwinden beginnen, und allmählig denen der neuern Zeit Platz machen.

Mittlere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Auflösung des Weströmischen Reiches bis auf den Tod Karl's des Großen.
(476 — 814.)

1. Theoderich, König der Ostgothen.

(Reg. in Italien 493—526.)

Wie der Deutsche Odoacer auch dem Namen des Kaiserthums im Westen ein Ende gemacht, und Italien gewonnen, hat der vorige Band (S. 364.) gelehrt. Er war schon zum Christen getauft, und dem Arianischen Glauben zugethan, doch ohne Haß gegen die katholische Partei. Vielmehr leitete ihn sein Christenthum zu allgemeiner Schonung und zu einer lobenswerthen Milde und Behutsamkeit. Er achtete die alten Römischen Einrichtungen, stellte sogar nach siebenjähriger Unterbrechung das Consulat wieder her, und besetzte es mit den würdigsten Römern. Er behielt die Gesetze der Kaiser bei, und ließ auch die Civilverwaltung Italien's in den Händen des prätorischen Präfecten (Th. III. S. 330.) und seiner Unterbeamten. Die Städte bewahrten ebenfalls ihre frühere Verfassung und in den Verhältnissen der Römischen Bevölkerung änderte sich nichts. Ueber das Adriatische Meer und über die Alpen that er Kriegszüge, um Dalmatien zu gewinnen und Noricum vor den Einfällen der Rugier zu beschützen, welche damals am linken Donauufer in den Strichen zwischen den heutigen Städten Wien und Lorch ihre Wohnsitze hatten. Er besiegte sie und machte

ihrem Reiche ein Ende. Dem Westgothenkönig Eurich überließ er, was dieser im südlichen Gallien erworben hatte, und so schien seine Regierung gesichert.

Allein auch er sollte von einem Stärkern verdrängt werden. Die Ostgothen hatten, als sie, nach dem Tode Attila's, von der Herrschaft der Hunnen frei geworden waren, vom Kaiser Marcian Pannonien (das westliche Ungern) zum Wohnsitz erhalten, und drei Brüder aus dem Geschlechte der Amaler (Th. III. S. 340.) theilten sich darein. Doch mußten ihnen die Griechischen Kaiser jährlich eine Geldsumme zahlen, um von den Plünderungen des beutelustigen Volkes verschont zu bleiben. Zu mehrerer Sicherung der darüber geschlossenen Verträge sandte Theodemir, einer jener drei Brüder, seinen siebenjährigen Sohn Theoderich als Geisel nach Constantinopel (zwischen 459 und 462). Dieser fand dort im kaiserlichen Palast Anlaß und Gelegenheit, die Kenntnisse und Einrichtungen der Byzantinischen Griechen, die ihnen fortwährend große Vorzüge über die umwohnenden Barbaren gewährten, mit regem Sinne aufzufassen. Achtzehn Jahr alt, kehrte er unverderbt an Seele und Leib zu seinem Vater zurück, welchem damals auch die Herrschaft seiner Brüder zugefallen war, und als Theodemir bald nachher starb, wurde der Sohn einstimmig als Nachfolger anerkannt. Der Oströmische Kaiser Zeno (unten Abschn. 8.), welcher den Werth des Jünglings richtig würdigte, bemühte sich aus allen Kräften, ihn durch Gunstbezeugungen, unter andern durch die ihm für das Jahr 484 ertheilte Consulwürde, dann auch durch Einräumung eines Gebietes in Mösien, an sich zu fesseln, um sich seiner gegen andere in Thracien ansässige Gothen, Nachkommen derer, welche einst Kaiser Theodosius ins Reich aufgenommen hatte, zu bedienen. Sie wurden von einem Fürsten, ebenfalls Theoderich genannt, beherrscht; der aber nicht aus dem Hause der Amaler stammte. Er war ein Verwandter des Feldherrn Aspar (Th. III. 363.), — den Leo, um sich seiner Uebermacht zu entledigen, mit zweien seiner Söhne hatte ermorden lassen, — und verlangte nun von Zeno Aspar's Erbschaft, den Oberbefehl über die Gothen im Römischen Dienst, welchen jener geführt, und bessere Wohnsitze für sein Volk. Dasselbe Commando suchte auch der Ostgothe, denn die factische Macht über Kaiser und Reich, wie sie wirklich die Familie Aspar's über dreißig Jahre in Händen gehabt, war mit dieser Stellung verbunden. Es kam in der That zum Kriege zwischen beiden Fürsten, doch blieb die Unterstützung Zeno's, welche dieser den Ostgothen ver-

sprochen hatte, natürlich aus, weil den Griechen am Siege derselben wenig gelegen seyn konnte. Ihr Interesse verlangte nur, beide Völker zu schwächen, nicht aber eines übermächtig werden zu lassen. Theoderich beschloß endlich, nach mehreren Zwistigkeiten und wiederholten Einfällen in das Byzantinische Gebiet, sich einen andern Schauplatz für seine Thatkraft zu suchen, womit er den Wünschen seiner Gothen nur entgegen kam. Er machte daher dem Kaiser Zeno den Antrag, mit seinem ganzen Volke nach Italien zu ziehen, und den Anmaßer Odoacer (denn als solchen betrachtete ihn der Byzantinische Hof) aus diesem schönen Lande zu vertreiben. Nach einer andern Nachricht schlug der Kaiser dem Könige, der eben im Begriff war, feindlich gegen Constantinopel vorzudringen, die Besitzergreifung Italien's vor. Man kann diese scheinbar widersprechenden Nachrichten sehr wohl mit einander vereinigen, wenn man annimmt, daß die Wünsche beider Fürsten einander entgegenkamen, und daß der Byzantinische Stolz den Ostgothenkönig vermochte, öffentlich das als eine Vergünstigung zu erbitten, was ihm vom Kaiser vorher an die Hand gegeben war. Nichts erwünschteres konnte es für das Oströmische Reich geben, als diese veränderte Richtung der Gothischen Kräfte, und war der Anstoß dazu von Zeno ausgegangen, mochte er die gelungene Wirkung mit Recht für ein Meisterstück seiner Politik halten. Denn früher oder später hätte Theoderich wahrscheinlich das östliche Reich in seine Gewalt gebracht, wie Odoacer das westliche. Wer aber in dem doch verlorenen Italien gebiete, Odoacer oder Theoderich, darin war für Zeno kein Unterschied; jedenfalls thaten sich die Germanen selbst Abbruch, entfernten sich die Ostgothen aus erdrückender Nähe, es ließ sich hoffen, im Fall des Sieges vielleicht eine gewisse Herrschaft über Theoderich auszuüben, weil er unter kaiserlicher Autorität focht und mit den höchsten Römischen Ehrenstellen bekleidet war. Urkundlich ertheilte der Kaiser dem Gothenfürsten Italien und empfahl ihm scheidend den Senat und das Römische Volk. Ein Verwandter Zeno's begleitete den Zug. So brach denn das Volk der Ostgothen, mit Weibern, Kindern, Heerden und aller Habe aus Mösien auf (488), wanderte, ein gewaltiger Strom, durch das Moravathal gegen die Donau, und ging dann über die Sau, um auf dem niedrigen grasreichen Höhenzuge, der die Drau und Sau scheidet, fortziehend Italien's Grenzen zu erreichen. In der Gegend von Sirmium, an den sumpfigen Wassern, welche bei Cibalä über die Wasserscheide jener beiden Flüsse schleichen, wollten ihnen die Gepiden,

deren Reich in den Ebenen der Theis sich südwärts bis zur Drau und Donau erstreckte, den Paß verlegen. Erst nach hartem Kampfe konnten sich die Gothen Bahn brechen. Im folgenden Frühling stiegen sie endlich von den Alpen hinab. Auf die Nachricht eilte Odoacer mit seinem Heere herbei. Er stieß auf den furchtbaren Schwarm in der Gegend von Aquileja (489), wurde geschlagen, und setzte sich fliehend an der Etsch in der Nähe von Verona. Zum zweiten Male verlor er hier eine Schlacht, und mußte hinter den Mauern Ravenna's Sicherheit suchen. Doch ein Feldherr des Besiegten, der zu Theoderich übergegangen war, und sich dann zu seinem alten Herrn zurückwandte, gab durch diese doppelte Verrätherei dem Letztern wieder auf einige Zeit die Oberhand, bis Theoderich, durch herzueilende Westgothen verstärkt, eine dritte Schlacht an der Adda (490) gewann, und Odoacer sich zum zweiten Male in das feste Ravenna zurückziehen mußte. Theoderich durchzog ganz Italien, unterwarf es sich völlig, erhielt von den Vandalen den Besitz Sicilien's, und kehrte dann nach Ravenna zurück, um der Herrschaft Odoacer's ein Ende zu machen. Aber drei Jahre lang vertheidigte sich der tapfere Mann, bis zuletzt das Murren der Einwohner ihn zwang, einen Vergleich mit den Gothen abzuschließen. Er übergab die Stadt auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle (26. Febr. 493). Die ersten Tage der neuen Freundschaft wurden mit Gastmählern gefeiert, aber noch mitten unter den Lustgelagen ward plötzlich der böser Entwürfe verdächtige Odoacer mit seinem Gefolge niedergehauen, Theoderich dagegen von den Ostgothen zum einzigen König von Italien ausgerufen.

Gegen 200,000 streitbare Männer sollen die Gothen gezählt haben, welche nun den dritten Theil aller Ländereien Italien's für sich in Anspruch nahmen, die schon früher für Odoacer's Krieger hatten abgetreten werden müssen. Theoderich hatte, wie auch die letzten Abendländischen Kaiser, seinen Wohnsitz meist in Ravenna, und ordnete von hier aus mit durchdringendem Herrscherblick die Verwaltung seiner weitläufigen Staaten. Denn ihm gehorchten nicht nur Italien mit den dazu gehörigen Inseln, sondern auch ein Theil des südlichen Gallien's, die Länder zwischen den Alpen bis gegen die Donau hinauf, und ein großer Theil von Pannonien und Dalmatien. Nordwärts sicherte er seine Grenzen durch Befreundung mit den kriegerischen Nachbarn. Die Könige der Franken, Burgunder, Westgothen, Vandalen und Thüringer verschwägerten sich mit ihm, die Alemannen lehn-

ten sich an ihn an, sein Ansehen und seine Macht zeichneten selbst den Franken in ihren Eroberungen gegen die Westgothen Grenzen vor. Dieser Stellung entsprach die Achtung, welche auch entfernte Nationen ihm zollten. Von den Aestyern, welche die Küsten der Ostsee bewohnten, liefen Geschenke in Ravenna ein, und im Heldenliede ist Dietrich von Bern (Verona) ebenso unsterblich geworden, als Theoderich in der urkundlichen Geschichte. Der Kaiser Anastasius, welcher nach dem Erlöschen des westlichen Kaiserthums die Oberhoheit über Italien wenigstens durch Anerkennung oder Verwerfung der dortigen Regierung üben wollte, bestätigte, wiewol ungern und zögernd, Theoderich's Herrschaft, und dieser ließ sich einen solchen Schein gefallen, weil er dadurch in den Augen der Italiener Weihe und Rechtmäßigkeit erhielt. Es waren aber nur Achtungsbeweise, welche Theoderich dem Oströmischen Kaiser zollte; in der That machte er seine völlige Unabhängigkeit gegen denselben geltend, bei zweimaligem Anlaß auch mit den Waffen. Doch nannte sich Theoderich wie Odoacer nur König, seine Herrschaft das Reich der Gothen und Italer, und auf Inschriften und Münzen jener Zeit findet sich des Kaisers Name vor dem Seinigen.

Während Theoderich so seine Lage nach außen sicherte, traf er mit gleichem Eifer die weisesten Maßregeln zur Befestigung seiner Macht im Innern. Er war weit davon entfernt, die Römischen Einrichtungen umzustürzen; die Staatsverfassung blieb fast ganz so, wie er sie vorfand; den Senat, die Statthalter der Provinzen, die Behörden, welche Constantin der Große eingeführt hatte, behielt er bei, und besetzte sie in der Regel mit Römern; es veränderte sich in Italien auch jetzt nichts weiter, als daß ein Gothischer König die Stelle in dem Staatsgebäude einnahm, welche für einen Römischen Kaiser bestimmt war. Die Gothen standen ganz abgesondert unter ihren Herzogen, Grafen und Hauptleuten über Tausend (Millenarien). Diese militärische Eintheilung, zu welcher das lange Herumziehen alle wandernde Stämme der Germanen genöthigt hatte, wurde auch bei der Ansiedelung beibehalten und die Befehlshaber im Kriege blieben zugleich die Richter und Beamten im Frieden. Die Streitigkeiten zwischen Römern und Gothen schlichtete der Gothische Graf mit Zuziehung eines rechtskundigen Römers. Für solche Fälle gab Theoderich ein besonderes Edict vom Jahre 500, das fast ganz aus dem Römischen Recht geschöpft ist und hauptsächlich die Verhältnisse des Güterbesitzes und der Sklaven betrifft, worüber natürlich bei der Stellung der Gothen am leichtesten Zwistig-

keiten sich erhoben; doch galten im Uebrigen Gothische Gewohnheiten für die Gothen, Römisches Recht für die Römer. Vielleicht war jenes ein Versuch Theoderich's, durch die Gewöhnung der Gothen an das Römische Gesetz beide Völker einander näher zu bringen, da die Gleichheit des Rechts einen bedeutenden Punkt der Vermittelung hätte bilden müssen. Im Ganzen zeigt sich überhaupt ein großes Nachgeben Theoderich's gegen das Römische Element seines Staates, welches dem Eindruck zugeschrieben werden muß, dessen ein reich gebildetes Leben, uncultivirten aber weichen und bildsamen Völkern wie den Gothischen gegenüber, immer gewiß seyn darf. In einer Hinsicht hielt er jedoch eine strenge Trennung zwischen Gothen und Italienern fest. Den Ersteren nämlich wies er den Wehrstand und unablässige kriegerische Uebungen als ihren Beruf an. Sie wurden das Militär, gewissermaßen die Kriegerkaste des Reiches, für deren Unterhalt die übrige Bevölkerung durch die Abtretung des dritten Theiles ihres Grundeigenthums reichlich gesorgt hatte. Die bürgerliche Thätigkeit sollte dagegen den Eingebornen überlassen bleiben. Ja der König soll (was indeß nicht sehr glaublich scheint) die Gothen sogar abgehalten haben, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen zu schicken, weil „diejenigen nie ohne Furcht das Schwert erblicken würden, die jung schon vor der Ruthe gezittert hätten." Er selbst hatte nicht einmal seinen Namen aus freier Hand schreiben gelernt, wenn die Erzählung wahr ist; sondern mußte die vier Anfangsbuchstaben desselben durch ein Blech, in welches sie eingeschnitten waren, zeichnen. Doch besaß er regen Sinn für feinere Bildung, und zog die kenntnißreichen Römer mit Achtung hervor. Unter diesen nahm Cassiodorus die erste Stelle ein, ein Mann aus einer alten Römischen Familie entsprossen, von großer Gelehrsamkeit und Einsicht, und in den öffentlichen Geschäften wohl erfahren. Er genoß Theoderich's Zutrauen in hohem Grade, und wurde von ihm zu den höchsten Staatswürden befördert. Zuerst war er Quästor, dann Magister officiorum, im Jahr 514 Consul, und später mehrmals, auch noch unter Theoderich's Nachfolgern, Praefectus praetorio. Die Verfügungen des Gothischen Königs flossen meistens aus seiner Feder. Eine uns noch übriggebliebene Sammlung dieser Verordnungen ist die Hauptquelle für Theoderich's Geschichte, aber in ihrer schlechten Schreibart, weitschweifig, dunkel und voll unnützen Prunks, zugleich ein Beweis für den tiefgesunkenen Geschmack jener Zeit unter den gebornen

Römern, und daß es nicht die Germanischen Barbaren waren, von denen er ausging.

Wie sein ganzes Volk war Theoderich dem Arianischen Glauben zugethan, aber er übte gegen Andersdenkende eine für jene Zeiten bewundernswürdige Duldung und Milde. Die Katholiken wurden weder verfolgt, noch irgend in ihren Rechten gekränkt; in ihre Kirchenangelegenheiten mischte sich Theoderich nur mit großer Behutsamkeit, und nur so weit, als es durchaus nöthig war. Auch die Juden nahm er gegen Verfolgungen in Schutz.

Im siebenten Jahre seiner Regierung (500) machte der König eine Reise nach Rom, und hielt daselbst einen Triumph im Römischen Purpur. Senat und Volk, Papst und Geistlichkeit kamen ihm im feierlichen Zuge entgegen, so wie die Kaiser empfangen zu werden pflegten. Er verweilte hier ein halbes Jahr, um die Meisterwerke der noch immer prächtigen Stadt bewundern zu können. Gerührt von so viel Majestät und Herrlichkeit setzte er große Summen zur Herstellung des Verfallenen und Zerstörten aus, und zeigte sich dadurch des Besitzes dieser heiligen Erde nicht unwürdig.

Daß eine so einsichtsvolle und nachdrückliche Regierung drei und dreißig Jahre währte, mußte dem durch so lange Leiden entkräfteten Lande gewiß zum Segen gereichen. Ackerbau, Handel und Gewerbe, die vorher fast erstorben gelegen, blühten fröhlich wieder auf. Er selbst war allenthalben gegenwärtig, fragte nach Allem, und war in allen Dingen thätig. In Zeiten feindlicher Bedrohung zog er nach Verona, außerdem war, wie schon erwähnt ist, sein gewöhnlicher Aufenthalt Ravenna.

Dies ist die kurze Geschichte eines Königs, der, obgleich nach Römischem und Griechischem Sprachgebrauch ein Barbar, dem gesunkenen Italien noch eine schöne Abendröthe schenkte, und dem nicht das Erobern allein, sondern auch das Erhalten, nicht das Herrschen, sondern das Regieren und Ordnen, nicht das Umstürzen, auch das Beruhigen am Herzen lag. Nur kurz vor seinem Ende sehen wir den trefflichen Mann von der Milde, die seine ganze übrige Regierung bezeichnet, abweichen, und zu Handlungen gereizt, die man aus seiner Geschichte wegwünschen möchte. Die Veranlassung dazu war folgende. Im Jahre 523, unter der Regierung des Kaisers Justin I., ergingen von Constantinopel aus die härtesten Verbote gegen den Arianismus. Theoderich, der darin einen mittelbaren Angriff auf sich selbst und seine

Glaubensgenossen, so wie eine Aufregung der Italischen Bevölkerung gegen die Gothen sah und dies um so weniger ruhig ertragen wollte, je größerer Schonung gegen die katholische Partei er selbst sich bewußt war, fertigte deshalb eine Gesandtschaft nach Constantinopel ab, und einmal zu Mißtrauen gereizt, lieh er einer Anklage sein Ohr, welche einen Römischen Senator, Albinus, als einen heimlichen Begünstiger der Kaiserherrschaft, der in Briefwechsel mit Constantinopel stände, verdächtig machte. Boethius, ein anderer Senator, durch Rang, Kenntnisse und Rechtschaffenheit gleich ehrwürdig, ward, weil er in der Vertheidigungsrede für seinen Freund die Worte gebraucht, er selbst und der ganze Senat seyen des Verraths gerade eben so schuldig als Albinus, gleichfalls ins Gefängniß geworfen, und einige Zeit nachher hingerichtet. Denn Theoderich nahm jene Worte für den unverhohlenen Ausdruck der wirklichen Gesinnung der angesehenen Römer und meinte diese Opposition mit Strenge unterdrücken zu müssen. Bald darauf traf dasselbe Schicksal auch Boethius' Schwiegervater, den greisen Symmachus, weil er über den Tod seines Schwiegersohns zu laut gemurrt hatte (525). So sehr man auch geneigt seyn möchte, den großen Theoderich hier übereilter Härte und Grausamkeit zu zeihen, da die Geschichte von erwiesenen Verbrechen der Angeklagten nicht spricht, so sehr dient doch die ganze Lage der Verhältnisse, wo nicht zu seiner gänzlichen Rechtfertigung, doch zu seiner Entschuldigung. So viele Wohlthaten Theoderich den Italienern auch erzeigt hatte, so beneidenswerth sie ihre Lage auch finden mußten, wenn sie dieselbe mit ihrer frühern, so wie mit der ihrer meisten Nachbarn verglichen; so konnten sie es doch nicht vergessen, daß ihr Fürst ein Barbar und ein Ketzer war. Von einem solchen regiert zu werden, galt ihren eingewurzelten Vorurtheilen für eine Schmach, und da an dem Byzantinischen Kaiser keiner von beiden Flecken haftete, so entstand bei Vielen das Verlangen, unter die Herrschaft desselben zurückzukehren; den Druck und das Elend, welche ihrer dann unausbleiblich warteten, vergaßen sie. Einmal mit diesen geheimen Wünschen bekannt, und voll von dem bittern Gefühle, seine großen Wohlthaten nicht anerkannt zu sehen, glaubte Theoderich, in einem dringenden Falle von der strengen Form des Gesetzes abweichen zu dürfen, und die geheime Verbindung der Angeklagten mit dem Byzantinischen Hofe mag, wo nicht unwiderleglich dargethan, doch sehr wahrscheinlich gemacht worden seyn. Nicht lange nach diesen Begebenheiten starb Theoderich am 26. August 526, und hinterließ das Ostgo-

thische Reich (Söhne hatte er nicht) seinem Enkel Athalarich, dem Sohne seiner Tochter Amalasuntha. Schon bei seinem Leben hatte er sich ein großes Grabmahl erbauen lassen.

---

2. Chlodwig, König der Franken.

(481–511.)

Um dieselbe Zeit gründete der Franke Chlodwig einen Staat, welcher, den Namen dieses Volkes tragend, nach mannichfaltigen Veränderungen fortdauert bis auf den heutigen Tag, während der Ostgothische bald nach dem großen Theoderich wieder unterging. Die Franken standen damals noch unter mehreren Fürsten, und waren in Salische und Ripuarische getheilt *). Die ersteren saßen im nördlichen Gallien, die letzteren an den Ufern des Niederrheins. Den südwestlichen Theil Gallien's hatten um diese Zeit, wie in der Alten Geschichte erzählt ist, die Westgothen inne; an der Saone und Rhone bis zur oberen Loire hatten sich die Burgunder ausgebreitet; Armorica (Bretagne) war von unabhängigen vor den Sachsen über die Meerenge geflüchteten Briten bewohnt; und zwischen der Loire und Seine behauptete sich noch Syagrius, des Aegidius Sohn, welcher einst Kaiser Majorian's Feldherr in diesen Gegenden gewesen war.

Chlodwig (Ludwig), Sohn des Frankenkönigs Childerich, aus dem Geschlechte der Merovinger, folgte seinem 481 in seiner Hauptstadt Tournay verstorbenen Vater schon als funfzehnjähriger Jüngling in der Regierung über einen Theil der Salischen Franken. Aber sein Erbe war ihm viel zu beschränkt, und bald beschloß er einen Angriff auf Syagrius. Er forderte ihn heraus, Ort und Zeit des Kampfes zu bestimmen, und Beide rüsteten sich. Chlodwig verband sich mit zwei anderen Fränkischen Fürsten und schlug mit ihrer Hülfe den Syagrius bei

---

*) Der Name Ripuarier ist entweder verdorben aus riparii d. i. Uferbewohner oder durch das Deutsche Wort Ripwaren, Bewohner des Rip- oder Riflandes, das heißt des Uferlandes zu erklären. Salier kommt her vom Altdeutschen saljan, übergeben; also Bewohner des übergebenen, erworbenen Landes. Vielleicht waren es ursprünglich die Stämme, welchen Kaiser Constans im Jahre 342 den Besitz der Batavischen Landschaften zwischen Maas und Schelde, welche sie erobert hatten, unter Römischer Oberhoheit, überließ. Später hatten sie ihre Herrschaft nach Westen hin ausgedehnt. Nach Türk Forschungen auf dem Gebiet der Geschichte Heft 3. war die Heimath dieser Franken das Salland an der Niederländischen Yssel.

Soissons (486). Der Geschlagene floh nach Toulouse zu Alarich II., König der Westgothen, der seinem Vater Eurich (Th. III. S. 365.) in der Herrschaft gefolgt war. Chlodwig forderte den Flüchtling vom Alarich; dieser war feig genug, ihn auszuliefern, und Chlodwig ließ ihn hinrichten. In kurzem war alles Land bis an die Loire Fränkisch.

Dieser Sieg und diese Eroberungen sind als die Gründung des eigentlichen Frankenreichs zu betrachten, welches sich nachmals, wie der Verfolg der Geschichte zeigen wird, über ganz Gallien und Deutschland erstreckte. Als das Letztere wieder davon getrennt ward, ist der Name Frankreich nur dem ehemaligen Gallien geblieben.

Das durch Fruchtbarkeit und Anbau ausgezeichnete Burgundische Reich war etwa um das Jahr 470 unter vier Brüder getheilt worden, die, dem Willen ihres verstorbenen Vaters Gundiach zufolge, Chilperich in Genf, Godemar in Vienne, Godegisel in Besançon und Gundobald (Th. III. S. 364.) in Lyon, wohnen sollten. Allein die Brüder bekämpften sich unter einander selbst; in einem Kriege wider den Mächtigsten, Gundobald, unterlagen Chilperich und Godemar. Der Erstere ward gefangen und mit zwei Söhnen getödtet, seine Gemahlin in die Rhone gestürzt; Godemar gab sich selbst den Tod; dem Godegisel überließ Gundobald das Gebiet von Genf. Noch waren zwei Töchter des ermordeten Chilperich am Leben. Schlau begehrte Chlodwig eine von diesen, die kühne Chlotilde, zur Ehe (493). So hatte er einen trefflichen Vorwand, entweder ihr väterliches Erbgut zu fordern, oder über ihre Verweigerung zu zürnen. Gundobald willigte nach langem Zögern in diese Verbindung, und er empfing von ihrem Bräutigam nach altdeutscher Sitte, den Solidus und Denar als Zeichen des Loskaufs. Voller Freuden über ihre Erlösung aus der Haft des brudermörderischen Oheims, bat sie schon auf der Reise zum Chlodwig ihre Fränkischen Begleiter, sie gleich jetzt durch Abbrennung der Burgundischen Höfe an jenem zu rächen. Es geschah, und mit herzlicher Freude, ja sogar mit Dank gegen Gott blickte sie von Zeit zu Zeit in die weitleuchtende Landschaft zurück. Nach Empfang der Braut ließ Chlodwig auch ihre Schätze fordern. Gundobald schickte sie zornig, und nur auf Zureden seiner Burgundischen Räthe, hatte aber diesmal noch Friede vor Chlodwig, weil dieser auf einer andern Seite beschäftigt war.

Deutschland war damals von mehreren unabhängigen, mit einander nicht verbundenen, und, wie die Franken, noch heidnischen Völkern bewohnt. Es waren dies die Alemannen, von der Lahn bis nach der

Schweiz an beiden Rheinufern und in Schwaben bis zum Lech; östlich von ihnen bis zur Ens die Bajoarier oder Baiern, eine aus den Resten der Rugier, Scyren, Turcilinger und anderer Deutscher Stämme erwachsene Völkerschaft *); die Thüringer von dem Harz fast bis zur Donau, und westlich bis zu den Grenzen der Franken und Alemannen; die Sachsen im größten Theile von Norddeutschland bis zur Elbe und zur Eider; die Friesen im äußersten Nordwesten. Die Alemannen überzogen 496 den Fürsten der Ripuarischen Franken, Siegebert, der in Köln saß, mit Krieg. Chlodwig eilte seinem Vetter gegen sie zu Hülfe, und schlug sie, wahrscheinlich bei Zülpich, in der Nähe von Bonn, völlig aufs Haupt. Die Besiegten gehörten nun zum Frankenreiche, behielten aber ihre herkömmlichen Gesetze und Einrichtungen, ja sogar eigne Herzöge. Nur ein Theil ihres Gebietes, die Maingegenden, wurde ihnen gänzlich entrissen und unter Fränkische Krieger vertheilt. Es ist noch ein Schreiben des großen Theoderich an Chlodwig aus dieser Zeit vorhanden, in welchem er ihm zu diesem Siege Glück wünscht, und ihn ermahnt, sich die bezwungenen Völker durch Mäßigung und Milde zu verbinden, die südlicher wohnenden Alemannen aber, die sich in Ostgothischen Schutz begeben, nicht weiter anzugreifen. Auch scheinen die Alemannen in den oberen Rheingegenden erst nach Chlodwig's Zeiten während des Gothisch-byzantinischen Krieges unter Fränkische Herrschaft gekommen zu seyn.

Nach vielen oft zurückgewiesenen Vorstellungen Chlotildens, die den katholischen Glauben bekannte, wenn gleich sonst die Burgunder der Lehre des Arius zugethan waren, nahm Chlodwig jetzt das Christenthum an. In dem hartnäckigen Treffen bei Zülpich hatte er das Gelübde gethan, wofern ihm Gott den Sieg gäbe, ein Christ zu werden. So geschah denn die Taufe am Weihnachtstage 496 zu Rheims von dem dasigen Bischof Remigius, mit aller Pracht und Feierlichkeit des katholischen Gottesdienstes. „Beuge in Demuth dein Haupt, Sigambrer, verbrenne was du angebetet, bete an was du verbrannt," sprach der Geistliche. Mit ihm empfingen dreitausend Franken seines Gefolges das heilige Bad, desgleichen seine Schwester Audoflede, die

*) Mannert Geschichte Bayern's, Th. I. S. 10 fg. Der Name Bajoarier oder Bajowaren bedeutet wahrscheinlich Bewohner des (ehemaligen) Landes der Bojer. Er wird erst nach dem Untergange des Gothischen Reiches in Italien gehört und viele Gothen möchten sich ebenfalls hieher geflüchtet haben. Mittelalterliche Glossen erklären das Wort Amelunge — so heißen in den altdeutschen Dichtungen die Gothen — durch Baier.

nachherige Gemahlin Theoderich's des Großen. Der damalige Papst Anastasius bezeugte ihm als einem zweiten Constantin seine Freude über diese Begebenheit, und nannte ihn den allerchristlichsten König, in so fern er nämlich im katholischen Glauben getauft worden war, während alle übrige Abendländische Fürsten Arianer waren, und selbst der Oströmische Kaiser Anastasius sich zu den als ketzerisch verdammten Lehren des Eutyches (Th. III. S. 377.) hinneigte. Auf Chlodwig's Handlungsweise hatte sein Uebertritt zum Christenthum freilich keinen Einfluß; es wäre indeß eben so ungerecht wie bei Constantin, diesen Schritt darum für ein Heuchelspiel und lediglich aus Staatsgründen zu erklären, obschon Chlodwig dadurch in den Augen seiner Römisch-Gallischen Unterthanen allerdings außerordentlich gewann.

Jetzt gedachte Chlodwig des Burgundischen Gundobald, und achtete es nicht, daß der Sohn desselben, Sigismund, eine Tochter des mächtigen Theoderich zur Ehe hatte. Er verband sich heimlich mit dessen Bruder Godegisel in Genf, und zog nun gegen Gundobald. Dieser forderte alsdann seinen Bruder zur Hülfe auf; Godegisel erschien wirklich, und stellte sich zu ihm; als es aber bei Dijon zum Treffen kam, trat er plötzlich zu den Franken über und der bestürzte und geschlagene Gundobald floh nach Avignon. Hier hielt er sich tapfer gegen den belagernden Chlodwig, und ermüdete ihn so sehr, daß ihm derselbe gegen einen Tribut den Frieden bewilligte. Nachmals fiel Gundobald trotz einer Fränkischen Schaar, die Chlodwig bei ihm zurückgelassen, über seinen treulosen Bruder Godegisel her, überraschte ihn in Vienne, und machte ihn in einer Kirche nieder, wo der Flüchtige vergebens eine Freistatt gesucht hatte. Seitdem behauptete Gundobald das ganze Burgundische Reich bis an sein Ende (516), führte die Regierung mit Ruhm, und gab seinem Volke ein eigenes Gesetzbuch.

Nach dem Burgundischen Kriege unterwarfen sich die Briten in Armorica (unten Abschn. 7.) dem Chlodwig. Einige Jahre nachher kam der Krieg mit dem Westgothenkönige Alarich zum Ausbruch, nach dessen Ländern Chlodwig schon lange lüstern war. Vergebens suchte Theoderich durch ermahnende und drohende Briefe Chlodwig und seinen Schwiegersohn Alarich auszusöhnen und den Sturm zu beschwichtigen. Die Stimmung der Katholiken im Westgothischen Reiche gegen den Arianischen König, die sogar in Aufstände ausbrach, kam dem Ersteren trefflich zu Statten, und den frommen Eifer seiner neubekehrten Franken zu gewinnen, sprach er in der Versammlung: „Es ärgert mich

2*

gewaltig, daß diese Arianer einen Theil von Gallien besitzen sollen! Laßt uns mit Gottes Hülfe gehen, und uns das Land zueignen." Gundobald von Burgund und Siegebert von Köln ließen ihre Völker zu ihm stoßen, und so ward 507 aufgebrochen. Noch zu Paris versprach er, nach glücklicher Rückkehr den zwölf Aposteln eine Kirche zu erbauen, da, wohin seine jetzt ausgeworfene Streitaxt fallen würde. Dem heiligen Martin *) gelobte er, als er durch Tours kam, sein Streitroß.

Alarich II. erwartete ihn mit seinen Gothen zu Poitiers. Nicht weit von dieser Stadt, an den Ufern des Clain, kam es zur Schlacht. Die Westgothen unterlagen, Alarich ward von Chlodwig selbst getödtet. Dieser verfolgte kräftig seinen Sieg, nahm 508 den reichen königlichen Schatz zu Toulouse in Besitz, und ließ seinen Sohn Theoderich dort zurück, um mit den Burgundern die Westgothen völlig aus Gallien zu treiben. Er selber kehrte über Tours nach Paris zurück. Vor dem Kloster des heiligen Martin wollte er sein ihm werthes Streitroß mit hundert Goldstücken lösen, allein man sagte ihm, das Pferd sey gar nicht wieder wegzubringen. Da legte er noch hundert Goldstücke zu, und nun ging es, worauf Chlodwig äußerte, der heilige Martin sey gut in der Noth, aber theuer im Handel **). Dort kamen Gesandte von dem Griechischen Kaiser Anastasius zu ihm, und brachten ihm die Ehrenzeichen des Patriciats, wodurch man in Constantinopel den mächtigen Nebenbuhler Theoderich's zu gewinnen, und zugleich den Schein einer Oberhoheit über Gallien zu erhalten dachte. Chlodwig empfing das Geschenk mit Dank, schmückte sich in der Abtei des heiligen Martin mit Purpurtunica und Diadem, und ritt so bis zur Stadt, mit beiden Händen Geld unter die begleitende Menge ausstreuend.

Damit aber Chlodwig nicht das ganze Westgothische Reich an sich reißen möchte, erhob sich jetzt Theoderich gegen ihn. Sein Feldherr Ibbas zwang an der Spitze eines großen Ostgothischen Heeres die vereinigten Franken und Burgunder, die Belagerung von Arles aufzuhe-

*) Der im dritten Theile (S. 371.) erwähnte Martinus, Bischof von Tours, der auch nach seinem Tode eine besondere Verehrung genoß, und als ein großer Wunderthäter betrachtet ward.

**) Bei einer andern Gelegenheit, als er die Leidensgeschichte Jesu erzählen hörte, rief er aus: „Wäre ich nur mit meinen Franken da gewesen, ich hätte es ihnen vergelten wollen!"

ben, und brachte ihnen eine emfindliche Niederlage bei. Doch behielt Chlodwig alles Land von der Loire bis zu den Pyrenäen. Den Westgothen blieb in Gallien fast nichts, als die später Languedoc genannte Provinz. Amalarich, Alarich's Sohn und Theoderich's Enkel, wurde erst nach dem Tode des Letztern König. Bis dahin ließ Theoderich das Westgothische Reich durch seinen Waffenträger Theudes in seinem eignen Namen verwalten; das Land zwischen der Rhone und den Cottischen Alpen, welches sich nördlich etwa bis an die Durance erstreckte, wurde den Ostgothischen Besitzungen einverleibt.

Um nun auch alle Franken unter seine Herrschaft zu vereinigen, fehlten dem Chlodwig noch die Gebiete seiner vier Verwandten, Siegebert, Chararich, Ragnachar und Rignomer, die er durch empörende Hinterlist aus dem Wege räumte. Siegebert in Köln war alt und lahm — bei Zülpich hatte ihm ein Alemanne das Knie durchstochen — und hatte einen herrschsüchtigen Sohn. Diesem Letztern zeigte Chlodwig die Aussicht auf ein Bündniß mit ihm und auf die Herrschaft seines Vaters, wenn dieser erst todt seyn würde. Der unmenschliche Sohn ließ hierauf seinen Vater morden als er nach Mittag ruhete, und gab sogleich dem Chlodwig Nachricht: er möge seiner Getreuen einige senden, die Schätze des Vaters zu sehen und für ihn etwas auszulesen. Sie kamen, und als jener sich bückte, den Inhalt der Kasten zu zeigen, hieb ihm einer hinterrücks mit der Streitaxt die Hirnschale ein. Und nun erschien Chlodwig, und fragte die Ripuarischen Franken in der Versammlung, ob sie sich seinem großen Reiche anschließen wollten. Sie riefen Beifall, schlugen die Waffen zusammen, setzten ihn nach Deutscher Sitte auf einen Schild, und hoben ihn jubelnd als ihren König in die Höhe. „So fällete Gott täglich, sagt der Bischof Gregorius von Tours *), seine Feinde unter seiner Hand, darum daß er mit rechtem Herzen vor ihm wandelte, und that, was seinen Augen wohlgefiel.“ Ein Ausspruch, den man unbegreiflich finden muß, wenn man ihn nicht auf Chlodwig's Bekehrung bezieht, die in den Augen des Bischofs, als eine That, die ein ganzes Volk zum Christenthume brachte, jegliches Andere überwog.

Chararich, in einer nicht genau mehr auszumittelnden Gegend, mußte angeblich dafür büßen, daß er bei Chlodwig's erstem Zuge gegen

*) Er lebte im sechsten Jahrhundert, und schrieb eine in barbarischem Latein abgefaßte, aber sehr wichtige Geschichte der Franken bis zum Jahre 591.

den Syagrius unthätig geblieben. Er ward nebst seinem Sohne mit List aufgegriffen und zum Geistlichen geschoren. Als aber der Sohn tröstend zum Vater sprach: „vom grünen Holze ist das Laub abgestreift, schnell können die Blätter wieder wachsen," ließ Chlodwig sie beide hinrichten. Das Land wurde mit dem Frankenreiche vereinigt.

Jetzt war an Ragnachar in Cambray die Reihe. Dieser war seinen Unterthanen wegen seiner Schwelgerei verhaßt. Chlodwig brachte einige seines Gefolges durch eherne Waffenringe und Wehrgehenke, die er für goldene ausgab, auf seine Seite, daß sie ihren rechtmäßigen Herrn, als Chlodwig offen gegen ihn auszog, treulos verließen, ihn auf der Flucht ergriffen, und nebst seinem Bruder Richar gebunden vor den Sieger führten. „Ha! rief ihm dieser mit erheucheltem Zorn entgegen, wie hast du unser Geschlecht so tief erniedrigen können, dich binden zu lassen?" Mit diesen Worten hieb er ihn nieder. Zum Bruder aber fuhr er fort: „Und du, Elender, wenn du deinem Bruder beigestanden hättest, er wäre sicher nicht gebunden worden." So schlug er auch diesen mit der Streitaxt zu Boden. Denen aber, die er mit den unechten Geschenken betrogen hatte, erwiederte er auf ihre Beschwerde: wer seinen Herrn verrathe, verdiene kein besseres Gold, sie hätten es mit Dank zu erkennen, daß er ihnen noch das Leben lasse. Ein dritter Bruder, Rignomer, ward gleichfalls aus dem Wege geräumt, und nach ihm alle Vettern, welche noch Ansprüche auf Herrschaft hätten machen können. Ja um zu erforschen, ob noch jemand übrig sey, stellte er sich in Gegenwart seiner Großen oft betrübt, daß er doch gar keinen Verwandten mehr habe, der im Nothfall ihm helfen könne. Ihm selber war es nicht beschieden, die Früchte seiner Grausamkeit lange zu genießen. Er starb schon im fünf und vierzigsten Lebensjahre (511) zu Paris, und hinterließ seine Gemahlin Chlotilde nebst vier Söhnen, Theoderich, Chlodomir, Childebert und Chlotar. Trotz der wilden Rohheit seines Charakters und der um den Besitz der Herrschaft begangenen Verbrechen, bleibt ihm der Ruhm, durch die Kraft und Kühnheit seines Geistes von kleinen Anfängen aus den Staat begründet zu haben, von welchem die eigentliche Entwicklung des Germanischen Lebens ausgegangen ist.

3. Chlodwig's Nachfolger bis auf Brunehildens Untergang.
(511—613.)

Nach der unweisen Sitte jener Völker ward das kaum vereinigte große Frankenreich gleich nach Chlodwig's Tode in vier Theile, nach den vier Söhnen, getheilt. Theoderich bekam Alles, was die Franken in Germanien besaßen, nebst einem Theile des östlichen Gallien's bis zu den Ardennen. Die alten Sitze der Franken lagen in diesem Gebiete. Den westlichen und südlichen Theil der Monarchie theilten die anderen drei Brüder. Theoderich nahm seinen Königssitz zu Metz, Chlodomir zu Orleans, Childebert zu Paris, und Chlotar zu Soissons. Theoderich's Reich hieß Austrasien, Childebert's Antheil Neustrien; doch führte späterhin die gesammte westliche Ländermasse im Gegensatz zu dem östlichen, völlig Deutschen Austrasien, diesen Namen. Zum Glück für das Ganze kehrten die Brüder nicht, wie man nach dem sonstigen Geiste des Merovingischen Geschlechts erwarten möchte, die Waffen gegen sich selbst, sondern suchten sich auf Kosten der Nachbarn zu vergrößern. Die drei letzten vereinigten sich (523), mit auf den Antrieb ihrer Mutter, die noch immer Rachegedanken gegen Gundobald's Geschlecht nährte, zur Eroberung des Burgundischen Reichs, das ihr Vater vergebens bekämpft hatte. Sie überwanden den König Sigismund, Gundobald's Sohn, und brachten ihn gefangen nach Orleans, wo ihn Chlodomir im folgenden Jahre (524) sammt seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern in einen Brunnen stürzen ließ, um dessen Bruder Godomar, der nach ihm die Burgundische Herrschaft übernommen, sicherer bekriegen zu können. Der unmenschlichen That folgte die Rache auf dem Fuße. Chlodomir ward von den Burgundern in einem Treffen bei Vienne niedergehauen, und sein Kopf, auf eine Stange gesteckt, umhergetragen. Sein Bruder Chlotar heirathete die Wittwe, Guntheuge, und theilte mit den beiden anderen Brüdern Chlodomir's Reich. Die Burgunder hatten nun noch einige Jahre Ruhe.

Ueber die Thüringer führten damals drei Brüder die getheilte Herrschaft. Der eine derselben, Hermannfried, mit einer Schwestertochter Theoderich's des Großen vermählt, strebte Herr des Ganzen zu werden. Einen Bruder ermordete er, gegen den andern suchte er des Fränkischen Theoderich Bündniß. Mit dessen Hülfe überwand er ihn

auch, und eignete sich sein Land zu, da der Bruder selbst in der Schlacht geblieben war. Aber auch ihm sollte der ungerechte Erwerb nicht frommen. Nach Theoderich's des Großen Tode, da von den Gothen nichts mehr zu fürchten war, überfielen ihn die Fränkischen Brüder, Theoderich und Chlotar (527), unter dem Vorwande, er habe dem Erstern seine Versprechungen nicht gehalten, schlugen mit Hülfe der Sachsen die Thüringer, und verfolgten sie bis über die Unstrut. Hermannfried entrann diesmal noch, ließ sich aber einige Zeit nachher durch den trügerischen Theoderich zu einer Zusammenkunft nach Zülpich verlocken, und hier ward er, auf der Mauer im Gespräch mit jenem begriffen, meuchlings hinabgestürzt (530). Seitdem fügten sich die hauptlosen Thüringer der Fränkischen Herrschaft. Also gelang den Franken, was den Römern in der höchsten Blüthe nicht gelungen war, vom Rheine her einen großen Theil des mittlern Deutschland's zu erwerben. Aber sie brachten auch nicht Knechtschaft und fremde Formen des Lebens wie die Römer, sondern ein Verhältniß, mehr Verbindung mit Stammesverwandten zu nennen, als Unterwerfung, zu welcher der Deutsche Freiheitsgeist seinen Nacken schwerer gebeugt hätte. Den Sachsen ward für ihren Beistand der nördliche Theil von Thüringen zu Theil. Hermannfried's Wittwe, Amalaberg, floh zu ihrem Verwandten, dem Gothenkönig Theodat, nach Italien, und sein Sohn nahm späterhin Dienste im Heere des Griechischen Kaisers Justinian.

Gleich nach dem Thüringischen Reiche ging nun auch das so lange bedrohete Burgundische in dem gewaltigen Frankenreich unter. Die Könige Childebert, Chlotar und Theodebert von Austrasien, der seinem Vater Theoderich vor kurzem in der Herrschaft gefolgt war, brachen noch einmal ein (534), bezwangen das Heer des Godomar, und führten ihn selbst gefangen hinweg. Auch diese Neueinverleibten wurden, wie alle andere, bei ihren herkömmlichen Freiheiten und Gesetzen gelassen, ohne daß sie sich den Fränkischen Einrichtungen weiter fügen durften.

Chlotar, der jüngste der vier Söhne Chlodwig's, überlebte seine Brüder und deren Nachkommenschaft, und vereinigte so das ganze große Reich wieder (558), welches sich jetzt von dem Atlantischen Meere und den Pyrenäen bis zur Unstrut erstreckte. Die Provence war von des Ostgothischen Theoderich's Nachfolgern gleichfalls abgetreten worden, und späterhin verpflichteten sich auch die Herzöge der Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger zur Abhängigkeit von den Merovingischen Köni-

gen. Doch war diese Abhängigkeit lange Zeit fast nur dem Namen nach vorhanden.

So sehen wir das Reich der Merovinger nach außen heranwachsen zum mächtigsten des Abendlandes. Nach innen geht die Geschichte dieser Fürsten fort, wie sie Chlodwig begann, und wird nun eine fast ununterbrochene Kette von Lastern und Tyrannei und von Unthaten blutdürstiger Grausamkeit und Rachgier, die sie, von Ehrgeiz und Herrschsucht verblendet, gegen einander selbst üben, wie die Pelopiden in der Dichtersage, so daß man sich beim Lesen dieser Frevelthaten entsetzt fragt, was aus jener Sittenreinheit geworden ist, welche die Römer an den Deutschen einst so hoch rühmten. Wie im Königshause wüthen Gewalt und Habsucht unter den Großen; Hinterlist, Meineid, Mord sind alltägliche Dinge, die jeder vom andern erwartet, gegen die er sich durch ähnliche Mittel schützt.

Als Chlotar 561 starb, nachdem er funfzig Jahre König der Franken gewesen, ward das Reich abermals unter seine vier Söhne, Charibert, Guntram, Chilperich und Siegebert zerstückelt. Wir sehen jetzt ein Chaos von Bruderkriegen und Gräuelthaten, bis endlich, nachdem Dolch und Schwert lange genug gewüthet haben, 613 das ganze Reich zum zweiten mal unter Chlotar II., Chilperich's Sohn, vereinigt wird. Die ausführliche Erzählung dieser Merovingischen Gräuel muß der besondern Landes- und Volksgeschichte überlassen bleiben. Den Charakter jener Herrscher kennen zu lernen, mögen hier nur einige Züge aus der Geschichte der beiden berüchtigten Königinnen Fredegunde und Brunehilde stehen.

Siegebert in Austrasien und Chilperich in Soissons heiratheten zwei schöne und kluge Schwestern, Töchter des Westgothischen Königs Athanagild. Siegebert blieb seiner Gemahlin Brunehilde treu, aber Chilperich ergab sich einem Weibe seines Volkes, Namens Fredegunde, und verachtete seine königliche Gemahlin Galeswintha, die eines Morgens erdrosselt im Bette gefunden wurde. Aller Verdacht fiel auf Fredegunden, die bald darauf Chilperich's Gemahlin und Königin wurde. Brunehilde hatte nach Germanischer Sitte ihrer Schwester Blut zu rächen; außerdem war Chilperich dem Siegebert schon früher einmal, als er gegen die Avaren im Felde stand, welche damals auf ihren Raubzügen von Pannonien bis nach Thüringen vorgedrungen waren (569 und 570), treulos ins Land gefallen. So kam der Bruderkrieg zum Ausbruch. Siegebert war glücklich, vertrieb seinen Bruder Chilperich aus seinem

Lande und seinen Eroberungen, und nahm Besitz von Paris. Der König Charibert, dem diese Stadt ursprünglich gehört hatte, war schon früher gestorben und seine Brüder hatten sich in die Länder getheilt. Chilperich's Große erhoben den viel würdigern Siegebert im Lager bei Vitry auf dem Schilde zu ihrem König. Da drängen sich im Getümmel zwei Männer heran und stoßen ihm ihre vergifteten Messer in die Seiten. Fredegunde hat sie abgeschickt (575). Brunehilde wurde mit ihrer Tochter zu Paris von Chilperich gefangen, nach Rouen gesendet und dort streng bewacht. Den einzigen fünfjährigen Sohn Siegbert's, Childebert, rettete der treue Herzog Gundobald von Paris nach Metz, wo ihn die Austrasischen Edeln sogleich als ihren König anerkennen. Unter des Kindes Herrschaft hoffen sie um so ungestrafter schalten und walten zu können. Brunehilde fand in Fredegundens Stiefsohn, Meroväus, einen unerwarteten Freund. Er entbrannte im Liebe zu seines Oheims Wittwe und der Bischof von Rouen Prätextatus verband sie. Da sendete Chilperich den Austrasiern ihre Königin zurück, und sie ergriff hier mit Kraft und Geschick für ihren Sohn die Zügel der Regierung. Den Meroväus aber läßt der Vater scheeren, zum Presbyter weihen und schickt ihn gen Mans ins Kloster. Unterweges entkommt er indeß glücklich zu Brunehilde, doch die Austrasier, denen die Königin schon viel zu mächtig herrscht, verjagen ihn. Vertrieben und flüchtig durchirrt er die Champagne, bis ihn die Bürger von Terouanne hinterlistig in ihre Stadt locken, um ihn dem Vater auszuliefern. Da zieht er es vor, hier von der Hand eines Freundes den Todesstoß zu empfangen. Auch Prätextatus fiel späterhin am Altare unter dem Dolche des Mörders, welchen Fredegunde gegen ihn ausgesendet. Dasselbe Schicksal hatte ihr zweiter Stiefsohn Chlodwig, den sie beschuldigte, drei Knaben, welche sie damals an einer Krankheit verloren hatte, durch böse Zauberkünste aus der Welt geschafft zu haben. Selbst die Königin Audovera, Chlodwig's und Meroväus verstoßene Mutter, ließ das unmenschliche Weib umbringen.

Chilperich hielt sich damals in seiner Villa zu Chelles unweit Paris auf und vergnügte sich mit der Jagd. Eines Abends kehrt er in der Dämmerung zurück und wie er vom Pferde steigt, stößt ihm einer das Messer unter die Achsel, dann noch einmal in den Leib, so daß er leblos zur Erde stürzte. Fredegunde flieht in der Bestürzung nach Paris, da sie alles von Brunehilde zu fürchten hatte, und sendet an Guntram von Burgund: „mein Herr komme und übernehme das Reich; mein

kleines Kind möchte ich in seine Arme legen und mich demüthigen unter seine Herrschaft." Ihrer Unterthanen war sie nicht sicher, vielfach hatte sie Gewalt und Frevel geübt, Hohe und Niedere, die ihr im Wege standen, martern, blenden, hinrichten lassen. Guntram erschien sogleich mit seinen Getreuen und ließ Chilperich's allein übriggebliebenen Sohn, den Fredegunde erst vor vier Monaten geboren von den Großen und den Städten des Reichs anerkennen. Er hatte die Echtheit des Knaben bezweifelt, aber es fanden sich drei Bischöfe und dreihundert edle Franken, welche diese mit der Königin beschworen. Der junge Childebert zog ebenfalls mit einem Heere gegen Paris heran, kehrte aber, da er Guntram schon im Besitz und die Einwohner gegen sich gestimmt fand, unverrichteter Sache wieder zurück. Der König von Burgund ordnete indeß das Reich von Soissons für seines Bruders Sohn, und zwang die Vornehmen herauszugeben, was sie an Landbesitz von den königlichen Gütern unrechtlicher Weise an sich gebracht. Er fürchtete deshalb ihre Rache und durch die Ermordung seiner beiden Brüder geschreckt, zeigte er sich nie, selbst in der Kirche nicht, ohne bewaffnetes Geleit: „Nur drei Jahre noch laßt mich leben, ihr Männer und Frauen, sprach er einst zum versammelten Volk in der Messe, auf daß wenigstens einer meiner Neffen heranwachse und sie nicht mit euch allen zu Grunde gehen." Fredegunden wies er ihren Wohnsitz auf der Villa Rüel an, und viele Edle begleiteten sie dorthin. Da seine beiden Söhne schon früher gestorben waren, setzte Guntram den Childebert auch zum Erben von Burgund ein. Er ladet ihn zu sich, giebt ihm mehrere Städte in der Champagne, welche Chilperich einst nach Siegebert's Tode den Austrasiern entrissen hatte, zurück und reicht ihm seine Lanze: „dies ist das Zeichen, daß ich Dir mein Reich übergebe, du sollst mein Nachfolger seyn." Sein Gefolge ermahnt er zur Treue gegen den nun schon Erwachsenen. Childebert konnte damals funfzehn oder sechszehn Jahr zählen, doch wußte Brunehilde sich auch jetzt den mächtigsten Einfluß zu bewahren. Nach einer großen Verschwörung der trotzigen Austrasischen Edlen gegen Childebert, nachdem ein ähnliches noch bedeutenderes Unternehmen der Burgundischen Vornehmen gegen Guntram ebenfalls vor kurzem mißglückt war, schlossen beide Könige zur Befestigung ihres Thrones in persönlicher Zusammenkunft (auch Brunehilde fehlte nicht) in Gegenwart der Vasallen und Bischöfe zu Andelot unweit Chaumont, auf der Grenze beider Reiche, einen Vertrag (587) des Inhalts: „Treue und Freundschaft werden unter Burgund und Austra-

sien aufrecht erhalten, Guntram bleibt im Besitz von Paris und ihres Gebiets. Wer von den beiden Königen länger lebt, beerbt den andern, falls dieser ohne Söhne stirbt. Diejenigen Gefolgsleute, welche nach Chlotar's I. Tode Guntram oder Siegebert Treue geschworen, nachmals aber das Austrasische oder Burgundische Reich verlassen haben, kehren wieder dorthin zurück. Keiner der Könige entzieht dem andern seine Leute, auch die freiwillig Kommenden nimmt er nicht auf. Was diesen oder der Kirche die Könige zugewendet haben oder noch zuwenden werden, wird ihnen beständig verbleiben; was ihnen während der Unruhen ohne ihre Schuld genommen ist, wird zurückgestellt."

Brunehilde in Austrasien ließ die Großen dieses Landes ihre kräftige Herrschaft fühlen, und that Alles, um deren Trotz und Willkür zu brechen und die königliche Gewalt zu stärken. Guntram starb 593. Dem Vertrage gemäß wurde Burgund und Austrasien vereinigt, und Fredegunde übernahm das Reich von Soissons oder Neustrien für ihren neun Jahr alten Sohn Chlotar. Aber schon drei Jahre darauf ereilte auch Childebert der Tod (596) im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters. Sein Reich ward unter zwei Söhne getheilt. Diesen Augenblick benutzte Fredegunde zum Kriege gegen die alte Feindin. Ihr Heer gewann eine große Schlacht, aber sie erfreute sich des Sieges nicht lqnge, indem sie schon im folgenden Jahre (597) starb. Der Haß der Austrasischen Großen vertrieb Brunehilde zu ihrem jüngern Enkel Theoderich II. von Burgund, welcher nach einiger Zeit zu ihrer großen Freude mit seinem Bruder Theodebert von Austrasien in Krieg gerieth. Zwei große Siege der Burgunder bei Toul und Zülpich sättigten Brunehildens Rache an den Austrasiern. Theodebert ward gefangen, und getödtet (612). Auf Theoderich's Gebot ergriff ein Kriegsmann Theodebert's kleinen Sohn beim Fuße und schleuderte ihn gegen ein Felsstück, daß das Gehirn umhersprüzte. Als aber Brunehilde nun auch den Nachkommen Fredegundens ihre Macht fühlen lassen wollte, starb Theoderich an der Ruhr (613). Jetzt in ihrem achtzigsten Jahre stand sie mit vier kleinen Urenkeln, Theoderich's Söhnen, allein da, und wollte im Namen des ältesten die Regierung führen. Aber die Austrasischen Edlen waren ihrer vormundschaftlichen Regierungen satt; sie boten Chlotar II. die Herrschaft an. Dieser vereinte nun, wie schon gesagt ist, das gesammte Frankenreich wieder, und Brunehilde, die von Fredegundens Sohne nichts Gutes erwarten durfte, suchte zu entkommen, ward aber ergriffen. Chlotar ließ zwei von den Knaben ermorden, des dritten schonte

er, weil er ihn aus der Taufe gehoben, der vierte rettete sich durch die Flucht, ohne daß man etwas von seinen ferneren Schicksalen weiß. Der alten Königin hielt Chlotar, auf den sich das ganze Gift der Rachsucht seiner Mutter gegen diese Frau vererbt hatte, eine Reihe von zehn Königsmorden vor, von denen sie höchstens den ihres Enkels Theodebert und seines Söhnleins mit veranlaßt haben konnte, obgleich auch hier ihre Schuld nicht klar ist. Aber die versammelten Franken, von heftigem Hasse getrieben, stimmten mit lautem Geschrei in ihr Todesurtheil ein. Drei Tage lang ließ Chlotar die Unglückliche foltern, dann auf einem Kameel im ganzen Heere zur Schau herumführen, und zuletzt mit den Haaren, mit einem Arme und einem Beine an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen. Bei allem Bösen, welches die Geschichte von dieser Königin meldet, das sich aber näher besehen, großen Theils auf Rücksichtslosigkeit in der Wahl ihrer Mittel zurückführt, was wiederum der gesetzlose Zustand des Reiches und der Zeit entschuldigt, sind ihre Thaten doch nicht ohne ein durchgehendes Streben und ihr Kampf gegen die unter den schwachen Königen immer mehr anwachsende Macht der Großen nicht ohne geschichtliche Bedeutung. Vierzig Jahr hindurch hat sie diesen in Austrasien und später in Burgund mit großer Kühnheit und geistiger Ueberlegenheit geführt und aus vielfachen Mißgeschicken sich immer muthiger und nachdrücklicher erhoben. Des Volkes Gesinnung war ihr nicht abgeneigt. Fredegundens Verruchtheit sind ihre Thaten gewiß nicht gleich zu stellen*).

*) Doch hat selbst Fredegunde einen Vertheidiger gefunden an einem Geschichtschreiber wie Luden, im achten Buche seiner Geschichte des Teutschen Volkes (Bd. III.). Nach seiner Meinung hat den größten Theil der ihr zugeschriebenen Unthaten der lästernde Neid ohne Grund auf sie gebracht, und die Geschichtschreiber haben die falschen Gerüchte unbedachtsam aufgenommen und fortgepflanzt. Eben so urtheilt er von der Hinrichtung der Brunehilde, daß die Schriftsteller bei dieser Erzählung dem übertreibenden und gräßlicher machenden Gerüchte gefolgt seyen, weil es „gegen die Natur und darum unmöglich, daß Chlotar es gewagt haben sollte, die königliche Frau, welche mit Allen, die groß und vornehm waren in diesem Reiche, in Verbindung gestanden, in einem Alter, das Ehrfurcht gebeut, öffentlich und vor den Augen der Leute, die ihr gedient und sich ihres Wohlwollens erfreut hatten, auf eine so ausgesucht schandbare und niederträchtige Weise zu entwürdigen zu quälen, zu morden.“ (Andere haben dagegen gemeint, daß Brunehild's Andenken von den Fränkischen Geschichtschreibern gegen die Wahrheit mißhandelt worden sey, um eine so unmenschliche Hinrichtung einigermaßen zu entschuldigen.) Luden bemüht sich auch, manche andere Gräuel der Merovinger durch ähnliche Annahmen und Folgerungen aus der Geschichte zu löschen. So die Treulosigkeit und den Verrath Chlodwig's gegen die übrigen Fränkischen Fürsten, als mit der Natur der Verhältnisse im Widerspruch. Indeß verliert diese Beweisführung, auch abgesehen von den willkürlichen Voraussetzungen ihre

4. Verfassung, Gesetze und Sprachen in den Germanischen Staaten.

Es ist eine der Geschichte und dem Gange, welchen die Entwicklung unseres Geschlechts überall genommen, durchaus widersprechende Ansicht, sich die alten Deutschen als reine Barbaren vorzustellen, oder sie gar mit den Wilden anderer Welttheile in Eine Classe zu werfen. Wilde erzeugen nur wieder Wilde, und schreiten in ihrem Zustande nie vorwärts, wenn ihm Einzelne nicht durch äußere Nöthigung entrissen, wenn ihnen fremde Lebensweisen nicht künstlich eingepfropft werden; keinesweges aber vermögen sie jemals, wie die Germanen es gethan, indem sie vorgefundene Trümmer einer zerstörten Welt mit eigenthümlichem Geiste durchdrangen, eine in allen Formen des Lebens neue Bildung hervorzurufen. In den Wohnsitzen, welche die Deutschen Völker einnahmen, ehe sie die Länder besetzten, die bis dahin das Abendländische Reich gebildet hatten, zeigten sie durch reinen und kräftigen Sinn, durch religiöse und gesetzliche Einrichtungen, wie durch den Ackerbau, den sie trieben, eine über den rohen Zustand wilder Völker weit emporragende Cultur. Nur waren ihre Sitten und Gebräuche, ihre Neigungen und Bedürfnisse, so wie ihre ganze Lebensweise noch durchaus einfach und naturgemäß, und entfernt von der Verfeinerung und Mannichfaltigkeit, zu welcher die Völker erst nach einer geraumen Zeit der Entwicklung gelangen, wenn ihre Bildung nicht überall eine von außen angenommene und angelernte ist. Diesen einfachen Verhältnissen gemäß waren auch die Staatseinrichtungen der Germanen, und daher von denen der Völker des Alterthums, zumal

---

Kraft, weil der Hintergrund, auf dem sich diese Thaten der Könige bewegen, das Leben ihrer Völker, eben kein besserer ist; im andern Falle wären auch Gräuel in solcher Gestalt, Ausdehnung und Dauer unmöglich gewesen. Der Untergang des ursprünglichen reineren Lebens der Germanen ist nicht zu läugnen, und eine Entsittlichung derselben, durch fortdauernde Kriegszüge, Aufgeben der alten Sitze und mit diesen der Pietät, welche an Haus und Hof haftet, durch neue Genüsse, selbst durch Annahme des Christenthums, was den Deutschen innerlich noch nichts gewähren konnte, äußerlich aber Gnadenmittel genug bot, — auch so schwer nicht zu erklären. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich auch bei den übrigen Germanischen Völkern jener Zeit; indeß hat dort bei minder kräftigen und weniger spröden Naturen die Wildheit und Wuth der Leidenschaft nicht diesen Gipfel erstiegen und so lange einnehmen können, als hier bei den Franken. Für geistig frische Völker aber verkündet dem tieferen Blicke das Verderben der alten Zustände nur die Geburt neuer Lebensformen.

des spätern und verfeinerten, ganz verschieden. Eine dem Orientalischen Despotismus ähnliche Herrschaft konnte bei dem ungemeinen Freiheitssinn der Deutschen nicht aufkommen, und eben so wenig jene aus den Verhältnissen freier Stadtgemeinden hervorgegangenen Verfassungen der Griechen und Römer, da sie das Leben in den engen, ummauerten Städten nicht liebten, ja sich nicht einmal gern in Dorfschaften zusammenthaten, sondern am liebsten auf einzelnen Höfen saßen, wo sie des Gefühls ihrer Unabhängigkeit am meisten froh wurden. Eine charakteristische Erscheinung für das neue Prinzip, welches die Germanen in die Weltgeschichte eintreten lassen. Es ist dieses die Freiheit der Persönlichkeit, die sich gern absondert und nur durch den Zug des Gemüthes mit dem Andern vereint, die ihre eigenen Lebenskreise um sich zieht, und aus ihrem Innern erst die Regel und Ordnung hervorgehen läßt, der sie sich unterordnen soll.

Die einzelnen unabhängigen Wohner, die auf ihrem Gute, wie über ihre Familie und die Knechte — größten Theils Kriegsgefangene — unbeschränkt schalten und walten, führen zuerst die Verhältnisse des Grundeigenthums und der Landwirthschaft zusammen, wenn die Bevölkerung etwas dichter geworden ist. Sie vereinigen sich über die gemeinsame Benutzung der Theile des Grundes und Bodens, welche bei einer gesonderten keine Früchte tragen. Diese sind Wiesen und Wälder, eben so nöthig für die Heerden als für die Jagdlust der Germanen. Das Recht darauf wird an den Besitz des besonderen Gutes geknüpft. So schließt sich die Landgemeinde, die Mark, zur Abwehr wider den äußeren Feind, zur Gewährung des Rechts bei Zwistigkeiten über Grenzen und Gemeinbesitz im Innern. Auf dem Malberg oder der Malstätte kommen die Markgenossen zusammen, unter alten Eichen und Buchen, oder bei großen Steinblöcken. Den Vorsitz und die Leitung der Geschäfte hat ein aus ihrer Mitte gewählter Mann, welchen Reichthum oder Weisheit auszeichnet, damit sein Ansehen die Vollstreckung der Beschlüsse unterstütze, die ihm übertragen ist. Vielleicht besaß auch anfänglich das Haupt der ältesten Familie der Mark, von der die anderen ihren Ursprung herleiteten, dieses Amt. Denn doppelt ist die Gliederung und der Zusammenhang der Völker, welche ihr Leben auf Ackerbau begründen; einmal des Locales und des Besitzes, das andere Mal der Geburt und des Geschlechtes. In ähnlicher Weise wie zum Malberg die Markgenossen, kamen sämmtliche freie Männer aus den Marken zur Volksversammlung zusammen, bei Ange-

legenheiten, welche alle betrafen; wenn es galt über Krieg und Frieden zu entscheiden, über Frevler an der ganzen Nation zu richten u. s. w. So war der Staat der Germanen; die Gewalt war bei Allen; auch den Markgenossen im Märkerdinge (so hießen ihre Versammlungen) sprach der Vorsitzende das Urtheil nicht; dies war das ehrenvolle Recht der freien Eigenthümer des Gaues, in dieser Beziehung später Schöffen genannt *). Doch bei weitem nicht alle Bewohner desselben genossen dieser vollkommnen Freiheit, welche Rechtsfähigkeit und Stimme in der Volksgemeinde gewährte; denn außer den eigentlichen Knechten gab es auch noch andere Unfreie, einem Herrn zinsflichtig und in dessen Schutze stehend, meist durch Eroberung in diesen Stand hinabgedrängt **). Andrerseits waren unter den Freien auch edle Geschlechter, die in besonderem Ansehen standen, durch größeres Besitzthum, besseren Erfolg ihrer Wirthschaft, Tapferkeit und Klugheit ihrer Mitglieder emporgekommen. Aus diesen haben sich bei einigen Stämmen die königlichen Familien erhoben; bei den übrigen wurden für den Krieg Herzöge als Oberanführer gewählt.

Kampf und Krieg war das zweite Lebenselement der Deutschen; hier fand der, der die Geschäfte des Friedens verachtete, seine Spannkraft wieder ***). Doch Kriege, die, zur gemeinsamen Abwehr geführt, alle Freie im Stamme zur Theilnahme verpflichteten, ereigneten sich so häufig nicht, als die Kampflust sie herbeiwünschte; daher Viele, der unwillkommnen Muße zu entgehen, sich in das Gefolge eines durch Adel und Kampfruhm ausgezeichneten Führers begaben, und ihm Fehden durchfechten halfen, die ihnen fremd waren, oft bei anderen Stämmen gesucht wurden. Verbindungen zu gemeinsamen Zwecken, Verbrüderungen aus freier Wahl nach der gleichen Lebensweise und Neigung, sind eine durch die ganze Deutsche Geschichte gehende Erscheinung. Viele, besonders jüngere Söhne zwang auch der Mangel, da die Natur des Grundeigenthums die Theilung nur bis auf einen gewissen Punkt zuläßt, bei dem Reicheren Unterhalt zu suchen, Andere fanden es bequemer, hier mit dem Schwert zu erwerben, was sie daheim mit Pflug und Sense mühselig hätten erarbeiten müssen. Der Waffen-

*) v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter, Bd. I. S. 157 fg.

**) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. I. §. 15.

***) Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem. Tacit. German. c. 15

dienst galt bei den sonst auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtigen Deutschen für keinen Schimpf, eine leidenschaftliche Anhänglichkeit und Treue gegen die Führer beseelte das Gefolge; Alle wetteiferten, durch tapfere Thaten einen hohen Platz in seiner Gunst zu erwerben, seiner Sicherheit, seines Ruhmes wegen trotzten sie jeder Gefahr. Andrer Seits mußten dann wiederum den Reichen, der ein solches Gefolge ernähren konnte, die hiedurch erlangte Macht, glückliche Kriegszüge und reiche Beute noch höher über die übrigen Freien emporheben und den Grund zu einer künftigen Herrschaft legen. In der That ist durch das Heraufkommen solcher Fürsten, oder als die Kriege mit den Römern und die Wanderungen begannen, durch das Anschließen kleinerer Gefolge an einen tapferen Heerführer zu großen Unternehmungen, oder dadurch, daß sich der vom Volke erwählte Herzog durch die Fortdauer des Herumziehens und des Krieges an der Spitze erhielt, das Königthum bei den meisten Völkern entstanden und der alte Staat der Germanen aufgehoben worden. Dieser war auf der vollkommenen Freiheit des Grundbesitzes basirt gewesen, durch das immer weiter um sich Greifen der Gefolgschaften wurde nunmehr die Treue gegen den Führer an die Spitze gestellt. Die ganze spätere Staatsverfassung hat ihre Keime in diesem Institut der Gefolge. Selbst von der im Ritterthume ausgebildeten Erlernung des Krieges als einer Kunst hat man in dieser steten Waffenübung der Jüngeren unter einem Meister nicht mit Unrecht Spuren gefunden *). Jeder Herzog, jeder König war mit einem großen Gefolge umgeben, und manche Eroberungskriege, welche die Geschichte als Unternehmungen eines ganzen Volkes aufgezeichnet hat, können nach allen Umständen nur Züge mit dem Gefolge gewesen seyn, welches sich auf diese Weise öfters von seinem Stammvolke ganz trennen mochte.

Ein halbes Jahrtausend verging den Germanen unter Reibungen und Kämpfen mit den Römern, sie lernten das Leben von vielen neuen Seiten kennen, und immer mächtiger erwuchs in ihnen der Trieb, auch ihrem Daseyn eine größere Entfaltung zu geben, und in schönen, fruchtbaren, wohlangebauten Ländern mit reichen Städten zu wohnen und zu herrschen. Aber ihre eignen Wohnsitze durch Mühe und Fleiß in solche Landschaften umzuschaffen, war ihrer Natur nicht angemessen; sie wollten einen solchen Besitz unmittelbar und schon fertig; von alten

*) Möser Osnabrückische Geschichte, Th. I. Abschn. 1. §. 36.

Zeiten her dünkte den Germannen, daß die Schärfe des Schwerts das beste Mittel sey, ein gewünschtes Ziel zu erreichen*). Andere Stämme trieb der Hunger, d. h. die Unmöglichkeit sich ohne angestrengte Arbeit im eigenen Lande zu ernähren, gegen das Römische Reich. Die Bedürfnisse desselben kamen den Germanen auf halbem Wege entgegen; man sah ein, daß die entarteten Nachkommen der ehemaligen Welteroberer den kriegerischen Deutschen nicht zu widerstehen vermochten, und fing an, die Armee durch in Dienst genommene Germanen zu ergänzen und zu verstärken. Auch in den Provinzen war jede vaterländische und volksthümliche Gesinnung, die dem Kampfe ein würdiges Ziel gegeben hätte, in der Form des Kaiserreichs längst untergegangen, und so beschloß man, die Grenzländer, welche das Ziel der Plünderungs- und Beutezüge waren, den Germanen zu überlassen, und ihnen theils gegen Grundbesitz, theils gegen Kornzufuhren und jährlichen Sold die Vertheidigung derselben aufzutragen. So erhielten jene was sie zunächst wünschten, für Waffendienste reichlichen Unterhalt. Das Bedürfniß des Despotismus, sich in reich besoldeten Kriegshaufen besondere dem Staat und Volke fremde Stützen zu geben, und die Thronstreitigkeiten, in denen jeder Bewerber durch solche Hülfstruppen zu siegen hoffte, mußten die Aufnahme der Germanen in das Innere der Römischen Provinzen immer weiter ausdehnen. Bald waren die Deutschen Völker nicht mehr bloß die Angreifer, sondern auch das übermächtige Kriegsvolk dieses Reiches, welches sich am Ende für unabhängig erklärte und in den Römischen Ländern sich förmlich niederließ.

Der Verlauf dieser Geschichte hat uns schon gezeigt, wie ganz Westeuropa sich unter die Herrschaft der Germanen beugen mußte. Wenn auch nicht von allen diesen Eroberern wie von dem großen Theoderich gerühmt werden kann, daß sie die Lage der Einwohner verbessert und eine höhere Blüthe der eroberten Länder herbeigeführt haben, so ist es doch andrerseits ganz irrig, sie als Zerstörer und Vernichter des bestehenden Zustandes zu betrachten. Im vollen Besitz ihrer Güter konnten die Einwohner allerdings nicht bleiben, denn Landerwerb und Ertrag eines reichen Besitzthums, um sich eines stattlichen Lebens zu erfreuen, war der Zweck der Eroberung; keinesweges aber wurden sie von Haus und Hof gejagt und zu Sklaven gemacht, sondern nur

*) Pigrum quinimmo et iners videtur, sudore adquirere, quod possis sanguine parare. Tacit. German. c. 14.

angehalten, mit den Siegern zu theilen. So nahmen die Ostgothen, wie oben schon bemerkt ist, den dritten Theil der liegenden Gründe oder einen verhältnißmäßigen Theil vom Ertrage; die Burgunder von Hof und Garten die Hälfte, vom angebauten Lande zwei Drittheile, Wälder blieben gemeinschaftlich; die Westgothen in Spanien nahmen auch zwei Drittheile *). Von den Franken sind dergleichen Bestimmungen nicht aufgezeichnet; roher als jene und Gallien nicht in einem Zuge erobernd und besetzend, mögen sie mehr nach dem augenblicklichen Bedürfniß als nach einer bestimmten Regel genommen haben.

So bedeutend nun auch die Macht der Deutschen Könige in den erworbenen Ländern vergrößert worden war, indem sie hier nicht bloß Haupt und Führer eines stets auf seine Freiheit trotzenden Volkes, sondern auch, in der nächsten Zeit nach der Eroberung wenigstens, unumschränkte Gebieter der in der Gewohnheit des Gehorsams eingelebten alten Einwohner waren, so fehlte doch viel, daß sie ihre Macht jetzt allein auf diese Grundlage hätten bauen können. Bei dem anfänglich noch höchst unsichern und schwankenden Besitz dieser Eroberungen blieb das Gefolge ihre vornehmste und nothwendigste Stütze, die sie nicht ungestraft vernachlässigen durften. Deswegen suchten sie die Krieger, welche jetzt mit Landloosen versehen, des bloßen Unterhalts nicht mehr bedurften, auf andere Weise wieder stärker an sich zu ziehen und sich enger zu verknüpfen. Dazu bot sich ihnen aber kein besseres und bequemeres Mittel dar, als die Verleihung von Grundstücken zum Nießbrauch, deren sie sehr viele besaßen, da ihnen auch alle kaiserliche Privatgüter zugefallen waren. Die Waffengefährten des Königs, von denen vielleicht auch manche, als zu dessen Person gehörig, bei der Landvertheilung nicht bedacht worden waren, erhielten auf diese Weise, was der Deutsche damals am eifrigsten wünschte, Besitz von Ländereien, und leisteten dagegen das Beste, was der Mann nach ihren Begriffen zu gewähren vermochte, Kriegsdienst. Anfangs erschien das, was der König gab, noch nicht als Ersatz für das Geleistete, sondern als bloße Gunst, da ja das Gefolge ohnehin verbunden war, die Kriege seines Fürsten zu führen. Als aber, gelockt durch diese großen Vortheile und

*) Man muß nicht glauben, daß bei der Ackertheilung alle Germanen gleiche Loose erhalten hätten. Da auch die Güter der Römer verschiednen Umfangs waren, so bekamen die gemeinen Kriegsleute die kleineren Portionen, die Befehlshaber größere oder mehrere kleine. Eine große Menge solcher Loose (sors war die Bezeichnung der getrennten Ländereien) fiel den Königen als ihr Antheil zu.

durch die Bahn des Ruhmes, die jetzt allein hier offen stand, sich immer Mehrere und die Edelsten und Besten der Nation in den Dienst und das Gefolge des Königs drängten, und sich dem natürlichen Durste nach Thätigkeit gemäß drängen mußten, wurde bald die Verpflichtung zum Kriegsdienst als eng verbunden mit dem Besitze des verliehenen Gutes betrachtet. Ein solches Gut hieß **beneficium**, später **feudum**, Lehen, im Gegensatz der Allode, des eigenthümlichen Besitzes; die das Lehen empfingen, Getreue, Mannen, Vasallen*). Daß die Könige sich anfangs für ermächtigt hielten, das, was ihre freie Gunst gewährt hatte, auch wieder zurückzunehmen, geht aus vielen Beispielen hervor; je mehr man aber anfing, das Gut als Ersatz für den Kriegsdienst zu betrachten, je fester wurde auch der Besitz, zuletzt ward er erblich.

Es sind diese Verhältnisse vorzugsweise im Fränkischen Reiche ausgebildet worden, und schon funfzig Jahre nach Chlodwig's Tode tritt das Streben der Vasallen kräftig hervor, verliehene Güter nur im Falle der Untreue wieder vom Könige zu seinem Grundbesitz, dem Fiscus, einziehen zu lassen, und dann zunächst, auch bei Thronwechseln, das vom vorigen Herrscher Erworbene unter dem Nachfolger zu behalten. Das Zusammenhalten des Fiscus gegen diese Eingriffe und Neuerungen war es, welches Brunehilde den Haß der Austrasischen Edlen in so hohem Grade zuzog. In diesen Vasallen bildete sich ein neuer Stand im Staate, der bald der mächtigste und bedeutendste wurde, oder in dem sich vielmehr neben der Geistlichkeit alle Macht und Bedeutung vereinigte, ein Stand, welcher dem hohen Adel der heutigen Europäischen Staaten seinen Ursprung gegeben hat. In scharfem Gegensatz mit der ursprünglichen Germanischen Verfassung traten die vollkommen freien Männer derselben allmählig in den Hintergrund, da die Könige es viel bequemer fanden, ihre Kriege, wo es irgend thunlich

---

*) Bei den Franken in der Merovingischen Zeit kommen als Benennung dieses Dienstadels die Ausdrücke Leudes und Antrustionen vor, nach der gewöhnlichen Ansicht als gleichbedeutend. Nach Anderen aber waren die Antrustionen die höhere Klasse der Dienstmannen, welche selbst wieder ein Gefolge freier Leute führten. S. Eichhorn a. a. O. Th. I. §. 26. Ausg. 4. Luden, Geschichte des Teutschen Volkes, Bd. III. S. 263, ist der Meinung, daß die Antrustionen (von trauen, die Betrauten des Königs) ursprünglich Befehlshaber der Leudes eines Gaues gewesen wären. Ob Vasse, welche Benennung gleichfalls oft für Lehnsmann gebraucht wird, und Vasall ganz einerlei sind oder nicht, ist streitig. Nach Eichhorn, §. 194., waren Vassen diejenigen, welche vermöge ihrer Geburt in keiner Dienstpflicht standen, aber in den Dienst eines Herrn getreten waren, um ein Beneficium zu erwerben. Auch den Römern war der Eintritt in das Gefolge gestattet.

war, durch das bloße Aufgebot der Vasallen zu führen, als sie erst der Berathung in der Versammlung des Volkes zu unterwerfen. Die heimathliche Staatseinrichtung, die der Natur und ungekünstelten Lebensweise des alten Germanien's trefflich zusagte, aber auch nur den einfachen Verhältnissen zusagen konnte, mußte bei den mannichfaltigeren Richtungen und der Entwicklung eines reichern Lebens, welche die Besitznahme der vordem Römischen Provinzen herbeigeführt hatte, ungenügend gefunden werden, und statt ihrer trat jetzt, wo die gegenseitige Stellung des Königs und der Vasallen die Angel war, um die sich Alles drehte, die Lehnsverfassung hervor. Damals wurden die Könige durch diese Umwandlung nicht unumschränkter als sie früher gewesen waren, vielmehr traten ihnen die Vasallen, der frühern Abhängigkeit, der sie doch ihre Erhebung verdankten, ganz vergessend, bald noch trotziger gegenüber, als vormals die Freien weil sie mächtiger waren, als diese. Die Merovinger bedurften ihrer besonders in den unaufhörlichen Bruderkriegen; je mehr sie aber Jene durch verschwenderische Vergebung von Beneficien zu gewinnen trachteten, je höher stieg mit der Verarmung ihre eigne Ohnmacht, je abhängiger wurden sie von den Leudes. Auch die Hof- und Staatsbeamten erscheinen als ein Theil dieses mächtigen Kriegsadels, und um so bedeutender, als es ihnen am leichtesten wurde, große Beneficien an sich zu reißen. In so fern sie dem Könige nicht bloß zu Kriegs- sondern auch zu Hofdiensten verpflichtet waren, hießen sie Ministerialen, ein in mehrfachem Sinne gebrauchter Name, den auch die geringeren unfreien Dienstleute des Königs sowol als die der Leudes führten. Der Erste jener Hofbeamten war der Hausmeier (Major domus), ursprünglich Aufseher der königlichen Domänen, dann als Theile von diesen an die Getreuen verliehen wurden, Anführer der Letzteren im Kriege und Vorsitzer ihres Gerichts. Ihre wachsende Macht hob auch ihn immer mehr empor. Wir werden bald sehen, welch eine Rolle diese Hausmeier im Verfolge der Fränkischen Geschichte spielen. Uebrigens waren es nicht die Könige allein, welche Beneficien vergaben, sondern auch die Kirche und weltliche Große verliehen Güter und Rechte zu bedingtem Besitz, und standen dann, wie die Könige, im Verhältnisse des Lehnsherrn (senior) zu dem Lehnsmann, welcher dafür eine Dienstpflicht übernahm.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Germanen die Römischen Einrichtungen nicht völlig zerstörten; sie ließen den Eingebornen

außer Theilen des Grundeigenthums auch meistens ihre alte Verfassung und ihre Organisationen in den Provinzen und Städten. So Odoacer und Theoderich in Italien, die Burgunder, die Westgothen, die Vandalen. Wenn auch die Franken weniger schonend verfuhren, und dadurch den großen politischen Gegensatz unterdrückten, welcher neben dem religiösen des Katholicismus und Arianismus die schnellen Stürze jener Reiche verursachte, so behielt doch auch hier für die alte Bevölkerung nach dem durchgehenden Germanischen Rechtsgrundsatze, daß jeder nach seinem angebornen Rechte zu beurtheilen sey, das Römische Recht zunächst seine Geltung *).

Die Germanen wurden aber durch die in den eben gegründeten Staaten neu entstandenen Verhältnisse, durch öfter als bisher vorkommende Streitfälle, da hier eben nicht wie früher das meiste durch althergebrachtes Bestehen eine Festigkeit hatte, zu weiterer Ausbildung und Feststellung ihres eigenthümlichen auf Gewohnheit und Herkommen begründeten Rechts gezwungen. Sachkundige Männer wurden beauftragt, das Wichtigste zusammenzufassen und niederzuschreiben, worauf ihre Arbeiten dann dem Volke zur Bestätigung vorgelegt wurden. Der Anfang zur Abfassung des Westgothischen Gesetzbuches wurde schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts gemacht; nächstdem haben wir noch die Salischen, Burgundischen, Ripuarischen, Alemannischen, Bairischen, Friesischen, Angelsächsischen und Longobardischen Gesetze, im sechsten und siebenten Jahrhundert zusammengestellt, übrig. Sie sind sämmtlich in Lateinischer, als der damals allein amtlichen Sprache verfaßt, mit Ausnahme des Angelsächsischen Volksrechts. Die Sammlung der altsächsischen und Thüringischen Gewohnheiten wurde erst von Karl dem Großen veranstaltet. Der Hauptinhalt dieser Sammlungen ist Bestimmung der Geldstrafen, durch welche Verletzungen an Leib, Leben und Eigenthum eines Andern gebüßt werden mußten. Daß die richter-

---

*) „Daraus ist der Zustand des bürgerlichen Rechts hervorgegangen, welchen wir mit dem Ausdruck der persönlichen Rechte oder persönlichen Gesetze bezeichnen. Wir Neueren nämlich gehen von dem Grundsatze aus, daß die Art des Rechts durch das Territorium bestimmt werde; wer in demselben lebt, muß nach dessen Recht sein Eigenthum und seine Verträge beurtheilen lassen, die nationale Abstammung ist ganz ohne Einfluß. Nicht so im Mittelalter, wo in demselben Lande, ja in derselben Stadt der Lombarde nach Lombardischem, der Römer nach Römischem Rechte lebte. Ja dieselbe Verschiedenheit des Rechts galt auch für die Germanen verschiedener Stämme; der Franke, Burgunder, Gothe, lebten an demselben Orte, jeder nach anderem Rechte.“ v. Savigny, a. a. O. Th. I. S. 91.

liche Gewalt das Recht habe, Verbrecher gegen eine Privatperson, selbst Mörder, am Leben oder am Leibe zu strafen, war ein den alten Germanen fremder Gedanke. Nur über Diejenigen, die sich durch Verrath oder Feigheit an dem Gemeinwesen vergangen hatten, konnte Todesstrafe verhängt werden, und zwar nur von der Volksgemeinde. Ursprünglich lag es den Verwandten eines Erschlagenen ob, seinen Mord an dem Thäter zu rächen. Auch persönliche Verletzungen, Verstümmlungen, Brand, Raub und alle solche Verbrechen, die als Störungen des gemeinen Friedens angesehen wurden, ist niemand schuldig einzuklagen. Gegen diese war ebenfalls die Selbsthülfe erlaubt. So führen die Einzelnen und die Familien Krieg mit einander, befehden sich, wie der Ausdruck dafür lautet, bis sie sich über eine Sühne vertragen, die der Beschädiger zu geben hat. Denn es wird bei den Germanen jeder Todtschlag, jede körperliche Verletzung des Mitgliedes einer Familie als Verminderung der Kraft und des Gesammtvermögens derselben betrachtet, und dies wieder herzustellen muß der Beleidiger einen Theil des Seinigen geben. Diese Genugthuung (Wehrgeld, **compositio**) festzustellen hatte für den einzelnen Fall die Gemeinde, wenn der Verletzte als Kläger vor derselben auftrat und der Beklagte auf die feierliche Ladung erschien; that er dies nicht, konnte oder wollte er die festgesetzte Buße nicht bezahlen, so hatte die Fehde ihren Gang. Im Laufe der Zeit stellten sich dann gewisse Summen für bestimmte Fälle fest, und diese wurden in die Volksrechte aufgenommen. Schon im Tacitus ist von der Genugthuung der Familie des Erschlagenen durch eine Zahlung, die damals noch in Vieh geleistet wurde, die Rede; bei steigender Cultur wurde sie aber in Geld ausgedrückt, und der Unterschied des Standes kam dabei besonders in Betracht. So ist in den Salischen Gesetzen das Wehrgeld des Antrustionen auf sechshundert, das des freien Franken auf zweihundert, das des Litus (Unfreien) auf hundert, des zinsbaren Römers auf fünf und vierzig, des Leibeigenen auf fünf und dreißig Goldgulden (**solidi**) bestimmt. Und eine Buße von fünf und vierzig Solidi stand, wie auf das Leben des zinsbaren Römers, auf den Diebstahl eines Leithundes, eines Habichts, eines eingehegten Bienenstocks, eines zahmen Hirsches, eines Hengstes, einer trächtigen Stute, eines Fuder Grases und einer Menge Weintrauben, die zu Wagen fortgeschafft werden mußten. Es werfen diese Bestimmungen ein merkwürdiges Licht auf das Werthverhältniß der Dinge bei den damaligen Franken. Ueber jede Art von körperlichen

Verletzungen ist eine genaue Taxe gegeben. Da ist ausgemacht, wie viel für ein Auge, Ohr, Zahn, für den zweiten, dritten, vierten Finger, für einen Hieb, nach welchem Blut geflossen, für einen andern, wo die Knochen gebrochen und sichtbar geworden sind, gezahlt werden soll. Zu dem Wehrgelde oder der Buße kam bei den Friedensbrüchen noch zuweilen eine Strafe an das gemeine Wesen, welche Fredum (Gewette) genannt war, und einem Drittel des Wehrgeldes gleich zu seyn pflegte. Wenn jemand das Wehrgeld nicht aufzubringen vermochte, so mußte seine Familie für ihn zahlen, reichte auch deren Vermögen nicht hin, verfiel er in Knechtschaft des Verletzten. Daß indeß von den freien und stets bewaffneten Deutschen die Entscheidung ihrer Streitigkeiten nicht häufig vor Gericht gesucht worden seyn mag, läßt sich aus ihrer Sinnesart schließen, und die Geschichte ist voll von Beispielen der Selbsthülfe, die oft schwere Verwickelungen nach sich ziehen.

Der Beweis des Klägers und der Gegenbeweis des Beklagten durch den Eid ward nach einer eigenthümlichen Germanischen Sitte durch Eidhelfer verstärkt, deren Zahl nach der geringern oder größern Wichtigkeit der Sache von zweien bis auf zwei und siebzig und darüber steigen konnte, die gleichfalls durch einen Eid versicherten, daß der Schwörende die Wahrheit gesagt. Der Sinn davon war, daß sie durch ihren Eid erklärten, sie glaubten an die Wahrheit des seinigen, und hielten ihm nach ihrem Gewissen eines falschen Schwures nicht fähig. Vor der Einführung des Christenthums hatten indeß die Eidhelfer nur geschworen, daß sie dem Kläger oder Beklagten, denen sie durch Verwandtschaft oder andere Interessen verbunden waren, in der nun folgenden Fehde unterstützen würden, und es hatte damals hauptsächlich von der Zahl dieser Fehdengenossen abgehangen, ob der Kläger zum Kampfe schritt oder nicht, und entweder die Buße nahm oder ganz von der Sache abstand. Wo die Wahrheit auf dem gewöhnlichen Wege nicht zu ermitteln war, schritt man zum Ordale oder Gottesurtheil. Von diesem kommen in jener frühern Periode besonders drei Arten vor, der Zweikampf, der Kesselfang und die Feuerprobe. Wer im Zweikampfe den Sieg davon trug, hatte als Kläger die Schuld des Gegners dargethan, als Beklagter die eigne Unschuld erwiesen. Beim Kesselfang mußte der Beschuldigte aus einem mit siedendem Wasser angefüllten Kessel etwas heraufholen; bei der Feuerprobe ein glühendes Eisen in die Hand nehmen, oder darüber hinweggehen. Wer unverletzt blieb, ward als unschuldig erkannt. Doch

konnte man in gewissen Fällen bei diesen Proben, vornehmlich beim Zweikampf, sich durch andere vertreten lassen. Diese Beweise gründeten sich auf den Glauben der Zeit, daß die Gottheit Schuld und Unschuld jedesmal auf unmittelbare und sichtbare Weise an den Tag bringen werde.

Nach der Gründung der Germanischen Reiche auf Römischem Boden erscheint neben der Volksgemeinde der König als der oberste Richter. Doch werden die Versammlungen aller freien wehrhaften Männer schon wegen ihrer nun eingetretenen größeren Zerstreuung über weite Landstrecken immer seltener. Dafür ladet der König die angesehensten seiner im Lande herumwohnenden Leudes zu sich, wenn er glaubt ohne ihren Rath, ihre Zustimmung und Hülfe irgend eine Angelegenheit, einen Feldzug oder dergleichen nicht durchführen zu können. Doch war ihre Zuziehung weder Pflicht des Königs, noch ihre Stimme entscheidend. An der Spitze der kleineren Volksgemeinden stehen ebenfalls nicht mehr die von ihnen erwählten Vorsitzer, sondern die königlichen Beamten, die Grafen über kleinere, die Herzöge über größere Kreise. Unter ihrem oder ihrer Stellvertreter Vorsitz richtet nun die Gemeinde; sie führen die Freien zum Kampf, sie üben den Heer- und Gerichtsbann im Namen des Königs. Die Eroberer sind nach ihrer militärischen Abtheilung in Zehnten und Hunderten angesiedelt; diese bilden nun die Markgenossenschaften unter dem Vorstande der Decane und Centenarien, der Unterbeamten des Grafen. Zu bestimmten Zeiten im Jahre versammelten sich die freien Hausväter der Hunderte auf der Malstätte zum ungebotenen Ding; wenn außerdem Recht zu sprechen war, kamen die für diese Fälle bestimmten Schöffen zum gebotenen Ding zusammen, der Vorsitzende fragte sie um das Urtheil, und vollzog es. Erschien der Beklagte in den Fällen, in denen er gehalten war, der Ladung Folge zu leisten, — es waren dies alle, in welchen keine Gewaltthätigkeit im Spiele war — nicht, so erfolgte nach dreimaligem Termine der Spruch und wurde vollzogen, oder der Beschuldigte wurde in die Acht d. h. für rechtlos erklärt, der Kläger konnte sich sein Recht nehmen und niemand durfte jenen unterstützen. Ueber die Römische Bevölkerung übten die Grafen und Herzöge im Fränkischen Reiche ebenfalls alle Hoheitsrechte, doch war ihnen für die Gerichtsbarkeit über dieselben ein Römischer Judex an die Seite gesetzt, der auch bei Streitigkeiten zwischen Franken und

Provinzialen zum Germanischen Gericht gezogen wurde. Auch die Römische Städteverfassung erhielt sich theilweise.

So weit die freien Gemeinden nicht durch das Eintreten ihrer Glieder in die Ministerialität geschwächt waren, bildeten sie Bauernschaften auf zerstreuten Höfen oder jetzt auch schon in zusammenhängenden Niederlassungen. Andere Strecken des Landes gehörten angesehenen Gefolgsleuten, die sie bei der Theilung des Landes erhalten oder durch königliche Gnade erworben hatten. Auf diesen Grundstükken war der Besitzer uneingeschränkter Herr, wie jeder Germane auf seinem Gute, und die Gewalt der königlichen Beamten reichte nicht in seine Grenzen; eben so wie der König über seine eigenen Güter keine Grafen, sondern Privataufseher setzte. Das Land bauten hier in diesen Marken leibeigene Knechte des Herren und zum Gute hörige Leute, welche Stücke desselben gegen jährlichen Zins für sich benutzten (Lassen oder Liten). Es war dies größten Theils die alte Römische Bevölkerung und schon unter der Kaiserherrschaft war fast der ganze Landbau im Römischen Reiche von solchen hörigen Leuten, Kolonen genannt, betrieben worden, die also im Grunde nur den Herrn gewechselt hatten. Ihr Besitz war in ihrer Familie erblich, sie konnten nicht wie die Sklaven willkürlich verkauft, sondern nur mit dem Gute selbst veräußert werden. Ueber alle diese richtete der Herr oder dessen Beamter. Zum Kriegsdienst durften sie nicht ausgehoben werden, aber der Herr kann sie zu seiner eigenen Vertheidigung gebrauchen. Auch freie Männer, die kein eigenes Besitzthum hatten, ließen sich zuweilen Stücke eines solchen Guts zu ihrem Unterhalt gegen Verpflichtung zum Waffendienst geben. Sie traten dann gleichfalls in Allem, was ihr Dienstverhältniß anging, unter den Gerichtsbann des Herrn, der über sie mit Zuziehung seiner übrigen Dienstmannen zu Recht saß, wie der König zum Gericht über seinen Lehnsmann auch, damit er im Herkommen nicht irre, diejenigen beruft, welche es kennen, die übrigen Vasallen.

Das älteste Deutsche Sprachdenkmal, welches auf uns gekommen, ist ein Theil der Uebersetzung der Bibel vom Bischof Ulphilas (Th. III. S. 341.), für die Gothen in ihrer Mundart verfaßt. Als Probe mag hier das Vaterunser stehen. Es lautet wie folgt:

Atta unsar, thu in himinam, weihnai namo thein. Quimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina, jah ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinana gif uns himmadaga. Jah aflet

uns thatei skulans sijaima swa swe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin. Unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins, Amen!

Mit einem viel weichern Organ, und uns verständlicher, sprachen später die Alemannen dieses Gebet folgendermaßen:

Fatter unser, thu pist in himile, wihi namun dinan. Queme rihi din. Werde unillo din so in himile, so sa in erdu. Prooth unser emezic kip uns hintu. Oblaz uns sculdi unsero, so wir oblazen nus sculdiken. Enti ni unsih firletti in khorunka, uz erlosi unsih fona ubili.

Dasselbe Gebet lautete in der Sprache der Angelsachsen, welche im fünften Jahrhundert aus Niederdeutschland nach England hinübergingen, also:

Fæder ure, thu the eart on heofenum, si thin nama gehalgod. To becume thin rice. Gewurthe thin willa on eorthan swa swa on heofenum. Urne dæghwanlican hlaf syle us to dæg. And forgyf us ure gyltas, swa swa we forgifa the urum gyltendum. And ne gelædde thu us on costnunge, ac alys us of yfele.

Noch eine Probe mag der Anfang einer Uebersetzung des Ambrosianischen Lobgesangs in hochdeutscher Mundart seyn, welche etwa in die Zeit Karls des Großen zu setzen ist:

Thih cot lopemes, thih truhtinan gehemes, thih ewigan fater eokiwelih erda wirdit. Thir alle engila, thir himila, inti alle kiwaltido, thir Cherubin inti Seraphim unbilihanlihhero stimmo foraharent: Wiher, wiher, wiher! truhtin cot herro, foliu sint himila inti erda thera meginchrefti tiurda thinera, u. s. w. *)

Bald aber hatten alle Deutsche Stämme, bis auf die im eigentlichen Deutschland gebliebenen und die in Britannien eingewanderten, ihre Sprache eingebüßt, und die der Eingebornen in den von ihnen eroberten Ländern, als der Gebildeteren, angenommen. Die reine Germanische Eigenthümlichkeit wurde hiedurch besonders immer mehr und mehr überwunden und verdunkelt, da des Menschen Sinnesart

---

*) Dich Gott loben wir, dich Herrn bekennen wir: dich ewigen Vater jegliche Erde verehrt, dir alle Engel, dir die Himmel, und alle Gewalten, dir die Cherubim und Seraphim mit unablässiger Stimme rufen: Heilig, heilig, heilig! Herr, Gott Herr! Voll sind die Himmel und die Erden der Großkraft deiner Ehre, u. s. w.

mit seiner Sprache in einem innigen Zusammenhang steht. Je ursprünglicher die Sprache, je reiner und ungetrübter ist der Strom, der in ihr fließt, je natürlicher und unverfälschter sind die Vorstellungen; je abgeleiteter und von ihrem Urquell entfernter die Sprache, je mehr geht auch von der Stärke und Reinheit des Begriffs verloren, und die Anschauung trübt sich, da ihr die Unmittelbarkeit mangelt. Dadurch entstand denn jener große Gegensatz des neueren Europa zwischen den rein Germanischen Völkern und den Neulateinischen oder Romanischen, ein Gegensatz, der schon in dem Verhältnisse der Deutschen Austrasier und der allmählig zu Franzosen werdenden Neustrier hervorzutreten beginnt. In dem Leben der romanisirten Germanen strömt zwar noch fortdauernd eine Deutsche Ader, ihre Sitten und Neigungen weisen vielfach auf die Wurzel hin, der sie entsprossen, und mehr als einmal erkennt sich im Mittelalter das ganze Germanische Europa als zu einem Stamme gehörig; andrerseits aber leben sich die Menschen, nachdem sie Sprache und Himmelsstrich vertauscht, auch in den fremden Charakter hinein, und die Romanen haben auf diese Weise die Frische und Tiefe des Germanischen Geistes zum Theil verloren. Dafür zum Ersatz ist ihnen die Schärfe des Römischen Verstandes geworden; eine größere Fähigkeit politischer Gestaltung, und schnelleres Erstarken des Staates durch das allmählige Aufgeben der spröden Persönlichkeit. Die Deutschen aber haben mit der Sprache das reinere Gemüth und die Innerlichkeit bewahrt, welche sie in der Folge zum Volk der Familie, der Empfindung und der allseitigen Wissenschaft, wenn auch nicht des in der Welt heimischen Willens und des einseitigen Handelns gemacht haben. Die vorzüglichsten dieser Neulateinischen Sprachen sind die Italienische, Spanische, Portugiesische und Französische, die sich aus der Vermischung des von Eroberern vorgefundenen Volksdialekts, eines verderbten, immer mehr entartenden Lateins, mit Germanischen Wurzeln, zu denen auch noch fremdartige Bestandtheile flossen, gebildet haben.

---

5. Das Christenthum in Westeuropa.

Wenn die Germanen von der Natur mit vielen Anlagen ausgerüstet waren, einen großen Platz in der Geschichte und Entwicklung unseres Geschlechts einzunehmen; so war es das Christenthum, welches sie

am meisten zu dieser Bildung erzog. Ohne von der in die geschichtliche Betrachtung nicht gehörenden beseligenden Wirkung des Christenthums auf die Einzelnen zu sprechen, war es ein großes, unberechenbares Glück für sie, daß sie an der Hand desselben von der Rohheit zur Bildung geleitet wurden, da die Religion der Liebe und Wahrheit ihnen ein geistiges Ringen und Bestreben zeigte und zur Pflicht machte und ein erhabeneres Ziel vorhielt, als sinnlichen Besitz und äußeren Genuß. Allerdings wurde bei der ersten Bekehrung der Deutschen mehr die Saat zur künftigen Ernte ausgestreut, als daß die Früchte schon sichtbar geworden wären. Die Wenigsten drangen zum Kern des Christenthums hindurch; viele dieser rohen Gemüther fühlten höchstens Scheu vor dem Geheimnißvollen der neuen Religion, welches ihnen wie eine unbekannte Macht Ehrfurcht abnöthigte, als daß es bis zur sittlichen Besserung durchgedrungen wäre; sie ließen ihre Sinne und Einbildungskraft mehr von dem Pompe des glänzenden Gottesdienstes fortreißen, als daß sie nach der Bedeutung und dem Verständniß geforscht hätten. Die Geschichte der Merovingischen Könige liefert leider einen nur zu klaren Beweis, wie wenig das Christenthum ihre wilden Leidenschaften zu zähmen vermochte. Nichts desto weniger ist auch jene Zeit schon voll von den heilsamsten Einflüssen der neuen Religion. Die Kirche brachte allmählig mehr Festigkeit in die Verbindung der neuen Staaten und mehr Menschlichkeit in ihre Gesetze. Oft nahm sie die geringeren Volksklassen in Schutz gegen mächtige Unterdrücker *).

Der Sturm der Völkerwanderung hatte das vordem so mächtige Kaiserreich des Abendlandes zu Boden geworfen, aber die auf einen unsichtbaren und geistigen Grund gebaute Regierung der Kirche, die Hierarchie, war mitten unter den Trümmern unwandelbar stehen geblieben. Von diesem wohlgefugten Gebäude ging das Christenthum der Germanen aus, und in dieses ward es aufgenommen; so verpflanzte sich seine Form ohne große Störung aus dem alten Staat in den neuen. Daß innerhalb der Kirchengemeinschaft die Laien von den Geistlichen regiert werden müßten, blieb ein unbestrittener Grundsatz. Bei Vergehungen gegen die Religion, die christliche Sitte und die Disciplin der Kirche, in den Sachen der Ehen und Testamente blieb,

*) Planck Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung. Bd. II. Abth. 2. Abschn. 2. Cap. 14.

wie es im Römischen Reiche gewesen war, der Bischof oder dessen Stellvertreter, der Archidiakon, mit Zuziehung der Presbyter der bischöflichen Kathedralkirche, die einzige richterliche Behörde, und das Verfahren derselben, welches in den Rechtsstreitigkeiten anfangs ein ganz einfaches schiedsrichterliches gewesen war, entwickelte sich nach und nach zu einem weitläufigen Prozeß, der sich auf Grundsätze des Römischen Rechts stützte, da dieses als das für die Kirche und die Geistlichkeit geltende anerkannt wurde. Die Strafen, welche die Kirche verhängte, bestanden in Bußübungen und Kasteiungen, oder aber, wenn sich jemand widerspenstig zeigte, in Excommunication d. i. Ausschließung aus der Gemeinschaft des Abendmahls, und Anathema, gänzlicher Entfernung vom Gottesdienste, und von der Gemeinde der Gläubigen, welche unter einem feierlichen Bannfluche ausgesprochen wurde. Doch ließ die Kirche es häufig zu, daß die gesetzliche Buße in eine den Umständen angemessene verwandelt wurde, und fromme Handlungen, Wallfahrten, Stiftungen, ja selbst Geldzahlungen an die Stelle körperlicher Züchtigung und längerer Bußzeit traten. Den Geistlichen sollte nur der Geistliche richten; indeß kamen von dieser Regel doch Ausnahmen genug vor. Der Laie war indeß nicht verbunden, gegen den Priester vor dem Richterstuhle des Bischofs zu klagen; er klagte bei dem weltlichen Gericht, zu welchem dann der vorgesetzte Geistliche gezogen werden sollte. Den Gerichtsstand der Bischöfe selbst bildete in solchen Sachen gewöhnlich eine Synode angesehener Kleriker und Laien unter dem Vorsitz des Königs.

Aber der Einfluß der Geistlichen erstreckte sich auch über die Kirchenverhältnisse hinaus, und wurde bald von der größten Bedeutung im Staate. Zu der Achtung, welche die Neubekehrten vor den Priestern ihrer Religion hegten, kam noch die vor ihren Kenntnissen, deren Besitz sich damals fast allein auf die Geistlichen zu beschränken anfing, und der steigende Reichthum der Kirche, da fromme Seelen viele Kirchen und Klöster stifteten und ausstatteten und den Besitz der schon vorhandenen durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse, besonders an liegenden Gründen, außerordentlich vermehrten. Auch Beneficien empfingen die Bischöfe, und kamen dadurch ganz in die Verhältnisse der Reichsvasallen. Wenn daher ihr Ansehen und ihre geistliche Würde nicht hingereicht hätte, ihnen den Platz, den sie in den Staatsversammlungen der Letzteren von jetzt an einnahmen, zu sichern, so würde es schon durch ihren Güterbesitz geschehen seyn. Als Grundherren tra-

ten sie zu den Eingesessenen ihrer Güter in dieselben Rechte wie die weltlichen Herren, und übten hier die Aufsicht und Gerichtsbarkeit durch ihre dazu bestellten Vögte. Andrerseits wurde die Kirche in den neuen Staaten auch wiederum in mancher Rücksicht von den Regenten abhängiger als sie es im Römischen Reiche gewesen war*). Besonders wichtig war es, daß der Staat auf die Bischofswahlen einen großen Einfluß gewann, und dies im Fränkischen und Westgothischen Reiche von den Bischöfen selbst als ordnungsmäßiger Gang anerkannt wurde. Die Synoden der Bischöfe durften nicht ohne des Königs Genehmigung versammelt werden, ihre Schlüsse und Decrete mußten diesem zur Bestätigung vorgelegt werden, und wurden nicht für gültig gehalten, bis sie diese erlangt hatten. Hiedurch geschah es, daß das Institut der Provinzialsynoden (s. Theil III. 319) immer mehr in Verfall kam, und mit diesen die Rechte der Metropoliten, die sie größten Theils nur auf diesen Versammlungen ausgeübt hatten; namentlich die Entscheidung in Klagsachen gegen Bischöfe und über Appellationen vom Spruche der Bischöfe. Da jetzt also die höhere Behörde für die Bischöfe fehlte, wurden dergleichen Sachen meisteus vor den König gebracht. Zur Leitung der geistlichen Angelegenheiten ihrer Reiche bestellten die Germanischen Herrscher gewöhnlich einen angesehenen Geistlichen ihres Hofes mit dem Titel Erzcapellan (auch Apocrisiarius und Referendarius genannt), dem es denn auch bald an Einfluß in weltlichen Dingen und an Geschäften dieser Art nicht fehlte. Von den Leuten der Kirche ward die Heeresfolge gefordert; ja die Bischöfe wenn gleich die Geistlichkeit persönlich vom Heerbann eximirt und ihr selbst das Tragen von Waffen verboten ward, zogen sogar in Person zu Felde. Dieses gegenseitige Uebergreifen der kirchlichen und der Staatsgewalt legte den Grund zu dem großen Kampfe, in welchen beide in den folgenden Zeiträumen gegen einander geriethen, der alle Beziehungen des Mittelalters ergreift und durchdringt, und einen Hauptheil seiner Geschichte ausmacht.

Wie das Mönchswesen aus dem Orient in die Abendländer kam, ist schon in der alten Geschichte (Th. III. S. 369) erzählt. Es würde aber hier niemals die bedeutenden Fortschritte gemacht und die großen Wirkungen gehabt haben, die es als ein wichtiges Glied in der Kette der Ereignisse erscheinen lassen, wenn es nicht eine ganz neue Einrich-

*) Planck, a. a. O. Bd. II. Abth. 2. Abschn. 1. Cap. 1 u. f.

tung und Ordnung bekommen hätte. Der merkwürdige Mann, der ihm diese gab, war der heilige Benedict von Nursia (geb. 480, gest. 543), indem er, als Abt von Monte Cassino und zwölf anderen Klöstern in Unteritalien, schriftliche Statuten für seine Mönche aufsetzte, die sein Ansehen in kurzem zu einer allgemeinen Richtschnur für viele andere Mönchsklöster heiligte. Man nannte sie die Regel des heiligen Benedict. Zu dieser und zu unbedingtem Gehorsam gegen die Oberen mußte sich jeder Aufgenommene durch ein unverbrüchliches Gelübde verpflichten. Es band jeden Mönch auf Lebenszeit; er ward „Gott geopfert," wie der Ausdruck war, und konnte nicht wieder in die Welt zurück. Allen Freuden des Lebens mußte er entsagen, um ganz für den Himmel zu leben. Die Benedictiner — so nannte man die nach Benedict's Regel lebenden Mönche — waren, wie alle Schüler eines kräftigen Meisters, emsig bemüht, den Geist desselben so weit als möglich zu verbreiten, und dies glückte ihnen so wohl, daß nach einigen Jahrhunderten fast alle Mönche im Abendlande Benedictiner waren.

Benedict hatte seinen Mönchen außer dem Beten, auch Handarbeiten und Unterricht der Jugend zur Pflicht gemacht. Dadurch kam in das abendländische Mönchswesen ein ganz anderer Geist, als in dem orientalischen herrschte. An die Stelle der Beschaulichkeit und des steten Grübelns trat hier eine thätige, praktische Richtung, wodurch die Klöster den westeuropäischen Ländern höchst wohlthätig wurden. Aus ihnen gingen die heldenmüthigen Glaubensboten hervor, die von Liebe und Eifer getrieben, sich unter die Heiden wagten, das Evangelium zu predigen, die mit Aufopferung aller Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, mit Verläugnung des Hungers und Frostes, Hunderte von Meilen weit unbetretene Wüsten durchirrten, und barbarische Sprachen erlernten, die keine Beschwerde, keine Gefahr achteten, und das Leben für ihren großen Zweck mit freudigem Muthe hingaben. Oft legten sie in noch unangebauten Gegenden wieder Klöster an, und da entwilderte sich dann mit dem innern Leben auch das äußere. Oede Striche wurden urbar gemacht, Moräste ausgetrocknet, Wälder gelichtet, das wüste Land gewann in kurzem ein fruchtbares, blühendes Ansehen. Die große Selbstverläugnung, mit welcher die Mönche, so lange der bessere Geist in ihnen lebte, sich ihrem schweren Berufe unterzogen, ihr anhaltender Fleiß, ihre bedachtsame Ordnung, wurde den Landeseinwohnern ein großes, folgenreiches Beispiel. In jenen

von wildem Kriegsgetümmel geängsteten Zeiten wurden die Klöster ein sicherer Zufluchtsort für die Bedrängten; stille Seelen, die dem Geräusche und den Leidenschaften der Welt entgehen wollten, flüchteten in ihren Schooß. Damals, wo der Sinn für Wissenschaft und Gelehrsamkeit bei den entarteten Abkömmlingen der alten Welt ganz erstorben war, bei dem frischen Geschlechte aber noch keine Wurzeln geschlagen hatte, waren die Klöster im Abendlande die einzigen Oerter, welche das völlige Abreißen des Fadens verhüteten und ihn aus der alten Welt in die neue hinüberleiteten.

---

6. Das Reich der Westgothen in Spanien.

Nach den Eroberungen Chlodwig's war die Herrschaft der Westgothen, wie oben erzählt ist, mit Ausnahme eines kleinen Landstrichs in Gallien, auf die Pyrenäische Halbinsel beschränkt, wo daneben auch noch das Suevenreich bestand. Amalrich blieb im Jahre 531 im Kampfe gegen die Franken. Mit ihm erlosch das Geschlecht der alten Könige. Theudes (S. 21.), der schon vorher Statthalter von Spanien gewesen war, folgte, und von diesem an wurde der Staat der Westgothen ein vollständiges Wahlreich, wodurch dem Ehrgeiz der Großen ein weiter Spielraum eröffnet ward, und bald die inneren Unruhen, Zerrüttungen und Aufstände eintraten, welche diese Regierungsform fast immer hervorruft. Theudes fiel durch Meuchelmord (548) und gleiches Schicksal traf seinen Nachfolger Theudisclus (550). Gegen Agila empörte sich Athanagild (s. o.) und rief die Oströmer um Hülfe an, welche eben damals unter Justinian's Herrschaft Africa, Italien und alle Inseln des Mittelländischen Meeres wieder erobert hatten. Eine Griechische Flotte erschien an der Küste Spanien's und durch diese Unterstützung siegte Athanagild bei Hispalis (554), Agila wurde ermordet. Aber die Oströmer bemächtigten sich sogleich der ganzen Südküste des Landes am Mittelmeer und am Ocean, von Neukarthago bis Lacobriga (Lagos). Nur Feldherren wie Belisar und Narses und die nöthige Hülfe von Constantinopel fehlte, um dem Westgothischen Reiche zur selbigen Zeit mit dem Ostgothischen ein Ende zu machen. Achtzig Jahre lang behaupteten sich die Griechen in diesen Gegenden trotz aller Anstrengungen der Gothen.

Größere Festigkeit und stärkere Grundlagen gab dem Spanischen

Reiche der Westgothen erst Leovigild (569—586), der Nachfolger Athanagild's, einer ihrer kräftigsten Könige. Die Oströmer waren in das Innere des Landes vorgedrungen, die Gebirgsbewohner im heutigen Aragon aufgestanden; die Vasconen in den Provinzen Biscaya und Navarra, noch niemals unterworfen, beunruhigten die Grenzen durch räuberische Einfälle. Aller dieser Feinde und Schwierigkeiten ward der unerschrockene Leovigild Meister. Die empörten Unterthanen wurden bezwungen, gegen die Vasconen machte er glückliche Feldzüge, die Griechen warf er auf die Küste zurück, und seine Schnelligkeit erfüllte die Feinde mit Furcht und Schrecken. Den größten Widerstand leisteten die Katholiken; die Stadt Assidonia hatte rebellirt, ebenso wollte Cordova lieber der orthodoxen Herrschaft des Römischen Reiches, als dem Arianischen Könige gehorchen. Beide Städte wurden erobert und durch ihre Plünderung andere Widerstrebende zurückgeschreckt. Eine noch bedeutendere Opposition von Seiten des Katholicismus ging aber von Leovigild's eigenem Hause aus. In seinem ältesten Sohne Hermenegild, den er an der Regierung Theil nehmen ließ, hatte die Mutter Theodosia, des Griechischen Statthalters in Spanien Severianus Tochter, schon früh eine Neigung zur katholischen Kirche geweckt, und den Bemühungen seiner gleichfalls orthodoxen Gemahlin Ingundis, Siegbert's von Austrasien und der Brunehilde Tochter, so wie des Bischofs von Sevilla Leander, gelang es endlich, ihn vollständig zum Uebertritt zu bewegen. Er knüpfte Verbindungen mit den Griechen und Sueven an, welche, zuerst Bekenner der Nicäischen Lehre, dann Arianer, um diese Zeit wieder zur allgemeinen Kirche zurückgetreten waren. Ein großer Theil der Bevölkerung, nicht allein Provinzialen, sondern auch Gothen, war für Hermenegild. Des Königs Lage wurde gefährlich; im Norden waren die Vasconen wieder aufgestanden und die Frankenfürsten Childebert und Guntram (o. S. 27.), so wie Theodemir, der König der Sueven, rüsteten sich, seinem Sohne zu Hülfe zu ziehen. Zuerst wandte er sich gegen die Vasconen, besiegte sie und bestrafte den Aufruhr mit großer Härte, so daß viele auf die andere Seite des Gebirges hinüberzogen nach Frankreich, und der Landschaft Gascogne den Namen gaben. Darauf zog Leovigild südwärts und belagerte seinen Sohn in Sevilla, nachdem er ihm Merida entrissen hatte. Das Suevische Heer, welches Theodemir zum Entsatz heranführte, umzingelte er und zwang den König, zu schwören, fortan jede Feindseligkeit aufzugeben und den Gothischen Herrschern Treue und Gehorsam zu leisten.

So war in Sevilla jede Hoffnung auf Hülfe verschwunden. Als die Belagerer nun auch den Guadalquivir sperrten, nahm die Hungersnoth überhand und die Stadt ergab sich nach zweijähriger Vertheidigung. Hermenegild rettete sich nach Cordova, er hoffte sich mit Hülfe der kaiserlichen Truppen noch weiter gegen seinen Vater halten zu können. Die Griechen verließen ihn aber als sie von Leovigild 30,000 Solidi erhalten hatten. Dieser wies darauf dem Hermenegild die Stadt Valencia als Verbannungsort an. Das Mißtrauen zwischen beiden dauerte indeß fort, und als der Sohn jene Stadt verließ, vielleicht um nach Frankreich zu entkommen (584), wurde er zu Tarragona ergriffen. Er weigerte sich standhaft, als Preis der Freiheit das Abendmahl aus den Händen eines Arianischen Geistlichen zu empfangen; da befahl der Vater seine Hinrichtung. Bald darauf vollendete Leovigild die Unterwerfung des Suevischen Reiches. Als Eurich, Theodemir's Nachfolger, von seinem Schwager Andeca entthront worden war, fiel er unter dem Vorwand, jenen zu rächen, ins Land, vergalt dem Andeca Gleiches mit Gleichem und vereinigte das Reich der Sueven, welches keine weitere Spuren des Daseyns hinterlassen hat, mit dem seinigen (585). Ebenso glücklich wurden die Einfälle Guntram's von Burgund in Septimanien (585 und 586) zurückgeschlagen. Der religiöse Gegensatz zwischen den katholischen Einwohnern des Landes und den Arianischen Gothen war indeß keinesweges mehr so allgemein und so heftig als es nach Hermenegild's Empörung und Untergang scheinen könnte. Auch Leovigild hatte diese Sache mehr aus dem politischen Gesichtspunkt betrachtet. Denn allmählig hatte die Spanische Kirche durch ihre Einheit und den strengeren Organismus ihrer Verfassung, durch treffliche Disciplin ihrer Geistlichen, die überwiegende Anzahl ihrer Bekenner und die größere ihr beiwohnende Intelligenz immer mehr Anhänger unter den Gothen selbst erworben, und als Leovigild's gleich kraftvoller zweiter Sohn Reccared, der ihm in der Regierung folgte (586—601), sich zum Katholicismus bekannte, thaten es mit ihm die meisten Arianischen Bischöfe, so wie ein großer Theil des Westgothischen Volkes. Dadurch war das größte Hinderniß enger Vereinigung zwischen der Gothischen und der frühern Bevölkerung des Landes gehoben; aber durch die nun erfolgte Verschmelzung ward auch die Volksthümlichkeit der Westgothen sehr schnell verändert und ihre Sprache von der Lateinischen verdrängt.

Unter der Regierung des milden und weisen Reccared erfreute sich

Spanien eines durch innere und äußere Unruhen wenig gestörten Friedens, wie er damals fast nirgends anzutreffen war. Andere Lichtpunkte in der Geschichte des Westgothischen Reiches sind die Regierungen des Königs Sisebut (612—620), der im Kriege tapfer, im Frieden für das Wohl seiner Unterthanen emsig bemüht, Freund der Wissenschaften und Künste, selbst gegen besiegte Feinde menschenfreundlich und mild, und nur aus Religionseifer gegen die schon seit ihrer Zerstreuung unter Kaiser Hadrian in Spanien zahlreichen Juden grausam war; ferner des Königs Reccesuinth (649—672), des liebenswürdigsten und uneigennützigsten Fürsten, der auf dem Westgothischen Throne gesessen, der ohne Geräusch und Aufsehen das Glück seiner Unterthanen begründete *). Unter seiner Herrschaft wurde die Gesetzgebung der Westgothen, welche Eurich begonnen, Leovigild und Chindasuith (Reccesuinth's Vater) fortgeführt hatten, vollendet und zu einem Ganzen vereinigt, welches alle übrige Germanische Volksrechte in Form, Ausdruck und systematischer Vollständigkeit übertrifft. Es zeigt uns deutlich das Uebergewicht, welches die Römischen Lebenselemente, wie auf dem Gebiete der Religion, so auch auf dem des Staates über die Gothischen Anlagen im Lauf der Zeit erlangt hatten. Auf die gänzliche Vereinigung beider Völker berechnet, soll es, wenn gleich großen Theils auf Römisches Recht basirt, Provinzialen wie Gothen verbinden, und das System der persönlichen Rechte ist durchweg aufgehoben. Dieses Gesetzbuch, **forum judicum** (fuero juzgo) genannt, hat in allen Punkten, wo es nicht durch neuere Bestimmungen ersetzt ist, bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit in Spanien behauptet.

Aber alle diese Keime, aus denen sich eine höhere Blüthe des Staates hätte entwickeln können, wurden zertreten durch den Uebermuth der Großen, welcher sich nicht lange nach Reccesuinth furchtbarer als je erhob, da das Wahlrecht stets Gelegenheit zum Aufruhr gab. Andrerseits wurde die königliche Gewalt durch die Bischöfe, welche hier noch eines weit größeren und höheren Ansehens genossen, als in den übrigen Germanischen Staaten, zu stark beschränkt. Schon Reccared hatte in seinem Eifer für den katholischen Glauben, und einer Stütze gegen die Edlen bedürftig, den Einfluß der Geistlichen sehr gehoben. Die Concilien zu Toledo, auf welchen auch die weltlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, bildeten die gesetzgebenden Versammlungen des Staats, und

*) Aschbach Geschichte der Westgothen S. 255.

bereits von König Sisenand (631—636) wird berichtet, daß er vor einer solchen Versammlung mit den Zeichen der größten Unterwürfigkeit erschien, kniend und unter Seufzern und Thränen redete. Von Zusammenkünften des Volks zur Königswahl oder Berathung anderer Angelegenheiten findet sich keine Spur. Reccesuinth zog zwar Herzoge und Grafen zu den Kirchenversammlungen, so daß diese nun wahrhafte Land- und Reichstage zu seyn schienen, aber die Zahl der anwesenden Bischöfe war immer weit größer, als die der weltlichen Großen und der letzteren Einfluß noch unbedeutender. Es suchten nun zwar die Bischöfe die Könige gegen die Anmaßungen des Adels zu schützen, und die Herrschaft der Gesetzlichkeit und Ordnung aufrecht zu erhalten*), aber es war dies doch weder ein naturgemäßes, noch ein hinreichendes Mittel, im Staate die Einheit und durch die Einheit die Kraft nach Innen und Außen aufrecht zu erhalten.

---

7. Die Angelsachsen.

Von der ersten Niederlassung der Sachsen in Britannien ist in der alten Geschichte (Th. III. S. 366.) Erwähnung geschehen. Es kamen aus den heimathlichen Sitzen immer mehr Schaaren dieses Volkes und der ihnen stammverwandten Jüten, Angeln und Friesen herüber, welche man unter dem gemeinschaftlichen Namen der Angelsachsen begreift, woher späterhin auch das Land England genannt worden ist. Von den alten Bewohnern der Insel unterwarfen sich manche den kühnen Eroberern beim ersten Angriff, andere erst nach langer hartnäckiger Gegenwehr, und diejenigen, welche sich in die westlichen Gebirgsgegenden von Wales und Cornwales gezogen hatten, vertheidigten dort bis ins zehnte und dreizehnte Jahrhundert ihre Freiheit und ihre alte Sitte. Große Schaaren flohen auch über das Meer nach Armorica, wo schon früher Briten vor den Picten und Schotten Zuflucht gesucht hatten, so daß die nachmals mit dem Frankenreiche vereinigte Landschaft von dieser Bevölkerung fortan den Namen Bretagne führte. Der größte Theil des heutigen England wurde nach und nach von den neuen Ankömmlingen besetzt, welche dort acht Staaten stifteten, nämlich: Kent, Sussex, Wessex, Essex, Ostangeln, Mercia, Deira und Bernicia. Die

*) Dies bemerkt selbst Gibbon Vol. VI. p. 296: The regular discipline of the church introduced peace, order and stability into the government of the state.

beiden letzteren wurden später vereinigt und Northumberland genannt, daher das Ganze Heptarchie oder Siebenreich heißt. Häufig hatte einer der Könige in diesen Reichen eine Oberhoheit über die übrigen. Geraume Zeit war die höhere Gewalt bei den Herrschern von Kent, als des zuerst gegründeten und mächtigsten Staates. Die harten Kämpfe mit den Briten hatten die Folge, daß hier die Römische Sprache und Verfassung ganz vertilgt wurden, und an deren Stelle ein rein Germanisches, kein Romanisches oder Neulateinisches Wesen trat. Außer jenen fortgesetzten Kriegen gegen die alten Bewohner bietet die Geschichte der Insel lange Zeit nichts dar, als Fehden der Sächsischen Königreiche gegen einander und Unruhen innerhalb derselben.

Die Sachsen waren, als sie das Land eroberten, noch Heiden, und das Christenthum fand anfangs keinen Eingang bei ihnen, weil es die Religion ihrer Feinde war, gegen die sie einen Vernichtungskrieg führten. Als aber Aethelbert, König von Kent (560—616) und Oberkönig, Bertha, die Tochter des früher erwähnten Frankenkönigs Charibert, heirathete, brachte diese Geistliche und christlichen Gottesdienst mit, und gewann durch ihre Tugenden der neuen Religion Freunde unter den Sachsen, so wie auch in den übrigen Reichen das Christenthum den Sachsen nachher besonders durch ihre Königinnen angenehm wurde. Dies bahnte den Bemühungen des Papstes Gregor's des Großen (unten Abschn. 14.) für die Bekehrung der Angelsachsen den Weg. Er hatte sich für diesen Gedanken, schon ehe er Papst geworden war, begeistert, als er einst auf dem Sklavenmarkte zu Rom Jünglinge zum Verkauf ausgestellt sah, die sich durch einen außerordentlichen Wuchs, so wie durch Schönheit des Gesichts und lange, auf vornehme Abkunft deutende Haare auszeichneten, und auf seine Nachfrage vernahm, daß sie zum Volke der Angeln gehörten. Wohl, rief er aus, sie sollen der Engel (angeli) Genossen in den himmlischen Reichen seyn, denn ein englisches Antlitz tragen sie. Auf weiteres Forschen erfuhr er den Namen ihres Landes, Deira. De ira eruti, der Verdammniß entrissen und zur Barmherzigkeit Christi berufen, entgegnete Gregor. Und als sie ihren König Aella nannten, sprach er: Allelujah, das Lob Gottes, der die Welt geschaffen hat, soll in jenen Reichen gesungen werden. Er selbst hatte vor, sogleich nach Britannien zu gehen, und erbat sich Begleiter vom Papst Pelagius, doch wollte ihm dieser eine so lange Entfernung nicht gestatten. Als er nun aber selbst den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, sandte er (596) den Römischen Abt Au-

gustin mit vierzig anderen Geistlichen nach Britannien. Sie reis'ten durch Gallien, mit Empfehlungsschreiben des Papstes an die Königin Brunehilde und deren Enkel, die Könige von Austrasien und Burgund, desgleichen an einige Gallische Bischöfe versehen, und erhielten überall Unterstützung, auch Fränkische Gefährten, die sich den Angelsachsen leicht verständlich machen konnten. So landeten sie an der Küste von Kent, wurden von der Königin Bertha auf alle Weise unterstützt, und predigten mit so vielem Glück, daß sich der König bald taufen ließ, und zu Weihnachten 597 zehntausend Sachsen seinem Beispiele folgten. Gregor's weise Vorschriften, die Gewohnheiten des Volkes anfangs, so viel als thunlich, zu schonen, ihre heiligen Oerter nicht zu zerstören, sondern für die christliche Gottesverehrung zu weihen, trugen nicht wenig zu diesem Erfolge bei. Augustin wurde Erzbischof von Canterbury, der Hauptstadt von Kent; andere Bisthümer, diesem untergeordnet, entstanden schnell, und bis zum Jahre 681, wo Sussex, zuletzt unter den Reichen der Heptarchie, zum Christenthum übertrat, war die Bekehrung der Angelsachsen vollendet. Für den Norden England's wurde ein zweites Erzbisthum zu York errichtet. Eine vorzüglich feste Ordnung erhielt die Angelsächsische Kirche durch Theodor von Tarsus, welcher in einem sehr hohen Alter nach Britannien kam, und 668 den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury bestieg. Besonders machte er sich um die Bildung der Geistlichen sehr verdient, und verbreitete sogar Kenntniß und Liebe der Griechischen Litteratur. Mit dem Christenthum begann auch die schriftliche Gesetzgebung der Angelsachsen, deren Urheber jener König Aethelbert von Kent ist, und wie sich das bürgerliche Leben ausgebildet zeigt die größere Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse desselben in den Gesetzen der folgenden Könige.

Im nördlichen Theile der Insel wohnten die beiden in der alten Geschichte öfters erwähnten Völker, die Peghten oder Picten und Scoten oder Schotten, von welchen letzteren Land und Volk den Namen behalten haben. Beide Stämme sind Celtischen Ursprungs, wenig unterschieden von den alten Briten. Die Picten bewohnten die südlichen und östlichen Theile des heutigen Schottland's, die Scoten die westlichen Hochlande. Von da breiteten die Letzteren sich weiter aus und verdrängten oder unterjochten die Picten. Der berühmte Ossian, Fingal's Sohn, war ein Barde oder Sänger unter den Schotten, den Einige ins dritte, Andere erst ins neunte Jahrhundert setzen*). Nach

*) Fr. Schlegel Deutsches Museum, Bd. I. S. 173.

Südschottland war das Christenthum schon zu den Zeiten der Römer gekommen, nach dem nördlichen Theile des Landes brachten es im fünften Jahrhundert der Britische Presbyter Gildas und im sechsten Columba, ein Irländer, in dessen Vaterlande sich um diese Zeit die Lehre des Evangeliums gleichfalls schon verbreitet hatte.

---

8. Das Oströmische Reich.

(474—527.)

Von den sechs Reichen, welche die Germanen in Spanien, Gallien, Italien und Africa gestiftet hatten, dem Westgothischen, Suevischen, Fränkischen, Burgundischen, Ostgothischen und Vandalischen, haben wir schon zwei, das Suevische und Burgundische, von den mächtigeren Nachbarn verschlingen sehen. Wie diese wurden im sechsten Jahrhundert zwei andere, das Vandalische und das Ostgothische, auch schon wieder zerstört, und zwar durch die Waffen des Oströmischen Reiches, zu dessen Geschichte wir uns daher jetzt wenden müssen. Constantinopel war noch immer der Mittelpunkt der damaligen Welt und eine Hauptstadt auch im neueren Sinne des Wortes. Handel und Reichthum aller Länder, Pracht und Luxus, feinere Bildung und alle sinnliche Genüsse des Lebens fanden sich hier mit den Kunstschätzen des Alterthums vereint. Zugleich der Sitz des Hofes, die Garnison der Haustruppen, der Sammelplatz einer großen leichtbeweglichen Volksmasse, umfaßte diese Stadt alle Elemente des Byzantinischen Reichs, denn auch die streng geordnete mechanische Verwaltung, welche Constantin eingeführt hatte, fand hier ihre Concentration. Daher erscheinen die Provinzen als durchaus untergeordnet, und nur Städte wie Antiochien und Alexandrien bewahren noch einen größeren Einfluß durch ähnliche aber minder umfassende Verhältnisse als die Hauptstadt. In den Händen jener drei Gewalten, des Hofes, des Heeres und des Pöbels der Hauptstadt, ist die Besetzung des Thrones, um welchen sich der Einfluß der Weiber und der Verschnittenen, das ganze Treiben orientalischen Herrscherlebens gelagert findet. Doch erhält sich, allen diesen Verhältnissen und den Angriffen von Außen so wie der eignen militärischen Schwäche zum Trotz, der Staat vornehmlich durch die gesicherte Lage Constantinopel's und die festen Formen seiner Administration, in welche die Kaiser selten eingriffen, noch viele Jahrhunderte. Das

eigentliche geistige Leben bildet auch fernerhin die Theologie und die Bestimmung der christlichen Dogmen; welche ebenfalls in der höhern Bildung der Bewohner Constantinopel's einen Brennpunkt, und in den Volkshaufen dieser Stadt alle Zeit fertige Kämpfer für ihre tiefsten Fragen finden. Denn wenn auch der große Streit über die Vereinigung Gottes und des Menschen im menschgewordenen Gott durch die Synode zu Chalcedon erledigt schien, dauerte dennoch die Partei der Monophysiten in großer Stärke fort, und zwang die Kaiser, immer neue dogmatische Versuche zu deren Vereinigung mit der rechtgläubigen Kirche zu machen, da diese Gegensätze nicht rein theoretisch blieben, sondern gewöhnlich auch zu praktischen und politischen wurden.

Auf Leo I. (Th. III. S. 363.), welcher im Jahre 474 starb, folgte sein Enkel Leo II., der noch ein vierjähriges Kind war, und als Mitregent dessen Vater, der Isaurier Zeno, den der verstorbene Kaiser aus den Reihen seiner Landsleute bis zum Gemahl seiner Tochter Ariadne emporgehoben hatte, um an jenen, welche ebenfalls zahlreich in den Griechischen Heeren dienten, eine Stütze gegen Aspar und seinen bedeutenden Gothischen Anhang zu haben (o. S. 9). Der junge Leo starb nach wenigen Monaten und sein Vater war nun Alleinherrscher. Seine Schwiegermutter Verina, die ehrgeizige Wittwe Leo's I., beschloß, ihn zu stürzen und ihrem Bruder Basiliskus, berüchtigt durch die unglückliche Expedition gegen Geiserich (Th. III. S. 363), die Krone zu verschaffen. Kaum hörte Zeno, was gegen ihn im Werke sey, als er furchtsam nach Isaurien entfloh und seinem Gegner den Thron überließ (475). Um die leicht errungene Herrschaft besser zu begründen, suchte dieser die Monophysiten für sich zu gewinnen, indem er die Chalcedonischen Schlüsse durch ein kaiserliches Edict aufhob; aber dadurch wurden alle Anhänger derselben seine Widersacher, an ihrer Spitze der Patriarch von Constantinopel, Akacius, welcher in der Kirche gegen Basiliskus predigte und das Volk wider ihn aufregte. Daniel, ein Säulenheiliger, stieg sogar von seiner seltsamen Wohnung herab, kam nach der Hauptstadt, und unterstützte durch sein großes Ansehen beim Volke den Patriarchen. So kehrte Zeno, von zahlreichen Schaaren der Isaurier begleitet, als er die gegen ihn ausgesandten Feldherren gewonnen, nach zwanzig Monaten (477) ohne große Mühe in seine Hauptstadt zurück. Basiliskus wurde nach Limnas in Kappadocien gebracht und soll da mit Weib und Kind den Hungertod

erlitten haben. Von Zeno's Schwäche wider die Ostgothen und von den Künsten, die er in Bewegung setzte, um sich dieser Feinde zu entledigen, ist schon in der Geschichte Theoderich's des Großen die Rede gewesen. Auch innere Gährungen erschütterten seinen Thron, doch gelang es ihm, sich wider zwei später auftretende Anmaßer zu behaupten, besonders durch Hülfe Theoderich's, der im Jahr 485 Gothische Hülfsvölker nach Asien führte und die Empörer in einer blutigen Schlacht bei Seleucia in Isaurien schlug.

Anfangs entschlossen, der Chalcedonischen Meinung das Uebergewicht zu sichern, wich Zeno späterhin doch von dieser Richtung ab. Petrus Mongus, erwählter Bischof von Alexandrien, der Monophysitischen Lehre ergeben (denn hier hatte diese noch immer entschieden das Uebergewicht), stellte ihm die Gefahren, welche für die Ruhe des Reiches aus den Versuchen zur Unterdrückung seiner Secte hervorgehen würden, mit großer Beredsamkeit vor, worauf der Kaiser den Versuch machte, die Parteien durch eine Vereinigungsformel (Henotikon), welche er im J. 482, mit dem Rathe des Akacius, erließ, zu versöhnen. Es waren darin nur die allgemeinen Bestimmungen aufgenommen, über welche die Anhänger der Chalcedonischen Synode mit den Monophysiten gleich dachten, und die bestimmten, bei den Streitigkeiten gebrauchten Ausdrücke vermieden. Aber auch dieses Henotikon erreichte seinen Zweck nicht, denn die Eiferer auf beiden Seiten waren mit der Umgehung der Streitpunkte nicht zufrieden, sondern forderten völlige Verdammung der Gegner; besonders erklärten sich die Römischen Päpste heftig gegen eine Verordnung, welche das Ansehen der Chalcedonischen Schlüsse wieder erschütterte, und gewannen auch im Oströmischen Reiche eine zahlreiche Partei.

Nach Zeno's Tode wurde Anastasius I. Kaiser (491 — 518), indem sich Ariadne, die Wittwe des Verstorbenen, mit ihm vermählte. Er war ein alter schwacher Mann, der früher Silentiarius im Palaste gewesen war, ein Amt, welches von den höheren Hofstellen sehr weit entfernt ist; und seine Regierung wurde durch äußere Kriege, innere Aufstände und die heftigsten Religionsstreitigkeiten nicht weniger unruhig, als die seines Vorgängers. Longinus, Zeno's Bruder, hatte durch die Isaurischen Truppen auf den Thron zu kommen gehofft, und machte nun im Geheimen Vorbereitungen zu einem Aufruhr. Doch wurden seine Pläne entdeckt, er selbst ergriffen, nach Alexandrien geschickt und dort zum Presbyter geweiht. Bald darauf erhob sich das ganze

Isaurische Volk und konnte erst nach sechsjährigem Kampfe wieder unterworfen werden. Nach achtzigjährigem Frieden brach auch der Krieg gegen die Perser wieder aus, indeß die Grenzen in Palästina von den Arabern, an der Donau von den Bulgaren und in Armenien von den Hunnischen Stämmen, welche sich am Asowschen Meere erhalten hatten, beunruhigt wurden. Bei seiner Thronbesteigung hatte Anastasius dem damaligen Patriarchen Euphemius eine schriftliche Erklärung ausstellen müssen, nichts gegen die Schlüsse von Chalcedon zu unternehmen, da seine Rechtgläubigkeit früherhin nicht ohne Makel gewesen war. Nur unter dieser Bedingung hatte jener den Kaiser krönen wollen, eine Feierlichkeit, welche Leo I. zuerst eingeführt hatte. Anastasius suchte sich nun in der Mitte der beiden Parteien zu halten und eine gewisse Vereinigung zu bewerkstelligen, um es nicht zu Ruhestörungen kommen zu lassen. Da er sich deswegen aber der Exaltirten, besonders in der Hauptstadt, widersetzen mußte, kam er bald beim Volke in den Verdacht des ärgsten Monophysitismus und gab so grade Veranlassung zu furchtbaren Auftritten. Schon früher (Th. III. S. 376.) ist bemerkt worden, daß die Monophysiten absichtlich Ausdrücke suchten, wodurch die Einheit beider Naturen in Christo recht stark bezeichnet wurde. So hatte Peter der Gerber, so genannt von dem Gewerbe, welches er früher als Mönch betrieben, Patriarch von Antiochia, im J. 471 in einen damals gewöhnlichen Kirchengesang, das Trishagion (Dreimal heilig): „Heiliger Gott, heiliger Starker, heiliger Unsterblicher, erbarme dich unser" die Worte aufgenommen „der du für uns gekreuzigt bist." Dieser Zusatz konnte auch von den Anhängern der Lehre von den beiden in Christo zu einer Person vereinigten Naturen, wie sie auf dem Concilium zu Chalcedon ausgesprochen wurde, als Gegensatz zum Nestorianismus angenommen werden, und die Monophysiten brachten dies beim Kaiser in Vorschlag. Er war nicht abgeneigt, aber als sich das Gerücht in der Hauptstadt verbreitete, der Kaiser begünstige jene Einschaltung, entstand eine wüthende Empörung, die vielen Menschen das Leben kostete, und den Kaiser beinah um den Thron gebracht hätte. Am dritten Tage gelang es ihm endlich, zu den Volkshaufen im Hippodrom zu reden und sie zu beruhigen. Als Anastasius aber hierauf dennoch einen heftigen monophysitischen Mönch, Severus, zum Patriarchen von Antiochia machte, und mehrere Bischöfe von der Chalcedonischen Partei absetzte, ergriff Vitalianus, ein Enkel Aspar's, diesen Anlaß, die Fahne der Empörung zu erheben, in-

dem er als Beschützer der Katholiken auftrat. An der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann ging er, unter furchtbarer Verwüstung Thracien's, auf die Hauptstadt los, und nöthigte den Kaiser zu einem Vergleiche, in welchem dieser die Zusammenberufung eines allgemeinen Conciliums und die Wiederherstellung der Chalcedonischen Schlüsse verhieß.

Als Anastasius gestorben war, wurde der Befehlshaber der Leibwache, Justin, durch die Soldaten zum Kaiser erhoben (518—527). Dieser damals schon im acht und sechzigsten Lebensjahre stehende Mann war aus Dardanien (einem Theile der heutigen Bulgarei), von barbarischer Abstammung, niederer Herkunft und ohne Kenntnisse. Doch wußte er sich geschickter und kluger Männer zur Führung der Regierungsangelegenheiten zu bedienen. Er strebte nach dem Ruhme strenger Rechtgläubigkeit, stellte den lange unterbrochenen Kirchenfrieden mit den Römischen Päpsten und dem Abendlande wieder her, und erließ strenge Anordnungen wider die Ketzer aller Art. Sein Neffe Justinian, von gleicher Herkunft, beim Volke und Senate sehr beliebt, wurde von ihm mit den höchsten Würden bekleidet, und vier Monate vor seinem Tode, unter lautem Jubelruf des Volks und mit allgemeiner Zustimmung, zum Mitregenten erhoben und zum Nachfolger bestimmt. Justin's Regierung hat überhaupt nur als eine Vorbereitung für seinen Nachfolger Interesse. Die erneute Ordnung, welche durch den Quästor Proklus in alle Zweige der Verwaltung gebracht wurde, machte es jenem allein möglich, die Kräfte des Reiches wieder einmal nach Außen zu kehren.

---

9. Justinian I.

(527—565.)

Nach dem Tode Justin's (1. Aug. 527) war Justinian Alleinherrscher. Er täuschte die Erwartungen nicht, die man von ihm gefaßt hatte. Seine Gedanken waren auf nichts Geringeres, als auf die Wiederherstellung des alten Kaiserreichs, wie es Constantin besessen, gerichtet. Zwar war er kein Feldherr, aber er hatte den Blick, die rechten Männer herauszufinden, und die Geschicklichkeit, sich ihrer für seine Zwecke zu bedienen. Was ihm an persönlichem, Furcht gebietenden Ansehen und Entschlossenheit abging, ersetzte seine Gemahlin

Theodora, ein kühnes, leidenschaftliches Weib, die sich durch Schönheit und Geist von den Künsten der Mimen und aus dem Schmutze gemeiner Unsittlichkeit einen seltenen Weg zum Kaiserthrone gebahnt, und sich auf diesem Platze so wohl befestigt hatte, daß ihr Name neben dem ihres Gemahls auf allen Gesetzen, Verordnungen und öffentlichen Denkmälern mit erwähnt werden mußte, wie denn der Patriarch von Constantinopel bei der Krönung Justinian's auch ihr die Krone aufsetzte.

Selbst ein größerer Geist, als der Justinian's, hätte dem Byzantinischen Staate schwerlich wieder ein neues, frisches Leben einhauchen können; das Volk war allzu erschlafft und herabgesunken; aber wie es ihm gelang, dem Reiche auf einige Zeit wieder eine größere Ausdehnung zu verschaffen, als es unter seinen Vorgängern gehabt, so ist er der Nachwelt auch durch manche Einrichtung für das Innere bekannter geblieben, als alle seine Nachfolger. Vorzüglich hat das, was er für die Gesetzgebung that, oder durch Kundige thun ließ, seinen Namen unsterblich gemacht. Die Seele dieser Unternehmung war Tribonianus, sein Minister und Günstling. Unter dessen Aufsicht und thätiger Mitwirkung erschienen nach und nach: eine Sammlung der Verordnungen früherer Kaiser (**codex Justinianeus**), ein wissenschaftliches Lehrbuch des Rechts (**institutiones**), und eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen berühmter Rechtslehrer (**pandectae, digesta**). Dazu kamen in der Folge noch neue Verordnungen Justinian's (**novellae**). Das Ganze wird bekanntlich das **corpus juris** genannt. Justinian hat durch diese Zusammenfassung der Rechtsregeln und Gesetze den Ruhm, die Resultate viel hundertjähriger Bestrebungen und Arbeiten des Römischen Weltreichs der Nachwelt als die reichste und unerschöpflichste Erbschaft überliefert zu haben. In dieser Form ist das Römische Recht dem Abendlande gebracht worden, es hat seinen Einfluß auf alle neuere Gesetzgebungen behauptet, ist in diese übergegangen und erweiset sich noch jetzt als das für heut und immer geltende. Sodann wurden die Künstler durch würdige Werke beschäftigt und geehrt. Bloß in Constantinopel wurden fünf und zwanzig neue Kirchen gebaut, unter ihnen die vorher schon zweimal abgebrannte Sophienkirche, ein erhabenes Prachtgebäude, an welchem zehntausend Menschen fast sechs Jahre lang arbeiteten, und deren Kosten auf sieben Millionen Thaler nach unserm Gelde geschätzt wurden. Außerdem viele Krankenhäuser, Brücken und Wasserleitungen, und vor allen Dingen

eine ungemeine Anzahl von Festungen und Castellen zur Beschützung des Reichs. Von Belgrad bis zum Schwarzen Meere lief eine Kette von mehr als achtzig festen Plätzen an der Donau hin. Von der Propontis bis zum Schwarzen Meere hatte schon der Kaiser Anastasius zum Schutze der Hauptstadt und ihres Weichbildes gegen die Barbaren eine zwölf Meilen lange Mauer erbaut, die Justinian noch verstärkte. Gegen Persien hin, wo sich die Grenze hinter Palmyra, Dara und Nisibis hinzog, wurde besonders Dara stark befestigt. Alle diese Bauten zu Pracht und Nutzen erhöhten allerdings den Glänz der Regierung Justinian's; andrerseits vermehrten aber auch die Summen, die dazu erfordert wurden, den Abgabendruck, der im Byzantinischen Reiche ohnehin schon sehr groß war.

Die lebendige Industrie des Griechischen Reiches wurde durch Justinian mit einem neuen Zweige bereichert. Seit den Zeiten des Augustus kannten die Römer seidene Gewänder, und die Kaufleute, welche sie brachten, wußten, daß die Seide Product eines Landes im äußersten Orient sey, Serika genannt. Es war ein Theil von China; und in der That ist das östliche Asien, und besonders China, das Vaterland des Seidenwurms und der Seidencultur. Dort kannte man lange Zeit allein die Erzeugung und Bearbeitung dieser Producte. Die Handelsstraße ging durch das Persische Reich, und Constantinopel war mit seinem Bedarf an Gewändern, deren Gebrauch der Luxus nicht mehr entbehren konnte, von einer Macht abhängig, die immer als Feindin oder als Nebenbuhlerin dastand. Daher war es sehr willkommen, daß zwei Persische Mönche, die auf ihren Bekehrungsreisen, welche damals sehr häufig durch ganz Asien gemacht wurden, den Seidenwurm gesehen hatten, den Kaiser davon nicht bloß in Kenntniß setzten, sondern auch, nach reichlich erhaltener Unterstützung, eine zweite Reise nach jenem Lande, welches sie Serinda nannten*), unternahmen (552). In ihren ausgehöhlten Wanderstäben brachten sie von dorther eine Menge Sameneier glücklich nach Europa, wo nun der Seidenbau, besonders in Griechenland, mit großem Eifer betrieben ward, und zahlreiche Manufacturen seidner Stoffe entstanden. Von da verbreitete sich die Seidencultur im zwölften Jahrhundert nach Sicilien und Italien.

---

*) Welches dieses Land gewesen, ist zweifelhaft und wol nicht leicht zu bestimmen. S. Ritter Erdkunde, ältre Ausg. Th. II. S. 641. Nach Mannert, Geogr. der Griechen und Römer Th. IV. S. 517, war es das heutige Sirhind in Vorderindien.

Die Kämpfe im Innern ruhten unter Justinian's Regierung nicht, und wenn die Verschiedenheit der politischen Meinungen und Wünsche die Menschen jetzt nicht entzweiten, so gaben außer der Religion die großen Rennspiele im Circus den Stoff dazu her. Die Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit waren bei diesen desto gefährlicher, da die ganze Stadt an solchen Tagen an einem Ort zusammengedrängt war. Denn die Sucht, dergleichen Spiele zu sehen, hatte seit den Zeiten der alten Republik ins Unglaubliche zugenommen (Th. III S. 209.). Und nicht genug, daß die Wagenlenker mit einander wetteiferten und sich deshalb in bestimmte stehende Abtheilungen schieden, die gegenseitig mit Erbitterung um den Sieg rangen, auch Diejenigen, welche Rennpferde und Wagen unterhielten, spornten Ehrgeiz und Eifersucht, und das Interesse für die eine oder die andere dieser Parteien war die Hauptbeschäftigung der Jünglinge aus den höheren Ständen. Ihrem Beispiele folgte die übrige Menge. Die erste Erwähnung einer bleibenden Unterscheidung solcher Parteien findet sich schon zu Rom unter Caligula, und Kaiser wie Nero, Domitian, Commodus u. a. wandten ihre Gunst der einen oder der andern zu. Constantin erbaute für diese Factionen getrennte Sitze in seinem neuen Hippodrom zu Byzanz; ebenso finden sie sich auch in den übrigen Städten des östlichen Reiches, besonders zu Antiochia. Sie waren vollständige Corporationen geworden, die eine eigne Verfassung und Vorsteher, Demokraten und Demarchen genannt, und viele Beamte, Gebäude, Ställe u. s. w. hatten. Es gab vier solcher Gesellschaften, welche sich durch die Farbe ihrer Gewänder kenntlich machten. Es waren die Blauen (*Βένετοι*, **veneti**), mit denen sich die weißen (*ὁ δῆμος λευκός*, **albati**) verbunden hatten und die Grünen (*Πράσινοι*, **prasini**), zu welchen sich die Rothen (*ὁ δῆμος ῥούσιος*, **rossati**) hielten. Auch außerhalb der Spiele wurden die Farben getragen, auch bei allen übrigen Gelegenheiten suchte man die seinige zur herrschenden zu machen. So wurden aus den Wettkämpfern und ihren Zuschauern furchtbare Staatsfactionen, welche die schwache Regierung des Kaiserreichs zu erschüttern vermochten. Zum Ausbruche thätlicher Gewalt war die alte Eifersucht dieser Parteien schon zu Anastasius' Zeit gekommen, wo einmal dreitausend Blaue in einem solchen Aufruhr ermordet wurden. Der Regierung Justinian's waren noch größere Schrecken aufbehalten. Er war durch Theodora vermocht worden, sich für die blaue Partei zu erklären. Jene nämlich, die Tochter eines gewissen Akacius, der die Fütterung der Bären für

die Thierhetzen besorgte, war einst nach dem Tode des Vaters noch in zarter Jugend um Unterstützung für ihre Mutter im Hippodrom bei den Grünen bittend, von diesen mit Hohn zurückgewiesen worden, wogegen die Blauen sich ihrer angenommen hatten. Solche Schmach hatte sie jener Partei nicht vergessen. Ueberdieß versteckten sich gewöhnlich auch noch ernstere Dinge hinter diesen Farben. So waren die Blauen jetzt für die orthodoxe Lehre und die Grünen bildeten zugleich die kirchliche Opposition. Jene erhielten nun jeden möglichen Vorzug; sie saßen im Hippodrom zur Rechten des Kaisers und gingen bei öffentlichen Feierlichkeiten den Grünen voran; gegen diese verübten sie im Vertrauen auf des Hofes Gunst die schreiendsten Gewaltthätigkeiten, viele wurden des Nachts in den Straßen gemordet, und um jeden Frevel ungestraft üben zu können, schloß sich alles Gesindel der Hauptstadt der begünstigten Faction an. Die Beamten und Richter schützten ihre Parteigenossen, und selbst in das Heer drangen diese Entzweiungen und Kämpfe. Als nun im Jahre 532 im Januar Justinian das Fest seiner Thronbesteigung mit großen Spielen in der Rennbahn feierte, ergriff die grüne Bande die Gelegenheit, ihn laut um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen anzurufen. Der Kaiser ließ sie zur Ruhe verweisen und der Beamte, dem dies aufgetragen war, schalt sie Ketzer, Juden und Manichäer. Mit lautem Rufe stimmten die Blauen in diese Vorwürfe ein und die Grünen verließen schwer gereizt die Rennbahn. An eben dem Tage befahl aber der Präfect der Stadt, Eudaemon, die Hinrichtung einiger Ruhestörer aus der Mitte beider Parteien. Darüber erhoben sie sich vereint gegen den Kaiser. Vergebens suchte Justinian durch Entsetzung Eudaemon's und des verhaßten praetorischen Präfecten Johannes, so wie des Tribonian, der damals Quästor war, die Wüthenden zu beruhigen. Die Präfectur wurde angezündet, und ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf. Auch die kaiserlichen Soldaten warfen Feuer in die Gebäude, in denen sich die Empörer vertheidigten. Fünf Tage lang dauerte das Rauben und Morden. Die Straßen sahen einem Schlachtfelde gleich. Schon war Hypatius, ein Neffe des frühern Kaisers Anastasius, zum Herrscher ausgerufen, die Truppen schwierig, und Justinian auf dem Punkte, heimlich zu entfliehen, als noch der Kaiserin Entschlossenheit und muthige Rede ihn zurückhielten. Man gewann durch List einen Theil der Blauen und zog sie von der Vereinigung mit den Grünen ab, und nun fielen plötzlich der Feldherr Belisarius, vor kurzem nach

einem Verluste von der Führung des Persischen Krieges, wo er seine ersten Waffenthaten verrichtet hatte, ungnädig abgerufen, mit seiner Leibwache, und Mundus mit einer Schaar Heruler über die in die Rennbahn zusammengedrängten Grünen her und hieben dreißigtausend derselben nieder. Hypatius und sein Bruder wurden ergriffen und auf Befehl des Kaisers erdrosselt. Mehrere angesehene Männer und Senatoren, welche betheiligt waren, ließ Justinian ebenfalls streng bestrafen. Von dem Losungsworte der Empörer νίκα (siege), heißt dieser Aufruhr in der Byzantinischen Geschichte die Nika.

Nach diesen Vorfällen blieb der Circus zwei Jahre lang geschlossen, doch bei den ersten Spielen, welche wieder gehalten wurden, griffen die Grünen ihre Gegner von neuem mit der größten Erbitterung an, und selbst das Erscheinen des Kaisers konnte dem blutigen Kampfe kein Ende machen. Justin II., Justinian's Nachfolger, zügelte dann die Parteien mit strenger Hand, aber noch lange finden sich Spuren ihres Einflusses und ihrer Umtriebe, und unter Phocas bekämpfen sie sich noch einmal in allen Städten des Reiches. Allmählig verlor sich indeß das leidenschaftliche Interesse an den Wettkämpfen, doch bleiben die Corporationen der Farben, wenn auch weniger zahlreich, bestehen und zeigten sich dann noch zuweilen bei Feierlichkeiten und Festen des Hofes in glänzenden Aufzügen.

Nicht weniger bewegt als das Volksleben waren unter Justinian auch die theologischen Bestrebungen. Wenngleich streng rechtgläubig, suchte er dennoch wie Zeno und Anastasius eine Vereinigung der Parteien zu bewirken, und setzte seinen Ehrgeiz darin, die Monophysiten zur Kirche zurückzuführen. Theodora, welche früher längere Zeit in Alexandrien, ganz von Anhängern dieser Lehre umgeben, gelebt hatte, begünstigte diese im Stillen. Alles dies bewog den Kaiser im Jahr 533 die berühmte Formel „Gott ist gekreuzigt" durch ein Gesetz für rechtgläubig zu erklären. Noch mehr, es gelang den Monophysiten um diese Zeit einen ihren Ansichten geneigten Mann auf den Stuhl der Patriarchen von Constantinopel zu erheben. Ferner war es ein besonderer Anstoß, welchen die Monophysiten an der Chalcedonischen Kirchenversammlung nahmen, daß diese drei syrische Kirchenlehrer des fünften Jahrhunderts, welche sie als Nestorianer haßten, als rechtgläubig anerkannt hatte. Man stellte nun dem Kaiser vor, daß er die Monophysiten durch die Verdammung jener Lehrer gewinnen würde und auch die Gegenpartei sich nicht widersetzen würde, da selbst der Bischof von

Rom, Vigilius, hiemit einverstanden sey. Diesen hatte nämlich die Kaiserin unter der geheimen Bedingung, sich für die Monophysiten zu erklären, durch Belisar, der damals mit dem Griechischen Heere in Rom lag, zum Bischof dieser Stadt ernennen lassen, nachdem sein Vorgänger, Silverius, der auf die Anträge der Kaiserin nicht hatte eingehen wollen, auf ihren Befehl, unter dem Vorwande geheimer Einverständnisse mit den Gothen, abgesetzt und aus der Stadt verbannt worden war. Hierauf erließ Justinian ein Gesetz, welches mehrere Schriften jener Kirchenväter für ketzerisch erklärte. Es wurde späterhin **de tribus capitulis** benannt. Da dies aber ein versteckter Angriff auf das Chalcedonische Concilium schien, so setzten sich viele Bischöfe, besonders im Abendlande, dagegen, und auch des Vigilius, der nach Constantinopel berufen war, Verdammung der drei Capitel machte die Africanischen und Illyrischen Bischöfe in ihrer Meinung nicht schwankend. Der Kaiser rief endlich eine Synode zu Constantinopel zusammen (553), welche die fünfte ökumenische heißt*). Indeß war Vigilius selbst wieder zurückgetreten, weil er bei der Stimmung der abendländischen Geistlichkeit dort seine Autorität gänzlich zu verlieren fürchtete. Er weigerte sich, ein zweites kaiserliches Edikt, die Uebereinstimmung des Glaubens (ὁμολογία πίστεως), zu unterzeichnen, und obgleich in der Stadt anwesend, wohnte er doch den Sitzungen des Concils nicht bei, ja vertheidigte jetzt sogar in einem „Constitutum" ihre angegriffenen Schriften. Dessen ungeachtet sprach die Versammlung die Absetzung aller Geistlichen und die Excommunication aller Laien aus, welche sich diesen Bestimmungen des Kaisers nicht fügen würden. Auch den Vigilius bewegte endlich die Sehnsucht nach seinem Bisthum und nach Freiheit — acht Jahre war er schon zu Constantinopel — und die trübe Aussicht, dem kaiserlichen Scepter doch nicht zu entgehen, da Narses um diese Zeit ganz Italien unterworfen hatte, seinen Beitritt zur Synode zu erklären, worauf er Erlaubniß zur Rückkehr erhielt, aber noch auf der Reise starb (555). Die Absicht, in welcher Justinian diesen neuen Zwist erregt hatte, erreichte er dennoch nicht; vielmehr blieben die Monophysiten beharrlich bei ihrem unterscheidenden Lehrsatze, und als sie nun vom Kaiser Verfolgungen erfuhren, trennten sie sich gänzlich von

*) Das erste ökumenische Concilium ist, wie schon (Th. III. S. 327.) bemerkt ist, das Nicäische; das zweite ein Constantinopolitanisches vom Jahre 381; das dritte das Ephesinische von 431 (Th. III. S. 376.); das vierte das Chalcedonische (Th. III. S. 378.).

der herrschenden Kirche. In Aegypten, wo sie auch Koptische Christen genannt wurden, hatten sie zu Alexandria ihren besondern Patriarchen, dessen Autorität sich auch über Abyssinien erstreckte, da dieses Land von Aegypten aus bekehrt und dann auch der Monophysitischen Lehre gewonnen worden war. In Syrien und Mesopotamien wurden sie durch die Thätigkeit eines Mönchs, Jakob al Baradai d. i. der mit Lumpen bedeckte, zu einer festen Kirchengemeinschaft verbunden, und unter ein besonderes Patriarchat zu Antiochia gestellt; in Armenien gewannen sie gleichfalls die Oberhand*). So war denn das Endergebniß dieser langen Zwistigkeiten die dem Staate höchst verderbliche Trennung der morgenländischen Kirche in die drei Parteien der Nestorianer, Monophysiten und Rechtgläubigen. Die dogmatische Feinheit und Spitzfindigkeit des ganzen Streits wird am anschaulichsten durch die sehr schmale Linie, auf welcher sich, wie am Ende des vorigen Bandes erzählt ist, die rechtgläubige Lehre zwischen jenen beiden als ketzerisch verdammten Parteien allein zu halten vermochte.

Auch gegen die letzten Reste des Heidenthums richtete Justinian scharfe Befehle, und die philosophischen Hörsäle zu Athen, die noch immer von einer dem Christenthum widerstrebenden Weisheit, der neuplatonischen, wiederhallten, ließ er für immer schließen. Die letzten heidnischen Philosophen, unter ihnen der in seinen Schriften noch lebende Simplicius, wanderten nach Persien aus. Sie kehrten zwar nach wenigen Jahren zurück, allein das Interesse an der Form einer Philosophie, deren Inhalt sich allgemein verbreitet und selbst in die Gedankenreihe der christlichen Kirchenväter Eingang gefunden hatte, war völlig erstorben.

*) In allen diesen Ländern bestehen die Monophysiten bis auf den heutigen Tag fort. Der Name Jakobiten wird in weiterm Sinne von allen Monophysiten gebraucht, im engern von denen in Syrien, Mesopotamien und Babylonien. Diese letztern sollen sich gegenwärtig nur noch auf dreißig- bis vierzigtausend Familien belaufen. Auch die Kopten in Aegypten, welche in Armuth und Elend leben, sollen nicht zahlreicher seyn. In Abyssinien ist das Christenthum in dieser Form die Landesreligion, doch herrschen dort auch mehrere eigenthümliche Gebräuche, besonders solche, welche Jüdischen Ursprungs sind. Endlich bilden die Armenier eine der Denkart und den Gebräuchen ihrer Väter streng ergebene monophysitische Secte. Viele Armenier leben in anderen Ländern, vornehmlich in der Türkei, aber in dem obersten Vorsteher ihrer Kirche, Katholikos genannt, welcher seinen Sitz zu Etschmiatzin, einem Kloster in der Nähe von Eriwan, hat, haben Alle einen Vereinigungspunkt, mit Ausnahme derjenigen, welche sich in den letzten Jahrhunderten an die Römische Kirche angeschlossen haben. Die Armenier besitzen eine Nationallitteratur, und es finden sich mehr wissenschaftliche Kenntnisse und eine höhere Bildung bei ihnen, als bei allen übrigen monophysitischen Secten.

Das Römische Consulat, welches, nach Gibbon's Ausdruck, von einem Schatten zu einem Namen herabgesunken war, wurde nach dem dreizehnten Regierungsjahre Justinian's nicht mehr besetzt, und so erlosch das Alterthum allmählig auch in dem letzten Wiederschein seiner ehemals lebendigsten und wirkungsreichsten Gestalten.

---

10. Das Vandalenreich zerstört.

(533—534.)

Justinian hatte mit dem Persischen Reiche, seinem Grenznachbar in Osten, schon seit seiner Thronbesteigung — unter Justin's Regierung (522) hatte er wieder begonnen — einen kostspieligen und beschwerlichen Krieg geführt, als es 533 seinen Unterhändlern gelang, mit dem neuen Großherrn Chosroes dem Ersten (531—579), bei den morgenländischen Schriftstellern unter dem Namen Koshru Nushirvan berühmt, einen Frieden zu schließen, oder vielmehr mit elftausend Pfund Goldes zu erkaufen. Die in Asien verlorne Ehre wollte er in den beiden andern Welttheilen wieder erobern, und zwar warf er zuerst auf Africa sein Auge, wo noch immer die Vandalen herrschten, doch nicht jene tapferen, abgehärteten Vandalen, die einst unter Geiserich Rom erobert hatten, sondern ein unter dem heißen Himmelsstrich verweichlichtes, in alle Lüste der Besiegten versunkenes Volk. Mit dem Tode des Stifters Geiserich (477) fing die Kraft des Reiches schon zu sinken an. Blutige Verfolgungen der Katholiken stärkten und erhöhten den Haß der alten Einwohner des Landes wider die Arianischen Vandalen, die niemals unterworfenen nomadischen Mauren hatte in den ersten Zeiten nur Geiserich's Geschick und sieggekrönter Name in Zaum gehalten; und als Hilderich, ein milder Mann, den Thron bestieg (523), den Katholiken Ruhe gönnte und sich näher an das Byzantinische Reich anschloß (er rühmte sich Römischen Bluts in seinen Adern; denn Kaiser Valentinian's Tochter, mit Hunerich, Geiserich's Sohn vermählt, war seine Mutter), erregte er dadurch bei den Vandalen großes Mißvergnügen. So gelang es einem Vetter des Hilderich, Namens Gelimer, den schwachen König vom Throne ins Gefängniß zu werfen und sich selbst an dessen Stelle zu setzen (530). Diesen Anlaß ergreifend, erhob sich Justinian, drang in mehreren Briefen an Gelimer auf die

Wiedereinsetzung Hilderich's, und da dies nicht fruchtete, so trug er seinem wackern Feldherrn Belisarius den Krieg gegen Gelimer auf.

Belisarius, von dunkler Herkunft, war unbezweifelt der erste Kriegsheld seiner Zeit. Gegen die Perser hatte er zuerst sein militärisches Talent entwickelt; sein ferneres Emporsteigen hatte seine Gattin Antonia, eine Freundin der Kaiserin Theodora, und die Dienste, welche er dem Kaiser im Nikaaufruhr geleistet, bewirkt. Sein Schreiber Prokopius, der uns seine Geschichte hinterlassen hat, rühmt seine Redlichkeit und Milde, die aus seinem edlen, schönen Gesicht, so wie die Tapferkeit aus seinem großen und starken Körper, hervorgeleuchtet habe, und wenn er auch eigene Bereicherung nicht verschmähte, so erklärt dies einerseits seine Stellung zum Hofe, andrerseits die Nothwendigkeit für den Heerführer jener Zeit, auf eigene Kosten eine starke, ihm persönlich ergebene Leibwache als Kern der bunt zusammengesetzten Armeen zu halten. Nach seinem ersten Gothischen Kriege besoldete Belisar 7000 Reiter aus eigenen Mitteln. Dem Kaiser hat er eine musterhafte Treue bewahrt, wenn schon die Lage eines siegreichen Feldherrn, an der Spitze eines kriegsgeübten, aus ihm ergebenen Fremdlingen zusammengesetzten Heeres, in reichen und entfernten Provinzen verlockend genug seyn mochte. Was uns Prokopius von Belisar's übergroßer Nachsicht gegen sein herrschsüchtiges und verbuhltes Weib erzählt, die ihn auf allen Feldzügen begleitete, zeigt, wie sehr damals auch das Ansehen des wichtigsten Mannes auf Weibergunst und Hofränke gestützt werden mußte, und alles dieses konnte dennoch Belisar weder vor Verläumdung noch Ungnade schützen.

Nur mit zehntausend Fußsoldaten und fünftausend Reitern, unter denen vierhundert Heruler unter der Anführung des tapfern Pharas und sechshundert Hunnen waren, schiffte sich Belisarius im Sommer 533 im Hafen von Constantinopel ein. Ganz andere Vorbereitungen waren zu den früheren Expeditionen gegen Africa gemacht worden. Die Flotte, sechshundert Schiffe, mit Cilicischen, Aegyptischen und Jonischen Seeleuten bemannt, landete glücklich an der Africanischen Küste. Belisarius, mit unumschränkter Vollmacht versehen, richtete seinen Zug über Leptis und Adrumetum gerade auf Karthago zu, erließ eine Proclamation an die Vandalen, in der er erklärte, nicht als Feind sondern als Freund und Befreier des rechtmäßigen Königs zu kommen, und gewann überall die Eingebornen durch die strengste Mannszucht. Gelimer, ohne alle Kunde und Vorbereitung, sammelte eiligst einige

Schaaren, aber seine Krieger wurden bald zerstreut, und ihm blieb nichts übrig, als schnelle Flucht. Karthago stand nun dem Sieger offen; er ließ die Flotte in den dortigen Hafen segeln und zog an der Spitze seiner Truppen in die Stadt ein. Keine Plünderung, nach der wilden Sitte der Zeit, ängstigte die Einwohner; in geschlossenen Gliedern zogen die neuen Beherrscher durch die Straßen, wurden ohne Unordnung einquartirt, und Belisarius gab in Gelimer's Palast seinen Hauptleuten ein fröhliches Gastmahl.

Seine erste Sorge war nun, die Hauptstadt schnell zu befestigen; seine zweite, gegen das neue stärkere Vandalische Heer auszuziehen, welches Gelimer und dessen Bruder zusammengebracht hatten. Eine Schlacht in den Gefilden zwischen Bulla und Trikamarum endete mit vollständiger Niederlage der Vandalen. Belisarius kehrte triumphirend nach Karthago zurück, und konnte dem Kaiser berichten, daß er in weniger als drei Monaten die Eroberung des Vandalenreichs vollendet habe. Die entfernteren Landstriche zu unterwerfen, sandte er einzelne Schaaren aus. Sardinien, Korsika, die Balearischen Inseln und in Africa die Küstenstädte bis Ceuta hin, ergaben sich willig den Griechischen Anführern. Gegen den entflohenen König, der sich in ein Numidisches Bergschloß geworfen hatte, ward der Heruler Pharas mit seinen Truppen gesandt. Diesem ergab er sich zuletzt (534) vom Hunger gezwungen. Belisarius blieb hierauf noch einige Zeit in Africa, um die Einrichtung der neuen Provinz zu bewerkstelligen. Denn der rechtmäßige Throneigenthümer Hilderich war, zur geheimen Freude des Kaisers, schon vor Gelimer's Flucht auf dessen Befehl ermordet worden. Africa erhielt demnach einen Römischen Präfectus Prätorio mit einem Beamten- und Kanzleipersonale von dreihundert sechs und neunzig Köpfen; unter ihm verwalteten drei Consularen und drei Praesides, jeder von funfzig Unterbeamten umgeben, die sechs Provinzen. Vier Duces mit ihren Truppenabtheilungen wurden in Africa, ein fünfter in Sardinien stationirt. Das alte drückende Steuerwesen wurde sogleich wieder organisirt und die Güter der Vandalen für den Fiscus eingezogen. Der Arianische Gottesdienst ward streng untersagt.

Im Herbste 534 kehrte Belisarius, ein dritter Scipio, nach Constantinopel zurück, wo ihm der dankbare Kaiser einen Triumph bewilligte, eine Ehre, die sich seit Tiberius die Kaiser nur allein vorbehalten hatten. In feierlichem Zuge, jedoch zu Fuß, begab sich Belisar von seinem Hause nach dem Hippodrom, von den vornehmsten der gefangenen

Vandalen und den reichsten zur Schau getragenen Beutestücken umgeben; dort warf er sich dem Kaiser zu Füßen. Dasselbe that Gelimer, der im königlichen Purpur hinter ihm her ging. Dieser vom Schicksal so tief gebeugte Herrscher erhielt von Justinian ansehnliche Güter in Galatien, wohin er sich mit seiner Familie und seinen Freunden zurückzog. Die gefangenen Vandalen, ebenso viele der Tüchtigsten ihrer Landsleute, welche freiwillig Römische Dienste nahmen, erhielten Standlager an der Persischen Grenze. Von den Zurückgebliebenen hört man nichts mehr, sie scheinen sich dort unter den übrigen Einwohnern verloren zu haben. Das Volk war überhaupt niemals sehr zahlreich gewesen; nur 50000 Krieger hatte Geiserich vor etwas mehr als hundert Jahren über die Meerenge geführt.

---

11. Italien erobert.

(536—540.)

So leicht wurde ein großes Reich zertrümmert, weil es nicht durch die innere Kraft und Neigung des Volks belebt, sondern von fremden Herrschern ohne Weisheit und Liebe zusammengehalten worden war. Der rasche und glänzende Erfolg reizte den unternehmenden Justinian, mit dem Ostgothischen Reich in Italien dasselbe zu versuchen. Seit Theoderich's Tode waren die Eintracht und das Ansehen der Gothen merklich verfallen. Theoderich's Tochter Amalasuntha konnte ihrer schwierigen Stellung als Regentin des Reichs während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Athalarich (oben S. 16.), so viele Kenntnisse und gute Eigenschaften sie auch besaß, nicht gewachsen seyn, da die Regierung über die Gothen einen Mann und einen Krieger erforderte. Dennoch wollte sie gern die Regierung behalten, als selbst Athalarich, erst im vierzehnten Jahr seines Lebens, gestorben war (534). Sie nahm zu dem Ende ihren Vetter, Theodat, zum Mitregenten an. Aber dieser sah sich kaum an die Spitze gestellt, als er mehrere treue Anhänger Amalasuntha's ermorden ließ und sich ihrer selbst bemächtigte. Sie wurde zuerst auf eine Insel im Volsinischen See geführt und dort bald darauf umgebracht.

Günstige Umstände für einen Kaiser, der Italien wieder zu erobern brannte. Den Mord der Königin zu rächen, welche allerdings in freundlichem Vernehmen mit Justinian gestanden und vielfache Unterhandlun-

gen gepflogen hatte, um sich Byzantinische Hülfe zur Behauptung ihrer Herrschaft und im Nothfall einen Zufluchtsort in den Ländern des Kaisers zu sichern, ward Belisarius mit siebentausend Mann Isaurier, Hunnen und Mauren zur See nach Italien gesandt (535). Er eroberte zuerst das schwach besetzte Sicilien, und hielt am letzten Tage des Jahres seinen Einzug in Syrakus. Alles gerieth in ängstliche Bewegung, und Theodat, der nicht der Mann für einen so gefährlichen Zeitpunkt war, betrug sich zaghaft und unentschlossen. Indeß hatte Italien noch beinahe ein Jahr lang Ruhe. Belisarius mußte im Frühling 536, statt nach Italien, nach Karthago übersetzen, um einen Aufruhr der Truppen gegen den kaiserlichen Statthalter, den Verschnittenen Salomon, zu stillen. Nachdem er die Empörer besiegt, kehrte er, im Herbste 536, nach Sicilien zurück, und setzte von da sogleich nach Rhegium über. Die Städte Unteritalien's ließen ihn ohne Schwertstreich ein, nur Neapel ward mit Sturm erobert und eben deswegen geplündert, anderen Widerstrebern zur Warnung. Der Verlust Neapel's vollendete die Unzufriedenheit der Gothen mit Theodat. Das in der Nähe von Rom versammelte Heer erhob den Vitiges, einen tapfern Krieger, wenn auch von geringer Herkunft, nach Germanischer Sitte auf den Schild und begrüßte ihn als König. Theodat, der sich ebenfalls zu Rom befand, suchte zu entkommen, wurde aber auf der Flucht erschlagen. In dem Manifest, durch welches Vitiges seine Wahl bekannt machte, sagte er tadelnd und im Gegensatz zu Amalasuntha's und Theodat's Regierungsweise: „nicht in engen Gemächern, im freien Felde bin ich erwählt worden, nicht unter schmeichelnden Höflingen, sondern unter starrenden Schwertern beim Schalle der Trompeten. Wir selbst, häufig im Kriege, wissen tapfere Männer zu schätzen, und werden jeder wackeren That Augenzeuge seyn."

Deshalb verschmähte er aber auch Unterhandlungen nicht. Justinian hatte die Frankenkönige Childebert, Chlotar und Theodebert aufgefordert, sich zum Angriff auf den ihnen von Alters her verhaßten Stammes- und Glaubensfeind mit ihm zu vereinigen, und diesem Antrage durch übersendete Geldsummen mehr Nachdruck zu geben versucht. Sie sagten zu, sandten aber in Fränkischer Weise zugleich an Theodat: „auf ihnen laste die Blutrache für die getödtete Amalasuntha, ihres Ahnen Chlodwig Schwestertochter, er möge Sühne geben oder ihre Fehde tragen." Dieser, von allen Seiten bedroht, gab 2000 Pfund Goldes und versprach außerdem Abtretung aller Gothischen Besitzungen in Gallien.

Vitiges bestätigte diesen Vertrag, und erhielt, nachdem er auch Rhätien einzuräumen und die südlichen Alemannen nicht länger zu schützen versprochen hatte, die Hoffnung auf geheimen Beistand der Franken. So deckte der Gothenkönig sich den Rücken und konnte die Streitkräfte, welche in Gallien und in den Donauländern standen, heranziehen. Er erwartete ihre Ankunft in Ravenna. Zur Vertheidigung Rom's hatte Vitiges 4000 Gothen unter Anführung des tapfern Leuderis zurückgelassen. Der Papst Sylverius mußte ihm Treue schwören und die vornehmsten Senatoren wurden als Geiseln nach Ravenna geführt. Trotz dem gewann Belisar noch im Winter des Jahres 536 diese Stadt durch Einverständnisse mit den Katholiken ohne Schwertstreich. Die Römische Bevölkerung stellte sich hier wie gewöhnlich auf die Seite ihrer Stammesverwandten und Glaubensgenossen, zu denen Stolz und Erinnerungen alten Glanzes, dessen erblichene Strahlen jetzt auf einmal neu zu leuchten begannen, sie gleichmäßig hinzogen. Besonders hinderlich war den Gothen außerdem ihre vereinzelte Ansiedelung in den weiten Landstrecken und die Erschlaffung, welche in Folge derselben und langjährigen Friedens schnell eingetreten war, so wie die vollständige politische Organisation, welche Theoderich ehemals den Provinzialen gelassen hatte.

Endlich rückte Vitiges (März 537) mit der gesammelten Volksmacht gegen Rom heran. Der Griechische Feldherr konnte nicht hoffen, ihr in der Schlacht die Spitze zu bieten, und wählte mit richtiger Einsicht, statt des Kampfes im offenen Felde, den künstlicheren Festungskrieg. Nach einigen Gefechten ließ er sich in die Stadt einschließen, was um so weniger gefährlich schien, da den Gothen keine Flotte zu Gebote stand, mithin die Verbindung zur See offen blieb. Diese Vertheidigung Rom's gegen eine außerordentlich überlegene Macht ist Belisar's größte Waffenthat; hier entwickelte er sein ganzes Feldherrntalent, in unermüdlicher Thätigkeit und Wachsamkeit, in der Geschicklichkeit, mit welcher er seine geringen Streitkräfte benutzte, mit der er die fremdartigen Bestandtheile seines Heeres einig und muthig erhielt. Auch die Gothen waren nicht stark genug, die Stadt vollständig zu umlagern und zeigten außerdem wirklich das größte Ungeschick. Dennoch wurde die Lage der Stadt bedenklich, als es ihnen gelang, die befestigte Hafenstadt am rechten Tiberufer einzunehmen und so die Zufuhr fast ganz zu hindern, wodurch ein sehr fühlbarer Mangel in der Stadt entstand. Endlich als Belisar Verstärkungen erhalten, an 5000 Mann, verlangten

die Gothen, ebenfalls durch Krankheiten und Mangel geplagt und der langen Belagerung überdrüssig, da Belisar jeden Vergleich, falls nicht Italien ganz zurückgegeben würde, verworfen hatte, einen dreimonatlichen Waffenstillstand um mit dem Kaiser zu unterhandeln. Während der Dauer desselben eroberte Belisar die Hafenstadt wieder; sandte eine Truppenabtheilung nach Picenum, und eine andere, tausend Mann stark, zur See über Genua nach Mailand, auf Bitten des katholischen Bischofs dieser Stadt, Datius, um die Gothen im Rücken zu beunruhigen. Dies Mittel verfehlte seine Wirkung nicht. Als die Kunde eintraf, daß die Griechen Ariminum in der Nähe Ravenna's genommen und die Städte Oberitalien's sich ihnen unterwürfen, hob Vitiges nach einem Jahr und neun Tagen verlorener Mühe die Belagerung auf. Er warf Besatzungen in die Städte Tuscien's, und schlug sein Lager vor Ariminum, um die Feinde aus der gefährlichen Nähe seiner Hauptstadt zu treiben; den Rest des Heeres führte sein Neffe Vraias nach Mailand, diese Stadt zu berennen. Zu ihm stießen 10000 Burgunder von Theodebert, dem König von Austrasien, zu Hülfe gesendet. Franken sandte dieser nicht wegen des Bündnisses mit dem Kaiser. Es konnte scheinen, als seyen die Burgunder aus eigenem Antrieb auf Abenteuer ausgezogen.

Belisarius brach dagegen am Ende des Junius 538 von Rom auf, und rückte nach Ariminum, um diese Stadt zu entsetzen. Zu gleicher Zeit landete ein zweites Römisches Heer, siebentausend Mann, und unter diesen zweitausend Heruler, in Picenum, aber leider unter der selbständigen Anführung des Verschnittenen Narses. Wahrscheinlich fürchtete Justinian, Belisar könnte auf dem Boden des alten Kaiserthums leicht in Versuchung gerathen, sich unabhängig zu machen; ein Gedanke, der überhaupt den Feldherren östlicher Reiche niemals sehr fern gelegen hat. Doch wirkte dieser gedoppelte Oberbefehl für den Fortgang des Krieges sehr nachtheilig. Bei der Annäherung beider Heere gingen zwar die Gothen unter Vitiges nach Ravenna zurück, aber bald brachen Zwistigkeiten unter den beiden Feldherren aus und hinderten alle weitere Unternehmungen. Darüber konnte man dem fast ausgehungerten Mailand nicht zu Hülfe kommen, welches nun, zu Anfang des Jahres 539 von Vraias eingenommen, ein schreckliches Schicksal erfuhr. Die Barbaren hieben alle männliche Einwohner, angeblich 300,000 an der Zahl, nieder, schleppten die Weiber als Sklavinnen fort, und sollen, nach Prokop's (aber wahrscheinlich übertreibender) Er-

zählung, diese nächst Rom größte Stadt Italien's bis auf den Grund geschleift haben. Als Justinian diese Kunde erhielt, rief er den Narses zurück, und gab Belisar den Oberbefehl über beide Heere.

Dieser, nun wieder uneingeschränkt, belagerte sogleich Auximum und Fäsulä, deren Besatzungen sich mit ausgezeichneter Tapferkeit vertheidigten; eine andere Abtheilung seines Heeres stand bei Dertona gegen den Vraias als König Theodebert plötzlich selbst in Italien erschien. Er mochte den Zeitpunkt für günstig halten, während Griechen und Gothen sich aufrieben auf eigene Hand Erwerbungen zu machen und reiche Beute zu gewinnen. Kriegslustiges Volk aus allen Fränkischen Ländern hatte sich ihm in großer Zahl angeschlossen. Gothen und Griechen standen erwartend, wem von Beiden er zum Beistande gekommen seyn möchte, und ließen ihn ruhig über den Po ziehen. Aber auf einmal behandelte er Beide feindlich, plünderte ganz Oberitalien aus, und kehrte zuletzt, vom Hunger besiegt, über die Alpen zurück. In den folgenden Jahren unterwarfen sich die Franken indeß ohne Mühe die Gegenden der Cottischen Alpen, die oberen Landschaften Ligurien's und dehnten sich bis in die südöstlichsten Ausläufer der Alpen, bis nach Venetien und den Küsten des Adriatischen Meeres aus.

Um diese Zeit gelang dagegen dem Vitiges ein anderer Versuch. Er bewog nämlich durch eine Gesandtschaft den König Chosroes von Persien zum Friedensbruch mit dem Kaiser, und unterhandelte dann mit dem erschreckten Justinian selbst, ohne Belisar's Vorwissen. Als nun Belisar gegen Ravenna rückte, um dem Kriege ein Ende zu machen, kamen Gesandte mit Friedensbedingungen aus Constantinopel an, des Inhalts, daß Vitiges die Provinzen nördlich vom Po mit dem königlichen Titel behalten, Alles übrige aber mit der Hälfte seiner Schätze an den Kaiser abtreten solle. Doch Belisar, der den Sieg in Händen hatte, und sich den vollen Lorbeer nicht entgehen lassen wollte, versagte dem Vertrage seine Zustimmung, in der sicheren Hoffnung, den König bald zur unbedingten Unterwerfung zu zwingen.

Die Gothen, an Rettung verzweifelnd, verfielen indeß darauf, dem Belisar selbst heimlich die Herrschaft und Krone Italien's anzutragen, wenn er vom Kaiser abfallen wolle. Seine Kriegskunst und Tapferkeit hatten eines großen Eindrucks auf sie nicht verfehlt, und Vitiges selbst hatte diesem Plane seine Zustimmung gegeben. Belisar widerstand der starken Versuchung, heuchelte aber listig Untreue, und ward nun ohne Schwertstreich in das ausgehungerte Ravenna eingelassen (Jan. 540).

„Als ich, sagt Prokopius, das Römische Heer in die Stadt einziehen sah, wurde mir der Gedanke recht lebhaft, daß doch nicht Kraft, nicht Menge der Menschen über die Begebenheiten entscheide, sondern daß ein höherer Lenker die Ausgänge herbeiführe. Denn die Gothen waren an Zahl und Körperkraft ihren Ueberwindern weit überlegen, auch spieen ihnen ihre eigenen Weiber ins Gesicht, indem sie ihnen zeigten, welchen unkräftigen Siegern sie sich ergeben hätten."

Vergeblich erwarteten die Gothen jetzt Belisar's Abfall. Er blieb seinem Kaiser treu, beruhigte die Stadt, und gab dem Vitiges eine Wache in seinem Schlosse. Schon wollte er noch den letzten Rest der Gothen aus Oberitalien vertreiben, als der Kaiser ihn zurückrief. Er schiffte sich mit dem gefangenen Könige und den vornehmsten Gothen, auch mit dem königlichen Schatze, in Ravenna ein, und warf sich demuthsvoll dem Kaiser zu Füßen (540). Einen Triumph erhielt er diesmal nicht, den ausgenommen, den kein Neid ihm rauben konnte, die Bewunderung des Volks auf den Straßen, welches dem Sieger der Vandalen und Ostgothen, derselben, die noch vor funfzig Jahren dem Byzantinischen Reiche den Untergang gedroht hatten, laut zujauchzte. Vitiges erhielt den Rang eines Senators und Patricius, starb aber schon zwei Jahre nachher in Constantinopel.

---

12. Das Reich der Ostgothen zerstört.

(541 — 554.)

Bei allem Glanze der Regierung Justinian's I. empfing doch das große Kaiserreich unter ihm sehr empfindliche Stöße. Koshru Nushirvan drang schon im Jahre 540 verheerend über die Grenzen, ging bis Antiochien, eroberte diese Stadt und machte sie dem Erdboden gleich. Nach seiner Rückkunft aus Italien erhielt Belisar den Oberbefehl gegen ihn und deckte zwei Jahre lang mit glücklichem Erfolge das Reich. Da wurde der große Feldherr in Constantinopel angeklagt, während einer Krankheit des Kaisers, sich kühnere Worte in Beziehung auf Theodora erlaubt zu haben. Er mußte den Befehl niederlegen und als Privatmann in Constantinopel, seines Vermögens fast ganz beraubt, unter den Augen des Kaisers leben. Nach seiner Entfernung kamen die Perser sogleich wieder bis vor Edessa und ängstigten diese wichtige Festung

durch eine heftige Belagerung. So sah sich Justinian genöthigt, durch ungeheure Summen einen Waffenstillstand zu erkaufen.

An der Donaugrenze ging es noch schlechter. Hier hatten die Heruler, Reste der Schaaren Odoacher's, mit andern von der Oder herabziehenden noch heidnischen Stämmen ihres Volkes vereinigt, ein neues Reich gestiftet und ihre westlichen Nachbarn, die Longobarden, welche jetzt im ehemaligen Lande der Rugier (o. S. 8.) wohnten, so wie im Osten die Gepiden zinspflichtig gemacht. Bei erneutem Kriege aber wandte sich das Glück und entschied zu Gunsten der Longobarden. Die Heruler wurden in einer großen Schlacht fast vernichtet und die Ueberbleibsel hatte Anastasius in Thracien aufgenommen. Justinian siedelte sie in die Gegend von Singidunum über, unter der Bedingung, daß sie in allen Kriegen ihm Dienste leisteten. Darauf waren, auch zum Schutze der Grenzen, den Longobarden Sitze am rechten Donauufer eingeräumt worden, und bei einem Kriege zwischen ihnen und den Gepiden, da diese Völker nun durch die Vernichtung des Herulischen Reiches Nachbarn waren, hatte sich Justinian für die ersteren erklärt. Dafür ließen die Gepiden Hunnen und Slaven über die Donau, welche weit und breit plünderten.

Es zeigt sich um diese Zeit, nachdem die Germanischen Völker sich alle mehr westwärts gewendet haben, ein bedeutendes Vordrängen der östlichen Stämme auf allen Punkten vom schwarzen Meere bis hin zur Ostsee, in den Stromgebieten der Oder und Weichsel nicht minder als im Thale der Donau. Schon zur Zeit des Kaisers Anastasius waren die Bulgaren an den Mündungen dieses Flusses erschienen. Aus ihren früheren Sitzen an der Wolga herabziehend, waren sie der großen grasreichen Steppe gefolgt, welche den Nordrand des Kaspischen und Schwarzen Meeres umsäumt, und hatten ihre Ankunft durch häufige, fast jährlich wiederholte Einfälle bezeichnet. So drangen sie im Jahre 517 in Verbindung mit Slavischen Stämmen bis zu den Thermopylen und wütheten, wie alle Tatarische und Slavische Völker blutdürstig von Natur, mit unerhörter Grausamkeit. Als nun während des Krieges in Italien auch die obere Donau von den Gothen nicht mehr geschützt wurde, kamen hier ebenfalls große Schaaren von Slaven heran, durchplünderten die ganze Halbinsel, gingen südlich bis zum Thracischen Chersonnes, erstürmten seine Befestigungen, verheerten Alles bis zum Isthmus von Korinth und führten die Einwohner zu hunderttausenden hinweg. Obgleich diese Stämme übrigens bei den meisten Einfällen an den

festen Städten scheiterten, auch im Ganzen des bergigen Landes wegen weder ergiebige noch weidenreiche Wohnsitze fanden, so blieben doch viele in den Provinzen des Griechischen Reiches zurück und vermischten sich dann allmählig mit der übrigen Bevölkerung *).

In Africa, wo man den harten Steuerdruck, und die Willkür der Byzantinischen Regierung zu drückend fand, brachen immer neue Empörungen der Mauren aus, zu denen sich oft noch die schlechtbesoldeten Soldaten des Exarchen gesellten; so daß der tapfere Salomon einmal nach Sicilien flüchten mußte, und nachher in einem Treffen gegen die Mauren umkam. Die sonst so blühende Küste von Africa verödete unter so langem Kriegeselend.

Der Muth der Ostgothen in Italien wuchs nach Belisar's Entfernung gleichfalls wieder. Auch hier machten sich die Beamten und die nicht bezahlten Truppen durch ihre Erpressungen den Einwohnern bald unerträglich. Dies erweckte bei den Feinden neue Hoffnung. Nachdem des Vitiges Nachfolger, Ildibad, von der Hand eines beleidigten Gothen gefallen war, und der hierauf zum König gewählte Rugier Erarich untauglich gefunden, und gleichfalls aus dem Wege geräumt war (541), erhoben die Gothen einmüthig ihren Besten, den jungen Totilas, der die Besatzung von Tarvesium befehligte, auf dem Schilde zum König, und versuchten von den wenigen Punkten im Norden aus, die noch in ihrem Besitze waren, die Wiedereroberung Italien's. Die zwischen unaufhörlichem Wechsel schwankenden Bewohner dieses verheerten Landes wurden jetzt in der That mehr den Gothen, als den

---

*) Auf diese wiederholten Verheerungen und Ansiedelungen hat Herr Fallmerayer die Ansicht vom gänzlichen Untergange des Hellenischen Volkes und der rein Slavischen Natur der heutigen Griechen gegründet und in mehreren Schriften durchzuführen versucht. Nimmt man die sehr oft wiederkehrenden feststehenden Beschreibungen von der Zerstörung von Städten u. s. w. wörtlich, so begreift man nicht, wie dieselbe Stadt mehrmals hat vernichtet werden können, wie dies doch häufig vorkommt, da nach der ersten Eroberung unmöglich etwas übrig seyn konnte. Wie viele Slavische Ortsnamen sich auch in Morea finden mögen, so haben sich dennoch in den Hochgebirgen und namentlich auf den Inseln des Archipelagus, die dem Andrange weniger ausgesetzt waren, auch viele rein Griechische Benennungen erhalten. Vor Allem zeigt aber für die Erhaltung und das Uebergewicht des Griechischen Lebens über die Fremdlinge, auch wenn diese der Zahl nach die stärkeren gewesen wären, die neugriechische Sprache, in welcher trotz dem Einflusse Römischer Herrschaft, sämmtlicher Einwanderungen und Osmanischer Despotie, die Hellenische wenn auch entartet und vielfach zersetzt, dennoch bewahrt ist, und wie bedeutend nun auch die Slavische Beimischung der heutigen Bevölkerung und Volksthümlichkeit angeschlagen werden muß, so kann doch die obige Meinung in ihrem ganzen Umfange nicht anerkannt werden.

zügellosen Kaiserlichen geneigt, seitdem sie die strenge Enthaltsamkeit und Gerechtigkeitsliebe des edlen Totilas kennen lernten. Mit dem kleinen Reste seiner Landsleute eroberte dieser Held in kurzer Zeit die oberen Städte wieder, zog dann mit Uebergehung der größeren, Ravenna, Florenz und Rom — nach Unteritalien, und vertrieb dort allenthalben die Griechischen Truppen, selbst aus Neapel.

Diese reißenden Fortschritte bewogen endlich den Kaiser, den Oberbefehl in Italien wiederum in Belisar's Hände zu legen. Er kam im Frühjahr 544 zu Ravenna an, aber ohne Geld und ohne hinreichende Mannschaft. Desto härter mußten die armen Einwohner ausgepreßt werden. Der Krieg wurde lässig geführt, aus Mangel an Mitteln, doch war Totilas entschieden im Vortheil. Vergebens sendete Belisarius die dringendsten Bitten um Hülfe nach Constantinopel, vergebens forderte er den Kaiser auf, ihm wenigstens seine eigene Leibwache zu schicken, die gegen die Perser zurückbehalten worden war. Totilas warf sich endlich auf Rom und belagerte es. Drinnen lagen 4000 Kaiserliche unter einem Führer, Namens Bessas, dessen niedriger Geiz die Bürger fast mehr als die Belagerung erschöpfte. Belisar, zum Entsatz zu schwach, nahm wenigstens eine feste Stellung an der Mündung der Tiber. Lange hielt sich die Stadt, obgleich die ärmeren Bewohner schon Katzen, Mäuse, Gras und Nesseln aßen; endlich zogen vier Isaurische Schildwachen, mit Bessas unzufrieden, in der Nacht zum 17. Dec. 546 einige Gothen an Seilen auf die Mauer, worauf diese von innen das Asinarische Thor öffneten, durch welches die Ihrigen sofort eindrangen. Totilas, eine Hinterlist fürchtend, blieb mit seinem Heere in geschlossenen Gliedern bis zum Anbruch des Tages in den Straßen stehen, allein da die Besatzung die Flucht ergriff, ging er ruhig in die Peterskirche, als ein guter Christ sein Dankgebet zu verrichten, indeß seine Gothen plünderten; doch wurde weiter kein Blut vergossen. Wie schon früher ermahnte Totilas auch nach diesem Siege die Seinigen zur Gerechtigkeit, Tugend und Ordnung, den Ursachen ihres bisherigen Glückes; dem Senat warf er seine Undankbarkeit gegen die Gothischen Könige vor, die sie stets mit Wohlthaten überhäuft hätten, und schickte Gesandte an den Justinian.

Indeß hörte er von einigen Fortschritten der Griechen in Lucanien, und im Begriff dorthin zu eilen, beschloß er vorher, die Mauern der Stadt und die großen Gebäude der vergangenen Zeiten, welche als Kastelle benutzt wurden, zu zerstören, damit die Feinde sich darin nicht

festsetzen könnten, und hatte in der That schon den dritten Theil der Mauern niederreißen lassen, als ein Schreiben und Boten von Belisar, der sich noch in der Hafenstadt befand, eintrafen, die ihn in listiger Absicht ermahnten, die größte und sehenswertheste Stadt, welche die Sonne bescheine, nicht von der Erde zu vertilgen. Totilas, keinesweges unempfindlich für die Stimme der Menschlichkeit und Milde, ließ mit dem Zerstörungswerke innehalten, und brach auf, die Senatoren als Geiseln mit sich fortführend. Sogleich rückte nun Belisarius in Rom ein, ließ in größter Geschwindigkeit die Lücken in den Mauern wieder ausfüllen, und vollendete binnen fünf und zwanzig Tagen, so gut es gehen mochte, eine Befestigung. Totilas, welcher indeß die Griechen zur Räumung Lucanien's gezwungen hatte, kehrte bestürzt zurück, konnte aber die Stadt trotz aller Anstrengung und Tapferkeit, mit welcher die Gothen drei Tage hintereinander Sturm liefen, nicht wieder nehmen. Darauf dauerte der kleine Krieg in Unteritalien noch zwei Jahre fort. Belisarius führte ihn verdrossen, weil der Kaiser ihm durchaus keine zureichende Hülfe schickte, und bat endlich nach fünf, gegen den Erfolg der früheren gehalten, unbedeutenden Feldzügen, um seine Zurückberufung. Er erhielt sie, und kehrte nach Byzanz zurück (549, Anf.).

Nach seinem Abgange fiel Rom abermals in Totilas' Hände, der es auch diesmal mit edler Schonung behandelte, die entflohenen Bürger zurückrief, und ihnen zur Erholung die lange ausgesetzten Rennspiele wieder erneuerte. Er war jetzt auch im Besitz einer Flotte, durch die er Rom mit Korn versorgte, Rhegium, Tarent, Sardinien und Korsika seiner Herrschaft gewann und Sicilien brandschatzte, ja sogar über das Jonische Meer setzte, und die Griechischen Küsten heimsuchte. Dabei trug er dem Kaiser unaufhörlich Frieden an, und gelobte ihm kriegerischen Beistand. Aber Justinian wollte nichts davon hören. Im Jahre 552 gewann der Krieg neues Leben, als der schon erwähnte Narses, des Kaisers Liebling und bisheriger Schatzmeister, mit einem auserlesenen Heere von Longobarden, Hunnen, Herulern und sogar Persern, den Marsch zu Lande nach Italien antrat. Er hatte bedeutende Geldsummen empfangen, und unumschränkte Vollmacht, und war auch außerdem der Mann dazu, das Werk eines Belisarius rühmlich fortzusetzen. In seinem kleinen, schwächlichen Körper wohnte eine Heldenkraft, die früher zu glänzen verdient hätte, und in seinem Blick lag ein Ernst, der kein Lächeln über seine Mängel aufkommen

ließ *). Er wünschte den langen Streit durch eine Schlacht zu entscheiden, und rückte dem Totilas, der mit seinem Heere von Rom herbeikam, entgegen. Bei Taginae, am Fuße der Apenninen, geschah das Treffen, im Sommer 552. Der überlegenen Kriegskunst des Narses und der größern Zahl seines Heeres ward der Sieg zu Theil; sechstausend Gothen bedeckten das Schlachtfeld, auch Totilas fiel. Rom ergab sich dem Sieger ohne Widerstand, es wechselte jetzt zum fünften Mal in diesem Kriege seinen Herrn.

Noch waren mehrere mit Besatzungen versehene Städte in den Händen der Gothen. Bei Pavia sammelten sich die jenseit des Po befindlichen und wählten den Tejas, abermals ihren Besten, zum König. Zu Cumä lagen des Totilas Schätze, es befehligte hier Aligern Tejas' Bruder; diesen, der zunächst bedroht schien, zu retten, zog der neue König schnell nach Campanien hinunter, durch große Umwege die Römer, welche ihn in Tuscien erwarteten, täuschend. Am Fuße des Vesuv's nahm er eine Stellung; vor seiner Front floß ein Bach und der linke Flügel lehnte sich an das Meer; hier führte ihm die Gothische Flotte Lebensmittel zu. Seine Absicht war, einer Schlacht auszuweichen, weil er Hülfe von den Franken erwartete, und zugleich die beiden wichtigen Städte Cumä und Neapel zu decken. Zwei Monate lang verhinderte er alle Versuche der Römer, ihn anzugreifen, bis es dem Narses gelang, den Gothischen Flottenführer zu bestechen. Hiedurch wurden die Römer Herren des Meeres und der Zufuhren, und Tejas sah sich gezwungen, weiter in das Gebirge hinauf zu ziehen. Er lagerte auf dem Mons Lactis. Als hier der Mangel überhand nahm, zogen die Gothen es vor, den Heldentod eher als den Hungertod zu sterben. Früh am Morgen saßen ihre Reiter ab und fielen mit dem Fußvolk vereint den Berg hinunterziehend auf die Römer. Das wüthendste Morden begann. Tejas trat mit Schild und Lanze an die Spitze der Seinen, und focht von Allen gesehen in der Vorderreihe, wie ein alter Homerischer Held, das feindliche Geschoß mit dem Schilde auffangend und Viele erlegend. Endlich fiel er von einem Speere durchbohrt, als er eben den Schild wechseln wollte, in welchem zwölf Wurfspieße hingen.

*) Fulkaris, ein Anführer der Heruler, den er 553 gegen die einbrechenden Alemannen hinausschickte, ward bei Parma von diesen geschlagen, wollte aber durchaus nicht mit den Uebrigen entfliehen, sondern rief laut: der Tod sey nicht so schrecklich, als der zornige Blick des Narses. Nach langem Kampfe sank er mit durchbohrter Brust und zerschmettertem Haupt vorwärts auf seinen Schild. Mit ihm starb sein Gefolge.

Die Feinde trugen seinen abgehauenen Kopf auf einer Stange als Siegeszeichen umher. Aber die Gothen, dadurch nur mehr erbittert, wehrten sich löwenmüthig noch den ganzen Tag, blieben auch die Nacht in den Waffen, und erneuerten am folgenden Morgen den verzweifelten Angriff. Endlich am dritten Tag von der langen Blutarbeit ermattet, ließen sie dem Narses sagen, sie sähen, daß der Himmel ihnen Italien nicht beschieden habe, doch seyen sie eher bereit, zu sterben, als sich gefangen zu geben; wenn ihnen aber verstattet würde, mit ihrer ganzen Habe frei abzuziehen, wollten sie sich Wohnsitze außerhalb Italien suchen. Der kaiserliche Feldherr bewilligte die Forderung, und so traten sie ihren Weg an. Eine Schaar dieser Gothen, etwa tausend Mann stark, fand indeß den eingegangenen Vertrag so lästig, daß sie, nach Pavia gekommen, sich dort festsetzte und unterstützt von ihren Landsleuten diese Gegenden zu behaupten hoffte, zumal da fremde Hülfe nahe schien. Theodebald, König von Austrasien, der Nachfolger Theodebert's, hatte zwar Tejas' Bitte um Hülfe abgeschlagen, dennoch aber sammelten Leutharis und Butilinus, zwei Brüder, Herzoge der Alemannen, ein großes Gefolge zum Zuge nach Italien, der die reichste Beute versprach. An 70000 Franken und Alemannen zogen jetzt mit ihnen über die Alpen und den Po, und nahmen Parma weg. Die Griechen schlossen sich in die festen Städte ein, und ließen sie vorüberschwärmen. So fluthete ihr wilder, verheerender Zug, um so wilder, als die Alemannen damals noch nicht zum Christenthume bekehrt waren, bis in die Spitze Calabrien's hinunter. Was auf dem platten Lande Italien's noch zu rauben und zu zerstören übrig war, das raubten und verbrannten diese Barbaren, bis Mangel und Krankheiten, an denen selbst Leutharis starb, sie zum Rückzuge nöthigten. Hier lauerte ihnen Narses mit achtzehntausend Mann auf. Es kam zur Schlacht in der Gegend von Capua (554). In dieser blieb auch Butilin mit dem größten Theil der Seinen, und nur ein schwacher Rest der Entronnenen sah das Vaterland wieder.

Bis in den folgenden Frühling hielten sich hierauf noch die letzten Gothen in Conza und zwei andern festen Orten. Endlich ergaben sich auch diese dem Narses (555). Sie wurden nach Constantinopel geschickt; andere Haufen hatten sich jenseit der Alpen in Rhätien und Noricum niedergelassen. So ging nach neunzehnjährigem Kampfe das Ostgothische Reich in Italien, nicht unrühmlicher als einst Karthago, zu Grunde. Italien war nun wieder Römische Provinz. Justinian hatte schon unter dem 15. August 554 ein Statut für die neue Orga-

nisation des Landes erlassen und alle Einrichtungen Theoderich's, Amalasuntha's und Theodat's bestätigt; nicht aber das, was Totilas, der Tyrann, wie der Kaiser ihn nennt, verordnet hat. Ravenna ward der Sitz des kaiserlichen Statthalters (später Exarch genannt), der wieder seine Duces unter sich hatte. Die Einkünfte aus dem so fürchterlich mitgenommenen Lande können nicht groß gewesen seyn, denn Ackerbau, Gewerbe und Handel lagen ganz vernichtet, und wenn von Prokop's Angabe, daß schon im vierten Jahre des Krieges, selbst unter Belisar's strenger Mannszucht, in der einzigen Landschaft Picenum 50,000 Landleute Hungers gestorben, auch nur ein sehr kleiner Theil wahr ist, welch einen schrecklichen Schluß dürfen wir dann nicht erst auf den Zustand Italien's am Schlusse des neunzehnten Kriegsjahrs machen.

Der Norden und Osten blieben fortwährend die schwache Seite des Reiches. Im Winter des Jahres 558 machten Hunnische Stämme den letzten Versuch, in die innern Länder vorzudringen. Zwanzigtausend Reiter gingen über die gefrorene Donau und zogen durch Scythien, Mösien und die Pässe des Balkan ohne Hinderniß. Eine Abtheilung wendete sich gegen Thermopylae, die zweite gegen den Thracischen Chersonnes, die dritte, unter dem Chan selbst, 7000 Pferde, marschirte auf Constantinopel. Die beiden ersten wurden geschlagen, gegen die dritte zog Belisar, hochbetagt, mit einem Haufen unkriegerischer Bürger und flüchtigen Landvolks aus, und zeigte, daß die alte Geschicklichkeit und das Kriegsglück auch nach zehnjähriger Waffenruhe nicht von ihm gewichen seyen. Er brachte den Hunnen einen Verlust bei, den er zwar bei dem Zustand seiner Truppen nicht verfolgen konnte, der aber doch die Hauptstadt aus drohender Gefahr rettete, und bewirkte, daß jene sich langsam gegen die Donau zurückzogen. Den Persern mußte Justinian den Frieden mit einem jährlichen Tribut abkaufen. Durch solche Schwäche und Wehrlosigkeit büßte der Kaiserstaat immer mehr an Würde und Ansehen *) ein; die innern Kräfte wurden aufgezehrt, und die Unterthanen selbst noch in des Kaisers letzten Lebensjahren un-

*) Im Jahre 561 wurde mit den Persern ein funfzigjähriger Friede auf die Bedingung geschlossen, daß der Kaiser einen jährlichen Tribut von 30,000 Goldstücken zahlen sollte. Als die Römer bei der Berathung bemerkten, die Perser spannten ihre Forderungen deshalb so hoch, weil die Eroberung von Antiochien sie übermüthig gemacht habe, antwortete der Persische Wortführer: „Der König der Könige und Herr der Menschheit (Chosroes) blickt auf solche unbedeutenden Erwerbungen mit Verachtung herab, und von zehn Nationen, die sein unwiderstehlicher Arm besiegt hat, achtet er die Römer als die am wenigsten furchtbare."

zufrieden und aufrührisch gegen ihn. Eine Verschwörung, nach deren Entdeckung einer der Angeklagten auch zwei Hausbeamte Belisar's der Theilnahme beschuldigte, welche, gefoltert, dem Befehl ihres Herrn gemäß gehandelt zu haben aussagten, brachte diesen um Kaiser und Reich so hoch verdienten Mann unschuldig in Verhaft (Dec. 563), aus dem er erst im Julius 564 wieder befreit ward. Daß er zuletzt blind und hülflos in den Straßen von Constantinopel habe betteln müssen, ist ein spätes Mährchen. Das Jahr darauf starb er; acht Monate nach ihm auch Justinian, am 14. November 565, in einem Alter von drei und achtzig Jahren. Theodora war schon 548 gestorben.

13. Die Longobarden.

Narses war der erste Byzantinische Statthalter von Italien, und stand der Verwaltung dieses Landes mit Einsicht und Strenge über dreizehn Jahre lang vor. Doch mußte er unter der folgenden Regierung seine Stelle niederlegen, worauf er bald nachher zu Rom gestorben ist. Es geht die Sage, die Kaiserin Sophia, die Gemahlin Justin's II., welche, von großem Einfluß auf die Regierung, den Narses haßte (unten Abschnitt 15), habe spöttisch geäußert, er könne wieder zu seinem eigentlichen Beruf in die Weiberstuben und zum Spinnrocken zurückkehren, worauf er erwiedert: er wolle ihr einen Faden spinnen, an dem der Kaiser lange abwickeln werde. Und nun habe er die Longobarden nach Italien gerufen.

Dies kriegerische Volk war während der Jahrhunderte der Völkerwanderung aus Norddeutschland bis nach Pannonien und auf das rechte Donauufer herabgekommen (o. S. 77). Den Krieg mit den Gepiden hatten sie nach mehrmaliger Unterbrechung fortgesetzt; worauf Justinian, wie es scheint, den Frieden vermittelt hatte (551). Beide Völker versprachen, das kaiserliche Heer, welches Narses damals nach Italien führte, zu unterstützen. Die Longobarden gaben 2200 ausgezeichnete Krieger, denen 3000 geringeren Ansehens folgten; die Gepiden stellten nur 400, aber gleichfalls tapfere Kämpfer. Als aber Alboin, Audoin's Sohn, ein kühner Jüngling, dessen Name noch lange nachher im Volksliede glänzte, bei den Longobarden, und Kunimund, Thorisind's Sohn, bei den Gepiden zur Herrschaft kamen, brach der alte Zwist

aufs neue aus. Alboin machte ein Bündniß mit den Avaren. Diese waren ein Tatarisches Volk, zu welchem Stamme außerdem noch die später auftretenden Chazaren, Petschenären, Kumanen und Türken gehören. Die Wohnsitze dieser Völker reichten damals von den Nordküsten des Aralsees bis zum Don und südlich zum Ochus und den Bergen des Kaukasus. Die Avaren, wahrscheinlich von den Türken gedrängt, zogen westwärts, schlossen (558) mit Justinian ein Bündniß, unterwarfen die Ueberreste der Hunnen am Asowschen Meere, rückten bald darauf bis an die Donau vor und besiegten (562) auch die Bulgaren. So waren sie die östlichen Nachbarn der Gepiden geworden. Vereint mit Alboin gingen sie jetzt auf diese los. Kunimund wendet sich zuerst, von West und Ost bedrängt, gegen die Longobarden. Aber das Glück ist wider ihn: er fällt unter Alboin's Streichen und mit ihm bedeckt ein großer Theil seines Volkes das Schlachtfeld (566). Seitdem ist der Name desselben aus der Geschichte verschwunden. Alboin nahm die Tochter des erschlagenen Gepidenkönigs Kunimund, die schöne Rosamunde, zum Weibe, und den Schädel desselben, nach alter Germanensitte, zum Trinkgeschirr.

Die Avaren wurden jetzt das Hauptvolk in Ungern, unterwarfen die umwohnenden Slavenstämme und gründeten ein Reich, welches sich bald nach dem Abzuge der Longobarden, von der Donau bis nach Mähren, Böhmen und die Lausitz, bis an den Grenzfluß der Baiern, die Ens, und weiter südlich bis nach Friaul erstreckte, und beunruhigten durch ihre Räuberzüge bald das schwache Kaiserreich, bald die kräftiger widerstehenden Franken. Denn Alboin hatte sich nach Italien gewendet. An seine Longobarden schlossen sich noch Ueberreste der Gepiden an, ja es wird sogar einer Schaar von 20000 Sachsen erwähnt, die nachher wieder durch Gallien zurückgingen. Im Jahr 568 überstieg er die Julischen Alpen, und eroberte die Städte Oberitalien's mit leichter Mühe. Pavia widerstand drei Jahre *). Der wilde Eroberer schwur,

*) In diesen Jahren sollen sich die erst in unseren Tagen gebändigten mörderischen Kinderpocken in Italien, so wie überhaupt in den Abendländern, zuerst gezeigt und furchtbare Verwüstungen angerichtet haben. Man glaubt, daß sie durch die Griechischen Heere verbreitet worden seyen, doch scheinen sie auch im Morgenlande nicht früher bekannt gewesen zu seyn; da Ahrun, ein Aegypter, der im siebenten Jahrhundert lebte, der erste ist, welcher eine medicinische Beschreibung derselben liefert. S. Müller Gesch. Schweiz. Eidgen. Th. I. S. 134, Sprengel Gesch. der Arzneikunde 3te Aufl. Th. II. S. 366. Einige glauben, daß die Kinder Fredegundens (oben S. 26) an dieser Krankheit gestorben seyen. Vgl. Dictionnaire des sciences médicales, T. LVII. p. 33.

wenn er hinein komme, keines Geschlechts noch Alters zu schonen. Aber als beim Einzuge sein Pferd unter dem Thor des heiligen Johannes niederfiel, stimmte die böse Vorbedeutung sein Herz zur Milde. Während der Belagerung waren andere seiner Schaaren über den Po gegangen, und hatten sich der schwächeren Städte längs den Apenninen bemächtigt.

Der damalige Statthalter in Ravenna, Flavius Longinus, war viel zu schwach, um einem solchen Feinde zu widerstehen, und sein Kaiser, Justin II., viel zu sehr mit Persern und Avaren beschäftigt, um an Italien denken zu können. Es blieb daher nichts übrig, als daß die großen Städte ihre Thore schlossen, die kleinen sie freiwillig öffneten. Nicht lange freute sich Alboin seiner Eroberung. Auf Rosamunden lastete die Blutrache ihres erschlagenen Vaters, und der König hatte sie selbst vor kurzem an ihre Pflicht gemahnt. Zu Verona, auf einem Schmause, zwang er sie in der Trunkenheit, seinen Becher, ihres Vaters Schädel, zu leeren. Sie forderte den Helmichis, Alboin's Schildträger, zum Morde auf. Da dieser aber die That selbst auszuführen weigerte, weil er des Fürsten Milchbruder sey, gab sich die Königin dem Peredeo preis, einem starken und entschlossenen Manne. Als Alboin nach dem Mahle der Ruhe pflegte, entfernte Rosamunde alle Waffen und band des Helden Schwert fest an das Bettgestell. Helmichis führte den Mörder hinein. Alboin erwacht, greift zum Schwert, und als er es nicht losreißen kann, wehrt er sich wüthend mit dem Fußschemel, bis er Peredeo's Streichen erliegt (573). Helmichis, der die Krone zu erwerben gedacht hatte, mußte mit Rosamunden vor der Erbitterung der Longobarden fliehen. Longinus sandte ihnen ein Schiff den Po hinauf, das sie bei nächtlicher Weile mit ihren Schätzen und Getreuen bestiegen. In Ravenna warb der Exarch um Rosamundens Hand, und sie, die lieber zu herrschen als zu gehorchen wünschte, reichte dem Helmichis, als er aus dem Bade stieg, den Giftbecher. Da er getrunken, erkannte er den nahenden Tod, und zwang die Königin, mit gezogenem Schwert, den Rest der Schaale zu leeren. Der nach Alboin erwählte König Kleph ward achtzehn Monate nachher gleichfalls umgebracht, und hierauf lebten die Longobarden zehn Jahre lang ohne Herrscher, weil den Großen des Reichs die Ungebundenheit besser gefiel, doch setzten sie den Krieg gegen die Römer unabläßig fort, und dehnten die Longobordischen Besitzungen weit südwärts aus.

So sehen wir also Italien theils unter der Herrschaft des Griechi-

schen Kaisers, theils unter der der Longobarden. Von den Letzteren heißt noch heut zu Tage der obere Theil die Lombardei. Zum Exarchat von Ravenna gehörten die heutige Romagna und der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, die Seegegenden um Genua und ganz Unteritalien. Die größeren Städte mit ihren Gebieten, wie Rom, Neapel u. a. wurden, des Kriegszustandes wegen, den Duces, welche die Truppenabtheilungen dieser Gegenden befehligten, unter der höheren Aufsicht des Exarchen untergeben. Indeß wurde dieser Zusammenhang bald sehr locker. Sicilien, Sardinien und Korsika erkannten auch noch des Kaisers Oberherrschaft an.

Wie den Gothen, mußten die Einwohner den Longobarden den dritten Theil des Ihrigen geben, aber nicht von den Ländereien selbst, sondern von dem Ertrage, da dieser mühelose Erwerb dem roheren Zustande des Longobardischen Volkes angemessen war *). Es blieb also auch jetzt noch eine landbauende Römische Bevölkerung in Italien, ja sie machte fortwährend den größeren Theil der Einwohner aus, da verhältnißmäßig nur wenig Longobarden in das Land gekommen waren. Doch waren die Reichen und Grundeigenthümer durch die langen Kriege sehr zusammengeschmolzen; Viele wurden jetzt absichtlich getödtet oder zu Sklaven gemacht, um sich ihrer Güter völlig zu bemächtigen. Im Ganzen verfuhren die Longobarden weit härter, als die Gothischen Könige vor ihnen. Die Römische Verfassung hörte überall auf, auch die der Städte, und die Bürger wurden wahrscheinlich nach ihren verschiedenen Beschäftigungen und Gewerben an den König, die Herzoge und andere Große mit bestimmten Leistungen gewiesen. Als Herren, nicht als Militär des Landes betrachteten sich die Longobarden und die Römer als ihre Unterthanen. Diese wurden unter besondere Beamten gestellt, Gastalden genannt, welche zugleich die Verwaltung der Güter des Königs und der Herzoge hatten. Ueber die Provinzialen sprachen die Longobarden das Recht, und der Römische Notarius, welcher diesen Gerichtshöfen beigesellt war, gab nur Auskunft in solchen Fällen, für welche keine Germanischen Rechtsgewohnheiten existirten. In den größeren Städten nahmen die Longobardischen Herzoge, deren Zahl auf 35 angegeben wird, ihren Sitz. Sie erscheinen ziemlich selbständig gegen die Könige, und einer besonders großen Unabhängigkeit erfreuen sich diejenigen, welchen die Grenzvertheidigung obliegt, wie die

*) v. Savigny a. a. O. Th. I. S. 337.

Herzoge von Trient an der Fränkischen, die von Friaul an der Avarischen, die von Spoleto und Benevent an der Griechischen Grenze. Die Absonderung und Vereinzelung dieser kleinen Herrscher hat es verhindert, daß das Longobardische Reich zu einer festeren Begründung und längeren Dauer gekommen ist. Die Unterbeamten der Herzoge für Krieg, Frieden und Gericht heißen bei den Longobarden Sculdahis (Schultheißen). Die Longobarden standen übrigens etwa mit den Franken auf einerlei Stufe der Bildung. Krieg und Jagd erkannten sie für die einzigen, den freien Mann ehrenden Beschäftigungen. Durch sie hat Italien seine Germanisirung erhalten, nachdem die Gothenherrschaft fast spurlos vorübergegangen war. In den Longobardischen Provinzen haben sich nur sehr wenige freie Römische Besitzer erhalten. Aber selbst die nicht eroberten Landschaften wurden allmählig in neue Lebenskreise hineingezogen. Nicht auf einmal wurde das Land unterworfen, die Longobarden sind nie in den Besitz von ganz Italien gekommen, und der lang dauernde Kampf nöthigte auch die Byzantinisch gebliebenen Gebiete allmählig wieder zu kriegerischer Thätigkeit. Von Constantinopel kam wenig Unterstützung, dafür konnte aber auch ein so starker Druck, wie er ehemals stattgefunden hatte, auf Provinzen, welche sich selbst erhalten mußten, nicht mehr ausgeübt werden. Sobald nun die Schwere und der gleichmachende, ertödtende Mechanismus des oströmischen Reiches mit seinen Steuern, Lasten, Beamten und Verordnungen etwas nachläßt, sehen wir wieder in den nicht Longobardischen Städten Italien's die Anfänge eines individuellen Lebens, und den neubeginnenden Einfluß der Bürger auf die Leitung ihrer Angelegenheiten; an ihrer Spitze noch immer die alten Senatoren- und Decurionengeschlechter, so viel deren im Drange der Zeit sich erhalten hatten. In den Händen dieser Familien waren fast schon seit Jahrhunderten die um die Städte herumliegenden Aecker, Wiesen und Wälder. Jetzt mußten diese gegen feindliche Raubzüge vertheidigt werden, sie bewaffneten ihre Colonen, führten sie ins Feld und bauten auf ihren Höfen Burgen und Castelle zum Schutz und Zufluchtsort. Italien's locale Zerrissenheit in viele kleine Thäler und Abschnitte begünstigte eine solche Richtung, noch mehr die Lage vieler Städte an der See. Die einzige große Ebene, das Stromgebiet des Po war ganz in den Händen der Longobarden und der Hauptsitz ihrer Macht.

Als Kleph's Sohn, Autharis, herangewachsen war, wählten ihn die Herzoge 584 zu ihrem Könige. Er suchte die Freundschaft Garibald's,

Herzogs der Baiern, und warb unerkannt, als ob er nur der Gesandte wäre, um die Hand seiner Tochter Theudelinde. Er erhielt das Versprechen; Theodelinde erschien auf seinen Wunsch und reichte ihm, als dem vermeinten Boten, einen gefüllten Becher. Autharis leerte denselben und gab ihn zurück, wobei er mit dem Finger die Hand der Braut drückte, und ihr mit der andren Hand über das Gesicht fuhr. Er zog darauf unter Baierischem Geleite seiner Heimath wieder zu, an deren Grenze er sich erst näher erklärte. Mit nervigem Arm hieb er seine Streitaxt in einen Baum, und rief: „Das sind die Hiebe eines Königs der Longobarden!"

Man hatte wieder eines Königs bedurft, weil Nachricht eintraf, daß der neue Kaiser Mauricius (seit 582) auf die Wiedereroberung Italien's sinne, und zu dem Ende bereits ein Bündniß mit dem Könige der Ostfranken, Childebert, geschlossen habe. Wirklich machten die Franken mehrere Feldzüge nach Italien, auch der Exarch blieb nicht unthätig, aber alles war ohne bleibenden Erfolg, weil es den Franken an Ernst und gutem Einverständniß mit den Griechen fehlte. Autharis starb schon 590, doch die Longobarden hielten seine Wittwe Theodelinde so werth, daß sie sich willig erklärten, Denjenigen als König anzunehmen, den sie zum Gemahl wählen würde. Sie entschied sich für Agilulf, Herzog von Turin, welcher darauf im folgenden Jahre (591) zu Mailand auf der Versammlung des ganzen Volkes zum König ausgerufen ward.

Dieser Agilulf setzte den Krieg gegen den kaiserlichen Exarchen muthig fort, und würde sich gewiß auch Rom bald unterworfen haben, wenn damals nicht ein so einsichtiger und kraftvoller Mann wie Gregor I. auf dem päpstlichen Stuhl gesessen hätte. Dieser viel erfahrene Bischof, dessen noch vorhandene Briefe uns den besten Aufschluß über die Ereignisse jener Zeiten geben, that mehr als der Kaiser und sein Exarch zur Beschützung Italien's. Er unterstützte die Vertheidigungsanstalten nachdrücklich und beobachtete alle Bewegungen der Longobarden mit großer Aufmerksamkeit. Mit der sehr einflußreichen Königin Theodelinde, die als Baierische Fürstin katholischen Glaubens war, unterhielt er einen vertrauten Briefwechsel. Durch ihre Vermittelung gelang es ihm sogar, als die Stadt durch Mangel an Geld und Truppen in der höchsten Gefahr war, einen Stillstand für Rom und dessen Landschaft zu bewerkstelligen. Ja, er erregte endlich durch seine Schriften einen so frommen Eifer bei dieser Fürstin, daß sie nicht eher nachließ,

bis sie den König ebenfalls zur Annahme des katholischen Glaubens bewogen hatte. Die Longobarden waren nämlich, als sie Italien eroberten, Arianer. Viele bekehrte jetzt Theodelinde nach dem Vorgange ihres Gatten, und obschon noch mehrere der folgenden Könige dem Arianismus zugethan blieben, so wurde doch die Orthodoxie schon so herrschend, daß fast in jeder Stadt neben dem Arianischen Bischofe auch ein katholischer war, bis Grimoald, der vorher Herzog von Benevent gewesen und sich dann auf den Thron schwang (reg. 652—671), den Sieg der katholischen Lehre entschied. Einer seiner Vorgänger, Rotharis, ließ um 644 die Gesetze der Longobarden aufzeichnen.

---

14. Papst Gregor I.

Wie sich in den Römischen Bischöfen oder Päpsten*) der Gedanke gebildet hatte, die oberste Stelle in der christlichen Kirche in Anspruch zu nehmen, und welche Umstände ihnen dabei zu Statten kamen, ist schon im vorigen Theile (S. 367) erörtert. Eine neue Welt eröffnete sich denselben wiederum, als mit den neugestifteten Germanischen Staaten im Abendlande sich auch so viele neue Kirchenverhältnisse bildeten. So lange die Römische, d. i. die christliche und gebildete Welt, ein Ganzes ausgemacht hatte, konnten die Interessen der Kirche und der Religion dem Staate gegenüber auch gemeinschaftlich besorgt werden; jetzt, wo sie in eine Vielheit einzelner Staaten zergangen war, war dies weit schwieriger, und die Gefahr des Zerfallens bei einem entstehenden Kampfe mit der rohen und ungeordneten weltlichen Gewalt nicht gering. Damals that Einheit in der Kirche vor allem andern Noth, und der Gedanke, diese Einheit in der Person eines die kirchlichen Angelegenheiten leitenden Oberhauptes darzustellen, und ihnen dadurch einen Mittelpunkt zu gewähren, ist die Seite des Papstthums, für welche sich große und starke Seelen mit vollem Recht begeisterten. Daß aber auch die Besten unter den Päpsten bei der Durchführung dieser Idee hier und da zu Mitteln ihre Zuflucht nahmen, mit denen sich der einfache,

*) Der Name Pápa (Vater), woraus Papst geworden, wurde in den ersten Jahrhunderten des Christenthums allen Bischöfen, später nur den angeseheneren beigelegt, zuletzt auf die Römischen beschränkt.

rein christliche Sinn nicht versöhnen kann, ist die Schattenseite dieser Bestrebungen, welche deutlicher hervortrat, als sie in der Folge der Zeiten mit den Fortschritten der Entwicklung in Widerspruch geriethen.

Es war der abendländischen Kirche gelungen, den Gefahren, welche ihr beim Umsturz des westlichen Kaiserthums gedroht hatten, glücklich zu entgehen. Als alle Provinzen mit Arianern oder mit Heiden erfüllt waren, hatte sie wohl gezittert, aber bald sich mit frischer Kraft zur Ueberwindung dieses Gegensatzes erhoben. Es war größtentheils gelungen, und während die morgenländische Kirche sich an den speculativen Bestimmungen über die Naturen in Christo zerarbeitete, pflanzte die abendländische siegreich von neuem das Kreuz auf die Britischen Küsten. Der Primat Rom's hatte eher gewonnen als verloren. Die Bischöfe dieser Stadt wurden zunächst von jener lästigen Aufsicht der Kaiser frei, welche die Patriarchen von Constantinopel fortwährend hinderte; sie konnten unter der Gothischen Herrschaft, die sich um innere Angelegenheiten der Kirche nicht kümmerte, dreist den dogmatischen Ansprüchen des Orients entgegentreten und sich dem westlichen Europa, ohnehin diesen Interessen weit fremder, als seine starken Vorkämpfer, als die festen Stützen der Orthodoxie hinstellen. Noch eines andern Vortheils erfreuten sich die Römischen Bischöfe. Die Kirchen von Gallien, Spanien, Illyrien, Africa, die damals verschwindenden Reste des Christenthums in Britanien und den Donauländern, in größerer Bedrängniß als die Gemeinde von Rom, fühlten sich stärker nach ihrem alten Mittelpunkte hingewiesen, und die Nothwendigkeit eines außernationalen Anhalts machte sich immer fühlbarer. Wenn nun auch Theoderich und Athalarich in Bezug auf die Papstwahl die Majestätsrechte der Bestätigung und Beaufsichtigung oder Lenkung derselben übten, so konnte doch Gelasius im Jahre 494 den Vorrang des Römischen Bischofs als Glaubenssatz aufstellen und einige Jahre später Papst Symmachus die Unabhängigkeit der inneren Verfassung und Verwaltung der Kirche vom Staate aussprechen. Um dieselbe Zeit sammelte der Abt Dionysius zu Rom einen Theil der Beschlüsse der allgemeinen und Provinzialsynoden, der Canones; und fügte die Entscheidungen und Lehrbriefe (Decretalen) der Päpste über einzelne ihnen vorgelegte Fälle hinzu. Durch solche Zusammenstellung und Parallelisirung mit den anerkannten Kirchengesetzen fanden auch die Decretalen nach und nach Gehorsam.

Mit der neu gegründeten Byzantinischen Herrschaft in Italien machten indeß die Kaiser ihre alten Rechte wieder geltend. Den Exarchen mußte jedesmal der Tod des Papstes gemeldet werden, dann wurde nach Constantinopel über die Wahl berichtet und für die Bestätigung eine Abgabe bezahlt. Vigilius (s. o.) und Pelagius I. (gest. 560) bestiegen nach einander durch Hofcabalen den heiligen Stuhl.

Der Einbruch der Longobarden und die daraus entstehende Unordnung und Auflockerung der Verhältnisse in Italien schien die Römischen Bischöfe nach dieser Seite hin wieder freier athmen zu lassen. Andrer Seits erkannten sie aber auch wohl: gelang den Longobarden die Eroberung des ganzen Landes, so war es um ihre höhere Stellung geschehen, auf ein Verhältniß wie zu den Gothen war bei der viel größeren Wildheit dieses Volkes nicht zu rechnen. Die Päpste, im Besitz großen Landeigenthums, waren schon hiedurch zur Vertheidigung mitzuwirken veranlaßt, und die großen Geldmittel, über welche die Römische Kirche verfügen konnte, setzte sie auch in den Stand, vieles dafür zu thun. So ließ es gleich Pelagius II. (gest. 590) nicht an Thätigkeit fehlen.

Den Ruhm aller Päpste jener früheren Jahrhunderte hat jedoch Gregor I., genannt der Große (590—604), überstrahlt. Er stammte von einem altrömischen Patriciergeschlechte, dem Anicischen, entsagte aber, obgleich schon bis zur Würde eines Präfecten von Rom emporgestiegen, dem weltlichen Leben, und wurde Mönch. Da er nachher seiner Gaben wegen zum Papst erwählt wurde, mußte er fast gezwungen werden, sich diesem schwierigen Behufe zu unterziehen. Als er aber einmal Haupt der Römischen Kirche war, zeigte er die regsamste Thätigkeit, und wie wir ihn schon bei der Bekehrung der Angelsachsen kennen gelernt haben, so überall, wohin er mit seiner Wirksamkeit nur reichen konnte. Wo damals im Abendlande das Evangelium unmittelbar von Rom aus gepredigt ward, wurde durch die Missionarien auch das Ansehen des Papstes verbreitet; selbst die entferntesten Völker wurden gewöhnt, ihn als durch Christus zum Oberhaupte der Kirche bestellt, ja als dessen irdisches Abbild zu betrachten. Je weiter von Rom entfernt, desto größer war die Ehrfurcht für den Papst. In Spanien waren ein Jahr vor Gregor's Wahl die Gothen und kurz zuvor auch die Sueven zur katholischen Kirche übergetreten; er erhielt die so vergrößerte Kirche in der demüthigen Abhängigkeit, welche diese unter dem Druck des Arianismus gegen Rom immer gezeigt hatte. Geringer war

die Verbindung mit Gallien, doch that Gregor auch hier Alles, um diese zu befestigen. Ueberall, wo die päpstliche Autorität noch nicht anerkannt war, suchte er sie geltend zu machen, wo man ihrer im Drange der Zeiten vergessen, frischte er sie auf. Angesehenen Bischöfen wurde häufig das Pallium, was alle Bischöfe des Orients bei ihrer Weihe empfingen, zugesendet, um ihre Abhängigkeit von Rom anzudeuten. Ueberall zeigte sich Gregor großmüthig gegen Nachgebende, freundlich gegen Schwankende, unerschütterlich gegen Widerstrebende. Doch wurde über das Ferne das Naheliegende nicht vergessen, vielmehr auch hier der Grund zur Bekehrung der Longobarden gelegt. Mit dem Patriarchen von Constantinopel gerieth Gregor in einen heftigen Rangstreit, da jener den Titel eines ökumenischen oder allgemeinen Bischofs annahm. Gregor erklärte sich auf das entschiedenste dagegen, als aber Alles vergeblich blieb, nannte er sich selbst, um jenen Hochmuth durch den stärksten Ausdruck von Demuth zu beschämen, einen Knecht der Knechte Gottes (**servus servorum Dei**).

Trotz dieser vielfach bewegten Wirksamkeit nach außen zeigte Gregor auch die milden Tugenden eines wahrhaft christlichen Bischofs in vollem Maße. Er hatte keinen leichten Beruf in jenen Zeiten, wo die Longobarden das Römische Gebiet hart bedrängten, wo er die Stadt und das Land umher gegen feindliche Eingriffe und Anmaßungen schützen, und der durch die Kriegsstürme erzeugten vielfachen Noth begegnen sollte. Von den Reichthümern der Römischen Kirche machte er den wohlthätigsten Gebrauch, indem er dafür Korn aus Sicilien kommen ließ, Hospitäler anlegte, den Armen Geld, Nahrung und Kleidung, den Kranken Kost und Pflege, und vielen tausend Hungernden Geld, Brot, Wein, und andere Nothwendigkeiten reichen ließ. Die Zeiten waren so schlimm, daß Alles sich zu den Klöstern drängte. Der Kaiser Mauricius mußte durch ein Edict verbieten, Jemanden, der schon in Staats- und Kriegsdiensten gestanden, in das Mönchsleben aufzunehmen, gegen welchen Befehl der Papst indeß bescheidene Vorstellungen that. Für den christlichen Gottesdienst sorgte Gregor nicht minder durch eigene belebende und tröstende Reden, als durch neue Feststellung feierlicher Formen und Ceremonien. Sein Meßkanon*), oder

*) Diejenigen, welche der Austheilung des Abendmahls nicht beiwohnen wollten, oder als Katechumenen nicht beiwohnen konnten, wurden in den früheren Zeiten des Christenthums am Schlusse des vorausgegangenen Gottesdienstes vom Priester entlassen, mit den Worten: **Ite, missa est** (**scil. concio**: geht, die Versammlung ist entlassen). **Missa**, oder

Abendmahlsliturgie, ist nach und nach in der Römischen Kirche der einzig herrschende geworden. Zur Aufnahme der Kirchenmusik stiftete er zu Rom eine eigene Unterrichtsanstalt für dieselbe.

---

13. Die Nachfolger Justinian's I.

565—610.)

Kaiser Justinian hinterließ keine Kinder. Von seinen sieben Neffen folgte ihm derjenige, der mit der Leibwache und den Hofbedienten am vertrautesten war, unter dem Namen Justin II. (565—578). Im Westen eroberten die Longobarden Italien, und gegen Norden waren die Grenzen des Reiches den Avaren preisgegeben, denen der gewohnte Tribut verweigert worden war. Von einem andern Tatarenvolke, den Türken, die in den Steppen jenseit des Jaxartes hauseten, erschien eine Gesandtschaft in Constantinopel; der Chan Djesabul ließ seine Hülfe gegen die Perser und Avaren anbieten. Der Kaiser ehrte den neuen Freund aus allen Kräften, schickte Geschenke und Gegengesandtschaften und schloß ein Bündniß ab. Damals glaubte man nicht, daß ein Stamm desselben Volkes zur Vernichtung des oströmischen Kaiserthrons bestimmt sey. Dies Volk war roh, aber die Häupter nicht ohne Prachtaufwand. Des Großchans Bettgestell und alle seine Geschirre waren von massivem Golde, seine Zelte, Vorhänge und Kleider von Seide, sein Harem nach Morgenländischer Sitte von den schönsten Jungfrauen des Landes angefüllt. Wegen dieser Verbindung erneuten auch die Perser den Krieg mit dem Griechischen Reiche; sie fanden indeß erfolgreichen Widerstand.

Selbst schwach, war Justin doch darauf bedacht, die Herrschaft nach seinem Tode in gute Hände zu bringen; darum ernannte er 574 einen trefflichen Mann, Namens Tiberius, zum Cäsar, der diesen verhaßten Namen wieder in Ehre zu bringen suchte, indem er mit Weisheit und Milde, aber leider nur vier Jahre (578—582), regierte. Er setzte vor seinem Tode den Feldherrn Mauricius, der sich im Perserkriege ausgezeichnet hatte, zu seinem Schwiegersohn und Nachfolger ein.

Aber vielleicht eben weil der verstorbene Kaiser hoch verehrt wor-

---

wie die Deutschen sagten, Messe, hieß also ursprünglich Entlassung der Unberechtigten, späterhin die heilige Handlung, welche darauf folgte, endlich der Inbegriff der dabei von dem Priester vor dem Altar gehaltenen Gebete.

den war, mochte der Nachfolger nur wenig Zutrauen erlangen. Beständig von Geldmangel gedrückt, konnte er immer nur halbe Schritte unternehmen. Das Kriegsvolk murrte über geringe oder vorenthaltene Besoldung, und doch erregten die Feinde an den Grenzen stets neue Noth. Die Avaren waren damals unter ihrem kriegerischen Chan Bajan auf der höchsten Stufe ihrer Macht. Schon unter Tiberius war Sirmium an Bajan verloren gegangen; gegen Mauricius stimmte der Barbar einen noch übermüthigern Ton an, und behandelte ihn wie seinen Vasallen. Er steigerte nicht nur den dem Kaiser auferlegten jährlichen Zins von 80,000 auf 120,000 Goldstücke, sondern dieser mußte sogar, um sich ihn geneigt zu erhalten, alle seine Launen befriedigen. Der Chan wollte einen Elephanten sehen; es wurde ihm der größte, den der Kaiser besaß, gesandt. Er wünschte sich ein goldnes Bett, seidne Zeuge, Morgenländische Gewürze, und Alles mußte ihm geschickt werden. Aber dennoch fielen die Avaren stets von neuem in das Reich, so daß sich der Kaiser entschloß, nach glücklicher Beendigung des Persischen Krieges (590) das Waffenglück wieder gegen sie zu versuchen. Auf einem dieser Feldzüge geschah es, daß die Soldaten, die dem Mauricius Geiz und Härte vorwarfen, sich empörten, einen Centurio Namens Phokas zum Kaiser ausriefen, und verlangten, von ihm nach Constantinopel geführt zu werden. Die Hauptstadt ward belagert, auch die Einwohner zeigten sich dem Mauricius wenig geneigt, ja feindlich gegen ihn; die grüne Faction war mit den Rebellen im geheimen Einverständniß; schon kurz vorher war bei einer Procession, welcher der Kaiser barfuß beiwohnte, sogar mit Steinen nach ihm geworfen worden und der Aufstand hatte nur mit Mühe unterdrückt werden können. Jetzt entstand ein nächtlicher Tumult; Mauricius entfloh mit seiner Gemahlin und neun Kindern über den Bosporus, und überließ die Stadt dem Phokas, der bald darauf, von dem gezwungenen Patriarchen gekrönt, seinen Einzug hielt, und dem Heere seine Untreue durch ein reiches Geschenk vergalt (23. Nov. 602.).

Phokas, nichts als Soldat, ohne Bildung, auch von Person klein, häßlich, rothhaarig, nahm die Einwohner der Hauptstadt früh gegen sich ein. Schon als er zum ersten Male den Rennspielen im Circus beiwohnte, und die grüne Bande unvorsichtig begünstigte, erinnerten ihn laute Stimmen von der Gegenpartei, daß Mauricius noch lebe. Diese Droher glaubte er ernstlich schrecken zu müssen. Er sandte nach Chalcedon hinüber, wo der Flüchtling Schutz gesucht, ließ ihn und

seine fünf Söhne aus der Kirche reißen, und sie alle, einen nach dem andern, die Kinder aber zuerst, vor des Vaters Augen, hinrichten (27. Nov. 602). Der drei und sechzigjährige Mauricius ertrug den jammervollen Anblick mit stiller Gottergebenheit, und stieß bei jeder Hinrichtung die Worte David's aus: „Herr, du bist gerecht, und alle deine Gerichte sind recht!" Das jüngste Knäblein zu retten, gab die treue Amme ihr eigenes dafür hin, aber der Vater selbst bemerkte und verhinderte den edlen Betrug. Alle sechs Köpfe ließ der Tyrann nach Constantinopel bringen und dort auf Pfähle spießen; die Rümpfe wurden ins Meer geworfen. Nicht lange nachher wurden, auf ein Gerücht, daß ein Sohn des Mauricius noch lebe, Gemahlin und Töchter des unglücklichen Kaisers auf die Folter gespannt und zuletzt gleichfalls hingerichtet. Solche Mittel fand Phokas nöthig, um mit Ruhe Herr seyn zu können. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Furcht grausam macht, und daß die Herrscher desto ärgere Tyrannen sind, je unsicherer ihre Herrschaft ist. Bald hatte er nicht mehr an Todesürtheilen genug; man ersann peinigende Qualen oder Verstümmelungen, die ein langes aber jammervolles Alter zuließen.

Acht Jahre ertrug das Reich das entwürdigende Joch. Jede Provinz war reif zur Empörung. Der alte Heraklius, Exarch von Africa, hatte schon seit zwei Jahren keinen Tribut mehr gesendet, und an diesen würdigen Mann erging vom Senat zu Constantinopel die dringende Aufforderung, das Vaterland zu befreien. Er überließ dies kühne Unternehmen seinem gleichnamigen Sohne und dessen Freunde Nicetas; jener sammelte eine Flotte, dieser führte ein Landheer durch Aegypten und Asien an den Bosporus. Die Flotte stand der Kaiserstadt gegenüber, ehe Phokas an Gegenwehr gedacht, und die Einwohner begrüßten sie mit Jubelgeschrei. Phokas, nun eben so verlassen als ehemals Mauricius, ward in seinem Palast ergriffen, seines kaiserlichen Schmuckes beraubt, und gebunden auf das Admiralschiff geführt. „Wirst du besser regieren?" fuhr er den Heraklius an, der ihm seine Grausamkeiten vorhielt. Der wüthende Pöbel übte hierauf an ihm seine Rache, hieb ihm Glied für Glied, und zuletzt erst den Kopf ab, und trug die blutigen Stücke seines Leichnams mit Jubelgeschrei durch die Straßen. Heraklius aber hielt seinen Einzug (5. Oct. 610), und ward von dem Patriarchen gekrönt. Nicetas, der später eintraf, unterwarf sich willig dem Glück seines Freundes, und begnügte sich mit der Ehre, dessen Schwiegersohn zu werden.

Heraklius (610—641) war ein Regent, in dessen Leben kraftlose Unthätigkeit und beherztes Ermannen seltsam neben einander stehen, und seine zwei und dreißigjährige Regierung bietet einen überraschenden Wechsel von Erniedrigung und Glanz des Reiches dar. In Persien regierte (591—628) Chosroes II, ein Enkel des ersten, ein unersättlicher und glücklicher Eroberer, und der gefährlichste Feind, den das Oströmische Reich bis jetzt gehabt hatte. Er eroberte 611 Syrien, 614 Palästina, 616 Aegypten und Cyrene, und endlich ganz Kleinasien. So bleiben auch des Römischen Reiches östliche Provinzen von der Verheerung nicht verschont, welche Germanen, Hunnen und Avaren bereits über die westlichen gebracht hatten. Ueber zehn Jahre lang stand ein Persisches Lager an der Asiatischen Küste Constantinopel gegenüber, und hätte Chosroes eine Seemacht gehabt, so wäre es vielleicht schon jetzt um das Oströmische Kaiserreich geschehen gewesen.

In dieser Bedrängniß faßte der ganz entkräftete Heraklius den Entschluß, seine Residenz nach Karthago zu verlegen, und sich lieber an einer kleinen aber sichern Herrschaft genügen zu lassen. Doch die Beredsamkeit des Patriarchen hielt ihn zurück. Dieser wackere Mann ließ ihn in der Sophienkirche schwören, mit dem Volke, das Gott in seine Hand gegeben, treu zu leben und zu sterben. So blieb er denn, obgleich fast nichts mehr, als die Hauptstadt noch sein war; da auch vom Norden her wilde Feinde hauseten. Die Avaren schleppten aus den Vorstädten Constantinopel's viele Tausende als Sklaven weg.

Aber die Griechen unter Heraklius können zu einem herrlichen Beispiele dienen von dem, was ein schwaches Volk vermag, wenn es von festem Vertrauen zu seinem Oberhaupte beseelt wird. Nach einigen Jahren rüstete sich der Kaiser (622), dem Eroberer seine Beute wieder abzujagen. Die Kirchen liehen ihm ihre Reichthümer. Die Provinzen fielen ihm schnell wieder zu; die Chazaren (s. S. 85.), welche um diese Zeit mächtig am Kaukasus herrschten, verbanden sich mit dem Kaiser, und Heraklius, der über den Tigris setzte und tiefer als selbst Trajan in Persien eindrang, zwang den vorher so stolzen Chosroes 627 nach Ktesiphon zu fliehen, wo derselbe das Jahr darauf von einem seiner neunzehn Söhne, Namens Siroes, ermordet ward. Siroes schwang sich nun auf den Thron, ermordete noch siebzehn seiner Brüder, und schloß mit Heraklius Frieden. Das Oströmische Reich erhielt alle seine Provinzen wieder, ja sogar das angebliche Kreuz Christi, das die Perser bei der Eroberung Jerusa-

lem's aus der Kirche des heiligen Grabes mit weggeschleppt hatten, wurde zurückgegeben. Zum letzten Male hatten Perser und Byzantiner mit einander gestritten. Im Innern des Persischen Reiches begann jetzt eine Reihe von Verwirrungen und Empörungen, welche es schnell fremden Eroberern in die Hände lieferten.

Mit unmäßiger Freude begrüßten die Einwohner Constantinopel's den wiederkehrenden Sieger. Die Kirchen ertönten von freudigen Lobgesängen und Dankgebeten, und Heraklius selbst unternahm wenige Monate darauf eine Reise nach Jerusalem, um dort im feierlichsten Pompe das heilige Kreuz wieder aufzurichten. Ehe er den geweihten Boden betrat, legte er Diadem und Purpur ab; kein irdischer Glanz, sprach der Patriarch Zacharias, darf vor Gott geltend gemacht werden. Der Tag wurde für so heilig geachtet, daß er seitdem jährlich unter dem Namen des Kreuzerhöhungsfestes gefeiert worden ist.

Der Ruf von Heraklius' Siegen erstreckte sich bis zu den Franken hin, die ihm dazu Glück wünschen ließen. Allein demselben Kaiser war es bestimmt, an ein bisher ganz unbeachtetes Volk einen großen Theil von dem wieder zu verlieren, was er kaum nach so langer Arbeit den Persern entrissen hatte.

---

16. Mohammed der Prophet.

(Geb. 591, gest. 632.)

Die Völker des Orients wurden um diese Zeit durch die Lehren einer neuen Religion zu Thaten erweckt, die ihren Einfluß weiter verbreiteten, als alle frühere politische Revolutionen und Eroberungen der Asiaten. Das Land, von dem dieser Glaube und diese große Umkehrung ausging, war eines, welches bis dahin auf der großen Weltbühne nur eine unbedeutende Nebenrolle gespielt hatte, nämlich Arabien. In ihrer gewaltigen Halbinsel, viermal so groß als Deutschland, unzugänglich wegen ihrer brennenden Sandwüsten, steilen Gebirge und wasserarmen Steppen, waren die Araber (auch Saracenen, d. i. wahrscheinlich Morgenländer, genannt) noch von keinem Weltstürmer angefochten worden, soviel deren auch seit Jahrtausenden ihre Nordgrenze berührt hatten. Alexander war rasch vorübergegangen, selbst die Römer hatten sich nicht weit hinein gewagt. Die Natur des Landes hatte die Vereinigung seiner Bewohner in einen einzigen Staat ver-

hindert und schien ihnen selbst mehr ein nach Stämmen und Geschlechtern getrenntes Hirtenleben und eine leichte Wanderschaft mit Pferden und Kameelen, als einen ernsten stätigen Beruf und die Ausbildung politischer Verhältnisse angewiesen zu haben. Die in Städten wohnenden, Haddesi genannt, trieben meistens Handelschaft, und förderten Persische und Indische Waaren in zahlreichen Caravanen nach den westlichen Provinzen Asien's oder nach den Seehäfen hin, wie schon im Alterthum. Dagegen führte der andere Haupttheil des Volkes, die Beduinen oder Söhne der Wüste, ein völlig nomadisches Leben. Man erkennt noch heut zu Tage dieselben in ihnen, die ihre Vorfahren in jenen Jahrhunderten waren. Die Beduinen halten den Ismael, den Sohn Abraham's von der Hagar, für ihren Stammvater, und sich allein für die echten Araber; die Städtebewohner verachten sie als einen später angesiedelten Stamm, und sie sind es in der That, welche vorzugsweise die Arabische Nationalität ausgebildet haben. Ihr Körperbau ist stark und geschmeidig, der Kampf mit den Gefahren des Landes und Lebens härtet und stählt ihn, und ruft mit der Kraft des Leibes zugleich eine größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Charakters und der Persönlichkeit hervor, als die übrigen Völker des Orients zeigen. Auf dem weiten Meer der Wüsten und Steppen, unter Sonnengluth und Windwirbeln, von feindlichen Stämmen umringt, ist der Araber auf seinen Fahrten wie in seinem Lager an seinen Muth und seine Entschlossenheit, an die Schärfe seiner Sinne und die Stärke seines Armes gewiesen, und nächst dem an Lanze und Schwert und das flüchtige Roß, als die Mittel seiner Erhaltung. Aus der größeren Abgeschlossenheit der Einzelnen in sich erwächst zugleich im nothwendigen Gegensatze zu dieser, der trotzige Stolz wie die freie Liebe des Weibes und die treue Freundschaft der Männer, die edle Gastlichkeit gegen den Fremden so wie das glühende Verlangen des Freundes, der Stammesgenossen Tod zu rächen. Dann aber gibt das starre Festhalten des unauslöschlichen Hasses, die blutige Rache und die wilde Grausamkeit, mit der sie vollführt wird, den Beweis, daß die Härte des Asiatischen und Africanischen Lebens auch hier nicht verdrängt ist. Die Blutrache findet sich allerdings auch bei anderen Völkern. Ehe ein geordnetes Staatsleben entsteht, vollziehen die Einzelnen und die Familien nach Willkür Recht und Strafe, aber bei den Germanen folgte oder vermied die Fehde Sühne und Ausgleichung, bei den Arabern wird sie von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt.

Vom Raub- oder Rachezug oder von den weidenden Heerden heimkehrend, legen sich die Araber vor ihre Zelte unter dem reinen Sternenhimmel in der kühlen Nacht, und erzählen und singen von der Liebe und vom Ruhm, von den Thaten der Väter, von dem Edelmuth der sich dem Freunde geopfert und vom grimmen Hasse, der den feindlichen Stamm vernichtet. Diese Liebe zur Poesie war neben dem Festhalten der Unabhängigkeit das zweite Hauptelement im Leben der Araber und hat schon frühzeitig eine eigenthümliche Cultur der Sprache und eine Fülle kräftiger Volkslieder und anmuthiger Dichtungen hervorgerufen. Das goldne Zeitalter des Arabischen Gesanges fällt bereits vor Mohammed. Er ist indeß niemals weiter gekommen als zur Darstellung einzelner merkwürdiger Thaten oder lebhafter Empfindungen, die epische Gattung im eigentlichen Sinne ist so wie die dramatische den Arabern immer fremd geblieben.

Obschon Arabische Stämme in sehr frühen Zeiten ihre Waffen wol auch als Eroberer in fremde Länder getragen haben mögen, wie einige Spuren andeuten; so erscheinen sie doch in der spätern und gewissen Geschichte des Alterthums stets auf die Grenzen ihres Landes beschränkt, bis der Mann unter ihnen aufstand, den kühner und tiefer Sinn, so wie günstige Umstände zum Reformator seines Volkes und vieler anderen bestimmten.

Mohammed gehörte zu dem edlen Arabischen Stamme Koreïsch, der in der Stadt Mekka die Regierung führte, und über den dortigen berühmten Tempel, die Kaaba, die Aufsicht hatte. Dennoch hinterließ sein Vater Abdallah, welcher früh starb, der Mutter nichts als fünf Kameele und einen Aethiopischen Sklaven, und dieser geringe Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in seinem achten Jahre auch die Mutter verlor. Da nahm ihn ein Oheim, Abu Taleb, der geistliche und weltliche Fürst von Mekka, zu sich, erzog ihn früh zu Handelsgeschäften, und sandte ihn mit seinen Caravanen weithin, nach Syrien, Mesopotamien und Palästina. Mohammed hatte von seiner Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte, und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; ein kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die seinem Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbrauen, eine Adlernase, ein wohl-

gebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nerviger Bau, — das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. Aber nicht mit dieser stillen Herrschaft wollte er sich begnügen: sein kühner Geist strebte zu einer glänzenden Gewalt auf. Sein erster Schritt, sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, war die Heirath mit einer edlen, reichen Wittwe, gleichfalls aus dem Stamme Koreïsch, Chadidscha, deren große Handelsgeschäfte er schon vorher geführt hatte. Anfangs machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmählig in ein beschauliches Leben zurück, und sein feierliches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen.

In dieser Seelenstimmung sann er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menschen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben, glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er fast jede Art von Gottesdienst, Judenthum, Christenthum, die Religion der Persischen Magier und am allgemeinsten verbreitet die Verehrung der Gestirne, über welche im dunklen Bewußtseyn ein höchster Gott geglaubt wurde; der ursprüngliche und nationale Cultus der Araber. Aber mit keiner derselben konnte und wollte er sich befreunden. Das Thörichte und Abergläubische des Götzendienstes sprang in die Augen; der Jüdische Glaube war feindselig und engherzig und für das auserwählte Volk berechnet, und des Christenthumes Kern zu fassen war ihm versagt. Aber im Judenthum wie im Christenthum lagen Momente, die ihn näher ansprachen und ergriffen: der strenge Monotheismus des ersteren, des zweiten Bestimmung über die ganze Welt verbreitet zu werden; diese zu vereinigen, sie aus dem Geiste und der Phantasie des Morgenlandes neu hervorgehen zu lassen, so daß sie den orientalischen Völkern nicht mehr fremd und getrennt gegenüberständen, sondern in ihrem Innern entsprechende Saiten berührten, war sein großer Gedanke. Ob aber sein ganzes Schaffen die klare, ihrer selbst und der Mittel bewußte, reflectirende Thätigkeit war, oder das Wirken des Genius, welcher an den Wendepunkten der Geschichte seine Werkzeuge mit unbewußter Begeisterung erfüllt und sie das belebende Wort für neue Gestaltungen finden läßt; wer vermag das jetzt zu entscheiden?

Bald wurde er in seiner Einsamkeit von den Schöpfungen seines Geistes so hingerissen, daß er nicht mehr sein eigenes Ich, sondern

die Gottheit selbst in seinem Innern wirkend fühlte. Daher wir gar nicht zweifeln dürfen an den Wundern, mit denen der feurige Araber sich überall umringt gesehen haben soll. Himmlische Erscheinungen boten sich nämlich seiner Phantasie dar, die er bei seiner Rückkehr nach der Stadt den Hausgenossen wiedererzählte, welche ihn deshalb mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachteten. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr mit Sicherheit ausgemittelt werden; nach seinem Tode aber wurden so viel Wunderdinge erzählt, daß seine ganze Lebensgeschichte dadurch mit seltsamen Märchen verbrämt worden ist.

Es ist nur Ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet; dies war der Hauptsatz und die einzige Grundlage der neuen Lehre. Des Propheten Weib Chadidscha, sein Sklave Zeid, sein Vetter Ali, sein nachmaliger Schwiegervater Abu-Bekr, gehörten unter die ersten Gläubigen, deren lange Zeit nur sehr wenige waren (609). Diese Bekehrungen waren noch nicht aus der Stille des häuslichen Kreises hervorgeschritten; als Mohammed zuerst öffentlich auftrat und die ihm gewordenen Offenbarungen verkündete, ward er verlacht. Da aber seine näheren Verwandten, und besonders der sehr geachtete Abu-Bekr, mit hohem Ernste von seiner göttlichen Sendung sprachen, ward doch Einer nach dem Andern aufmerksam, und drängte sich, die neue Botschaft zu hören. Als dies die Spötter sahen, wurden sie besorgt, Mohammed möchte sich durch seinen Anhang wol über sie erheben wollen, und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Er mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen, und als bei seiner Wiederkehr sein Zulauf sich vermehrte, als man ihn schon an der Spitze einer beträchtlichen Religionsgesellschaft sah, die er durch einen Eid an sich knüpfte, und aus der er nach Christus' Beispiel zwölf Apostel in die umliegenden Gegenden aussandte, da hielten seine Feinde aus dem Stamme Koreïsch, besonders die Omijaden*) sich für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Sämmtliche Gegner verschworen sich, daß aus jeder Familie Einer in einer bestimmten Nacht, zur Vollziehung der Stammrache, sein Schwert in Mohammed's Brust stoßen sollte. Schon umringten die Mörder sein Haus, aber wunderbar entkam der Prophet in die Wüste, ging nach einiger Zeit nach Medina, wohin der Ruf seiner Offenbarungen längst gedrungen war, und wurde schon deswegen hier willig aufgenommen, weil die Einwoh-

*) Es war dies eine Unterabtheilung des Stammes der Koreischiten. Haschemiden hieß der Zweig desselben, zu welchem Mohammed gehörte.

ner mit Mekka in alter Feindschaft standen. Er führte sie alsbald in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde an, und erscheint nun als Feldherr eines kleinen Heeres, das aus Achtung für seine Tapferkeit seinen Lehren und Verkündigungen, mit denen er immer fortfuhr, ein desto geneigteres Ohr lieh. Das Jahr seiner Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche seiner Religionsstiftung, und deshalb haben seine Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen sie nach dem Jahre des Rückzuges und der Einsamkeit (Arabisch Hedschra), wie wir nach Jahren von Christi Geburt. Die Jahre der Hedschra sind Mondjahre von 354 Tagen.

Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein Arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Mohammed theilte redlich sein Eigenthum wie seine Beute, übte Ordnung und Gerechtigkeit, hielt die Disciplin durch religiöse Vorschriften aufrecht, z. B. durch das Verbot des Weintrinkens, und wußte seine eigene Begeisterung durch das Kriegsglück unterstützt und mit dichterischer Wortfülle ausgesprochen, auf seine Schaaren zu übertragen. Daher die raschen Eroberungen, die er jetzt vollbrachte. Mekka fiel unter seinen Streichen, und alle Bezwungene folgten als Freunde seinem Heere. Ganz Arabien ward durchzogen. Viele Stämme fielen freiwillig seiner Lehre zu, andere wurden mit dem Schwerte gezwungen. Bereits im neunten Jahr nach der Flucht rückte er mit dreißigtausend Mann an die Grenze des Byzantinischen Reiches, nachdem er schon vorher den Persischen König und den Kaiser Heraklius eingeladen hatte, seinen Glauben anzunehmen. Er starb in seinem drei und sechzigsten oder fünf und sechzigsten Jahre (632), in der Ueberzeugung, von einer Jüdin, die seine Feinde gewonnen hatten, Gift erhalten zu haben. Sein Sarg wird noch heut in der Moschee von Medina gezeigt, und von manchem gläubigen Pilger besucht.

---

17. Der Islam.

Die Araber nennen ihre Religion Islam (gläubige Ergebung in den göttlichen Willen), und Alle, die sich zu derselben bekennen, Moslemen

(Gläubige)*). Die schriftliche Urkunde des Islam ist der Koran d. i. Anthologie, eine Sammlung derjenigen Aussprüche des Propheten, die als das Wort Gottes gelten. Wie viel von diesem Buche bei Mohammed's Lebzeiten entworfen sey, läßt sich nicht mehr bestimmen. Mohammed selber hatte, so wie die meisten Araber seiner Zeit, weder lesen noch schreiben gelernt, und die Moslemen haben eine Tradition, wie der Engel Gabriel ihm zuerst in einer Höhle bei Mekka erschienen sey, und ihm gesagt habe: Gott hat dich zu seinem Propheten erkohren, siehe hier diese Schrift! Er aber habe geantwortet, er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel ergriffen und ihn dreimal zur Erde geworfen, und danach habe er lesen können. Ob er auch das Schreiben nach dieser Methode gelernt habe, wird nicht berichtet; die Tradition sagt nur, daß derselbe Engel ihm die Lehren des Koran in einzelnen Bruchstücken innerhalb drei und zwanzig Jahren eingegeben habe.

Abu-Bekr, Mohammed's Nachfolger, ließ die aufbewahrten Aussprüche Mohammed's sammeln, und Othman späterhin die Handschriften reinigen und vergleichen. Die Moslemen hegen eine so heilige Ehrfurcht für dieses Buch, und ihr Vertrauen zu seiner Göttlichkeit geht so weit, daß sie häufig einen aufgeschriebenen Spruch desselben als einen Talisman tragen, oder in Gefahren wie eine Zauberformel zwischen den Zähnen murmeln. Unter den Lehren und Aussprüchen des Koran finden sich viele, die aus der Bibel entlehnt sind. Er ist übrigens im besten Arabisch geschrieben, und hat herrliche, wahrhaft poetische Stellen. Diese dichterische Hülle, in welcher der Islam auftrat, trug nicht wenig zu seiner raschen Verbreitung unter den Arabern bei, deren Ohr und Gemüth der Poesie und dem Glanze der Rede stets offen und zugänglich waren. Der Koran zerfällt in zwei Haupttheile, einen dogmatischen und einen moralischen, und jeder ist dann wieder in Abschnitte (Arabisch Suren) und Verse, wie unsere Bibel, abgetheilt. In allem soll er 77,639 Wörter und 323,015 Buchstaben enthalten. Eine zweite, obwol dem Koran an Rang nachstehende Quelle der Islamitischen Gesetzgebung, sowol der religiösen als der juridischen, ist die Suna, eine gleichfalls schon früh niedergeschriebene Ueberlieferung der Worte und Handlungen des Propheten.

Es war keinesweges Mohammed's Absicht, seine Lehre von der

*) Das Deutsche Muselmann kommt von dem Persischen Worte Musulman her welches dasselbe bedeutet.

Wurzel der Vorwelt und des Bestehenden gänzlich loszureißen. Um die Christen und Juden für sich zu gewinnen, bezeichnete er den Islam als eine Vollendung dieser Religionen, deren Offenbarungen er nicht verwarf; nur stellte er die seinige als eine höhere und vollkommenere dar. Daher sind ihm Moses und Christus göttliche und große Seher für ihre Zeiten, er aber ist der letzte und größte aller Propheten, den Gott erwählt hat, den alten Glauben Abraham's wieder auf der Erde einzuführen, die bestehenden Religionen aber abzuschaffen. Die äußeren Pflichten, welche der Islam den Gläubigen auflegt, bestehen in Beten, Fasten während des Monats Ramadan (in welchem der Koran zur Erde gekommen) und Almosen geben. „Beten, sagt der Koran in seiner Bildersprache, führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen eröffnen die Thür." Täglich sind fünf Gebete angeordnet, deren jedem eine Reinigung voran gehen muß, und die der Moslem sprechen soll, das Antlitz nach der Himmelsgegend, in der Mekka liegt, gerichtet. Die Zeiten des Gebets verkündet der Rufer von den Minarets (Thürmen) der Moscheen, in welchem an jedem Freitage (dem heiligen Tage der Mohammedaner) ein gemeinschaftlicher Gottesdienst Statt findet. Außerdem ist es Pflicht jedes Moslem, einmal in seinem Leben nach Mekka, der Geburtsstadt des Propheten, und zur Kaaba, die von den Idolen gereinigt worden war, zu wallfahrten, insofern er dazu vermögend ist, und sich des Weines zu enthalten. Die Beschneidung und das Verbot des Schweinefleisches sind vom Judenthume herübergenommene Satzungen. Vielweiberei wird nicht verboten, aber auf die Erlaubniß, vier Weiber zu haben, beschränkt.

Die Sittenlehre des Islam schärft Gerechtigkeit als die Hauptugend aller Menschen ein; Mord, Ehebruch, Diebstahl und Betrug werden als verabscheuungswürdige Verbrechen bezeichnet, jeder heftige Ausbruch der Leidenschaften als schädlich untersagt. Die Schicksale der Menschen sind durch einen ewigen Rathschluß, den nichts zu ändern vermag, vorherbestimmt. Nach der dereinstigen Auferstehung der Todten harrt der Guten ewiger Lohn, der Bösen ewige Strafe. Bei der Schilderung der Freuden des Paradieses ist keine der Farben gespart, welche der Sinnlichkeit des Orientalen schmeicheln können. Da sind Gärten voll schattenreicher Bäume, welche die köstlichsten Früchte tragen, von anmuthigen Bächen durchströmt und erfrischenden Winden gekühlt. Zwei und siebzig der schönsten Jungfrauen, deren Jugend

nie verblüht, werden jedem Gläubigen zu Theil. Doch ist auch von einem für die Heiligen und Märtyrer bestimmten Anschauen Gottes die Rede, wogegen jede andere Glückseligkeit weit zurücktreten soll.

Von der Zeit an, wo Mohammed die Koreïschiten mit dem Schwerte bekämpfte, verkündete er, daß der von ihm gelehrte Glaube auf gleiche Weise über den ganzen Erdboden verbreitet werden müsse, und der heilige Krieg ward eine der ersten Pflichten der Gläubigen. Wer sich freiwillig zum Islam bekenne, solle in alle Rechte der Moslemen treten, alle Götzendiener, die dies weigerten, ausgerottet werden; den Christen und Juden, später auch den Bekennern der Persischen Religion, sollte jedoch gestattet seyn, bei ihrem Glauben zu verharren, wenn sie die Moslemen als ihre Oberherren erkennen und ihnen zinspflichtig werden wollten. Um zu jenem Kampfe anzufeuern und zu begeistern, sind der Koran und die anderen Ueberlieferungen voll von dem Preise der Streiter Gottes und von überschwenglichen Verheißungen für sie. Es heißt unter andern*): „Krieg für das Vaterland ist mehr, als das fünfmalige Beten." — „Er ist nach dem Glauben die verdienstlichste Handlung; mehr als das Aufrufen zum Gebet, mehr als Wasser zu reichen dem Pilgrim; im Auge des Höchsten der Handlungen angenehmste, schönste, des Islam's oberste Höhe, zugänglich nur den Vortrefflichen." — „Dem Krieger ist Verdienst, sobald einmal sein Pferd auf der Wiese sich dreht." — „Besser zu führen den heiligen Krieg, als daß ihr siebzig Jahre betet im Hause. Was wollt ihr? Vergebung und Paradies. Das ist der Weg. Wer auch nur so lange kämpft, als das säugende Kameel aussetzt um Athem zu schöpfen, dem ist das Paradies erworben." — „Der Herr zürnt den Kriegern nur, wenn er dem Propheten zürnt und seinen Gesandten; er höret sie, wie er das Flehen des Propheten und seiner Gesandten vernimmt." — „Dessen Füße bestaubt werden in den Schlachten des Herrn, wird am Tage des großen Gerichts weiter seyn von den Orten der Qual, als den Weg, welchen der schnellste Reiter in tausend Jahren zurücklegen könnte." — „Der Staub der Wege Gottes ist am Tage des großen Gerichts die glanzvollste Schminke des Antlitzes." —

Diese Vorschriften und Aufmunterungen waren von einem so guten Erfolge begleitet, daß schon im nächsten Jahrhundert nach dem Pro-

*) Die Posaune des heiligen Kriegs aus dem Munde Mohammed's Sohns Abdallah des Propheten, herausgegeben durch Johann v. Müller.

pheten seine Lehre von den Grenzen Indien's bis an das Atlantische Meer verbreitet war. Die Gründe dieser reißenden Fortschritte sind in der Macht religiöser Begeisterung, in der kriegerischen Ueberlegenheit der Araber, nachdem ihre bisher gegen einander zersplitterten Kräfte vereint waren, in der Gewalt, die das einmal rasch fortströmende Glück auf die Gemüther übt; ferner bei den Heiden in der im Innersten der menschlichen Natur ruhenden Ahnung von der Einheit Gottes, und bei den morgenländischen Christen in der herrschenden Erschlaffung, welche sie dem ihren natürlichen Richtungen angemessnen Principe schnell wieder beitreten ließ, zu suchen. Auch stießen die Araber weithin auf kein in der Blüthe seiner Kraft stehendes Reich. Bekanntlich zählt der Islam unter seine Anhänger bis auf den heutigen Tag nicht bloß die Araber, sondern auch die Türken, die Perser, die Mongolen, die Mauren und viele andere Nationen in Asien und Africa, gewiß zusammen nicht weniger Menschen, als das Christenthum auf der ganzen Erde Bekenner hat. Man kann nicht läugnen, daß die Ausbreitung und Annahme des Islam für die Völker des Orients ein Fortschritt war. Sie haben die Vorstellung eines erhabenen, mächtigen Gottes, den Glauben an ein zukünftiges Leben und eine reinere Moral erhalten, deren Vorschriften ohne die Widerlage dieser Religion niemals Kraft über ihren Willen gewonnen haben würden. Das Reich der Araber erstreckte sich bald vom Ebro bis zum Indus und verband alle ihm unterworfene Stämme durch eine Sprache, einen großartigen Verkehr, der noch weit über die Grenzen des ungeheuren Staates hinausgehend, von Sudan, den Ländern des Niger bis an den Schnee des Hindukusch, ja bis nach Ceylon und in das Innere China's reichte; endlich durch allgemein geltende politische Institutionen. Es war in orientalischer Weise entstanden und wurde in orientalischer Weise beherrscht, in scharfem Gegensatze zu den Ländern des Abendlandes, wo das Leben bald in kleine eigenthümliche Kreise auseinandergerissen wird und in vollkommen selbständige Punkte zu zerspringen droht. So lange die erste Begeisterung vorhielt, haben die Staaten des Islam, eine schöne wenn gleich kurze Blüthe getrieben. Die Charaktere zeigen in dem festen Bewußtseyn der absoluten Vorherbestimmung eine Stärke, eine Tapferkeit für die Idee ihrer Religion, eine Ritterlichkeit und Großmuth, wie sie nur der Befreiung von allen untergeordneten Interessen verdankt wird. Aber die Einfachheit und fertige Abgeschlossenheit dieser Lehre, welche die rasche Ver-

breitung derselben vor allem befördert hatten, konnten es zu keiner tieferen und geistig reicheren, inneren Freiheit des Menschen bringen als zur Schreckenlosigkeit, und haben darum bald Hochmuth, Selbstzufriedenheit und Eigendünkel in ihrem Gefolge gehabt, die zu schneller Erstarrung führen mußten und führten. Es lagen eigentlich keine Motive des Fortschritts in der Lehre selbst und die weitere Geschichte, nachdem der erste Glanz vorüber war und die Eroberungen still standen, ist ausgegangen vom Streit um die Nachfolge des Propheten, von kirchlichen Secten, welche zum Theil die aufgenommene Wissenschaft der unterworfenen Länder erzeugte, von Statthaltern, die eigene Dynastien gründeten, und wird dadurch bald nach dem zweiten Jahrhundert der Hedschra langweilig, ermüdend und widerwärtig. Der unendliche Inhalt des Christenthums hat dagegen durch Selbstverläugnung und Demuth seine Bekenner vor jenem sich genügenden Stillstehen bewahrt und das Festhalten an der geistigen Freiheit hat die wilde Ausgelassenheit des Fleisches verhindert, welche dem Araber allein das Besondere und Mannichfaltige neben dem ganz allgemeinen, und darum todten Inhalt seiner Lehre ist. So hat denn der Orient den christlichen Völkern allein die weitere Pflege der Bildung überlassen müssen und was seit den Jahrhunderten der Kreuzzüge als lebendiger Fortschritt bezeichnet werden muß, ist nur innerhalb ihres Kreises zu finden.

---

18. Die Chalifen bis auf den Sturz der Omijaden.

(632 — 750.)

Mohammed hatte keinen Sohn hinterlassen, der ihm in seiner Würde und Herrschaft hätte folgen können; die nächsten und gegründetsten Ansprüche hatte Ali, sein Vetter, der Gemahl seiner geliebtesten Tochter Fatime, als Dichter und Krieger ausgezeichnet; aber die Eifersucht gegen die Haschemiden, die jetzt wieder hervorbrach, trug über Ali's Verdienste den Sieg davon, und Abu-Bekr, Mohammed's Schwiegervater, ward der erste Chalif, d. i. Nachfolger oder Stellvertreter (des Propheten). Er starb schon nach zwei Jahren; Omar, der ihm in der höchsten Würde folgte, und den Titel Emir al Mumenin (Fürst der Gläubigen) annahm, ward 644 von einem Persischen Sklaven in der Moschee von Medina ermordet; der dritte Chalif, Othman,

fiel 656 als Opfer einer Empörung. Jetzt erst gelangte Ali zum Chaliphat.

Der Prophet war im Laufe seiner Eroberungen, die sich zuletzt über die ganze Halbinsel erstreckten, durch den Tod gehemmt worden. Unmittelbar nach seinem Tode ergoß sich der gewaltige Strom über die Grenzen Arabien's, und überfluthete unaufhaltsam das zunächst gelegene Asien und Africa. Feldherren von Geist und Kraft führten die unwiderstehlichen Heere der Gläubigen; Khaled, das Schwert Gottes genannt, und Amru sind die berühmtesten unter ihnen. Die Griechen brachten ein großes Landheer zusammen; die Schlacht bei Yermuk in Syrien vernichtete es (636). Nachdem Jerusalem und Antiochia gefallen waren, gehorchte ganz Syrien und Palästina den Siegern. In Aegypten kam es den Moslemen besonders zu Statten, daß die eigentlichen Eingebornen, die Kopten, als Monophysiten, von der Byzantinischen Regierung verfolgt und hart gedrückt, sich gern mit ihnen verstanden, und Glaubensfreiheit gegen Zahlung einer Kopfsteuer erhielten. Man erzählt, daß Amru, als Alexandria (640) in seinen Händen war, bei Omar angefragt habe, was er mit der dortigen großen Büchersammlung anfangen solle, und von dem Chalifen sey der Befehl gekommen, sie zu vertilgen; „denn, habe er gesagt, entweder stehe in diesen Schriften das, was im Koran enthalten sey, und dann seyen sie überflüssig, oder etwas anderes, und dann seyen sie gottlos." So habe man denn mehrere Wochen lang mit den classischen Werken des Alterthums die öffentlichen Bäder geheizt. Diese Geschichte wird erst von späteren Schriftstellern berichtet, und ist daher bezweifelt worden, auch kann von der alten Bibliothek der Ptolemäer wenig oder gar nichts mehr vorhanden gewesen seyn; doch widerspricht sie dem Charakter Omar's nicht, von dem mehrere ähnliche Züge, die seine Verachtung höherer Cultur bezeichnen, aufbewahrt sind *).

Während hier der Byzantinischen Herrschaft so weitläufige und wichtige Länder entrissen wurden, ward zugleich einem andern Reiche ein gänzliches Ende gemacht. Jezdedgerd III., seit 632 König von Persien, suchte den wankenden Thron vergebens zu befestigen. Nach mehreren Siegen der in das Land eingebrochenen Araber ward 642 bei Nahavend die letzte entscheidende Schlacht gekämpft, welche die Herrschaft der Sassaniden stürzte; neun Jahre darauf fand Jez-

*) v. Hammer in den Fundgruben des Orients, Th. I. S. 367.

dedgerd, der letzte Fürst dieses Stammes, seinen Untergang. Alle diese Eroberungen, diese Reihe glänzender Siege, waren die Frucht des ersten Auflouderns der Begeisterung, einer unwiderstehlichen Heldenkraft, die ihr Leben freudig an die Erreichung des einen Zieles setzte. Der Geist, der diese Araber beseelte, ist sehr bezeichnend ausgesprochen in einer Botschaft des Feldherrn Abu Obeidah an die in Jerusalem von ihm belagerten Christen. „Wir verlangen von euch, lautete sie, zu bekennen, daß nur Ein Gott und Mohammed sein Apostel ist, und daß ein Tag des Gerichts seyn wird, da Gott die Todten aus ihren Gräbern erwecken will. Wenn ihr solches Zeugniß ablegt, so ist es uns nicht erlaubt, euer Blut zu vergießen, oder uns an eurem Hab und Gut oder Kindern zu vergreifen. Wollt ihr dieses ausschlagen, so bewilliget Tribut zu bezahlen und uns unterwürfig zu seyn; sonst will ich Leute wider euch bringen, denen der Tod süßer ist, als euch der Wein und das Schweinefleisch." — Damals lebten jene Mäßigkeit, jene Verachtung des Genusses unter den Arabern, die der Herrschaft um so sicherer ist, weil die Frucht der Herrschaft den Sieger noch nicht verlockt hat, sich selbst zu verlieren. Abu-Bekr vertheilte an jedem Freitage, nachdem er etwas sehr geringes für sich genommen, den Rest der Einkünfte unter die Würdigsten und Dürftigsten, und Omar's Kost bestand in Gerstenbrot und Datteln.

Unter Ali (seit 656) standen die Eroberungen still. Kaum hatte dieser Chalif den Thron bestiegen, so suchten seine Feinde ihn auch schon zu stürzen. Der Statthalter von Syrien, Moawijah, aus jenem dem Propheten ursprünglich so feindseligen Hause Omijah, stand als Gegenchalif auf, und nachdem sich Amru zu ihm gesellt, war sein Anhang der stärkere. Nach einer fünfjährigen unruhevollen Regierung ward Ali von einem Schwärmer ermordet (661). Das Haus Omijah kam auf den Thron, und mit ihm begann eine heftige Spaltung unter den Mohammedanern. Die Anhänger Ali's erkannten die Omijaden nicht an; in ihren Augen waren und sind sie und alle ihre Nachfolger eben so wenig echte Chalifen, als die drei ersten, da diese Würde schon nach dem Tode des Propheten nur dem Ali hätte zufallen müssen. Bis auf den heutigen Tag dauert diese Parteiung fort; zu den Aliten, von ihren Gegnern Schiiten (d. i. eine verächtliche Secte) genannt, gehören die Perser, in deren Ländern Ali gleich zu Anfang viele Anhänger zählte; zu den Suniten (weil sie die Suna annehmen) die Türken.

Die Omijaden, die wegen des Hasses, den sie bei den eigentlichen Arabern fanden, ihren Sitz nach Damaskus verlegten, setzten nun die Eroberungen wieder fort, und damit das Griechische Reich im Mittelpunkte seiner Macht angegriffen werden könnte, ward eine Seemacht geschaffen. Um für den Seekrieg, an den die Araber nicht gewöhnt waren, zu befeuern, werden die Verdienste desselben in den heiligen Ueberlieferungen noch weit über den Landkrieg erhoben. „Wer zur See nur den Kopf umdreht, heißt es, hat so viel Verdienst, als wer zu Lande sich in seinem Blute wälzt.“ „Eine glückliche Seeschlacht ist gleich zehn Siegen zu Lande.“ Bis zum Anfange des achten Jahrhunderts war mit Hülfe der Mauren die ganze nördliche Küste von Africa, bis an das Atlantische Meer hin, dem Chalifat einverleibt. Von hier aus bahnten sich denn auch die Araber, unter dem sechsten Omijadischen Chalifen, Walid I. (705—715), den Weg nach Spanien, wo die damaligen inneren Verwirrungen und Zerwürfnisse des Westgothischen Reiches ihnen ein leichtes Spiel bereiteten. Es war eben auf den Westgothischen König Witiza, Roderich in der Regierung gefolgt (710); da forderten die ausgeschlossenen Söhne des ersteren*), in Verbindung mit dem Erzbischofe Oppas von Sevilla, ihrem Oheim, und dem Grafen Julian, welcher in Septum, dem heutigen Ceuta, befehligte, den Statthalter von Africa, Musa, auf, ins Land zu kommen. Dieser ließ sich nicht lange erwarten. Sein Feldherr Tarek kam zuerst und siegte im zwei und neunzigsten Jahre der Hedschra (711) in der neuntägigen Schlacht bei Xerez de la Frontera; Roderich fiel, und Spanien's Schicksal war entschieden. Musa vollendete die Eroberung des Landes, bis auf die nordwestlichen Gebirgsstriche, wohin sich die kühnsten unter den Westgothen, denen das fremde Joch unerträglich war, zurückzogen. Dann drangen die Araber neben ihnen über die Pyrenäen nach Frankreich hinüber (720), überschwemmten die südlichen Gegenden, bis an die Rhone und gegen Tours, wo erst Karl Martell (unten Absch. 22.) ihren Fortschritten ein Ziel setzte (732), und durch eine furchtbare Schlacht, die er ihnen lieferte, sie nöthigte, über die Pyrenäen zurückzukehren. Fast zu gleicher Zeit wurden im Osten Chowaresm und Samarkand jenseits des Gihon erobert, bis zu den Bergen, welche Taschkent umgeben. Nur die nördlichen Ebenen

*) Ritter, in der Weltgeschichte von Guthrie und Gray, V, 2. S. 429 fg. Aschbach, Geschichte der Westgothen, S. 303.

blieben den Türken, und das Chalifat erstreckte sich über zweihundert Tagereisen von Osten nach Westen, von der Grenze der Tatarei und Indien's bis an das Atlantische Meer.

Aber mit dieser ungeheuren Ausdehnung des Reiches wuchs die Schwierigkeit, es als ein Ganzes zusammenzuhalten, und fortdauernde innere Unruhen begannen die Festigkeit der Herrschaft zu untergraben. Bald stellte sich dann, um diese zu zügeln, der wilde orientalische Despotismus ein, blutige Thronrevolutionen und Erschütterungen in seinem Gefolge. Die Statthalter in den Provinzen erlaubten sich große Erpressungen. Die ungemeine Mäßigkeit und patriarchale Einfachheit der früheren Chalifen verschwand, an ihre Stelle traten Prachtliebe, Verschwendung und Weichlichkeit. Trotz ihrer großen Eroberungen und ihrer Wirksamkeit für die Ausbreitung des Islam, gewannen die Omijaden die Meinung nicht allgemein für sich; ihr Stamm war der letzte gewesen, der den Propheten anerkannt hatte, und hatte dennoch die Haschemiden vom Throne verdrängt, welche ein näheres Recht darauf besaßen. Endlich erschien die Stunde der Rache; das zu den Haschemiden gehörende Geschlecht der Abbassiden, welches von einem Oheim des Propheten abstammte, benutzte innere Unruhen im Reiche, erhob sich gegen Mervan II., den dreizehnten Chalifen aus dem Hause der Omijaden, besiegte ihn, und machte der Herrschaft dieses Geschlechts ein Ende (750). Die Omijaden wurden mit so schonungsloser Grausamkeit verfolgt und getödtet, daß selbst der säugenden Kinder nicht geschont ward, und Abul Abbas, der erste Abassidische Chalif, erhielt daher den Beinamen el Saffah (der Blutvergießer). Doch entrann ein Omijade, Abderahman, dem schrecklichen Blutbade und floh nach Africa. Eine Anzahl Arabischer Häuptlinge in Spanien, welche die Abassiden als Anmaßer betrachteten, sandten zu ihm, und trugen ihm die Herrschaft über Spanien an *). Abderahman folgte dem Rufe, ging nach der Halbinsel hinüber (755), schlug den Abbassidischen Statthalter, und stiftete ein abgesondertes Chalifat, zu dessen Sitz er Cordova machte, und welches nie wieder mit dem Arabischen Reiche vereinigt ward. Dies war die erste Provinz, die sich von der Herrschaft des Chalifen in Asien losmachte. Wie häufig dies in der Folge nachgeahmt ward, wird der nächste Zeitraum lehren.

*) Cardonne hist. de l'Afrique et de l'Espagne T. I. p. 183. Conde Geschichte der Mauren in Spanien, Bd. I. S. 153 der Deutschen Uebers.

19. Bedrängnisse des Byzantinischen Reiches.

Einen gefährlicheren Stoß konnte das Griechische Reich nicht erleiden, als durch die tapferen, mit entflammter Begeisterung kämpfenden Araber. Heraklius schien alle früher bewiesene Kraft gegen diese Feinde verloren zu haben: neue theologische Streitfragen nahmen seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Einige monophysitische Häupter hatten ihm während seiner Feldzüge Hoffnung gemacht, daß ihre Partei sich wieder mit der orthodoxen Kirche vereinigen würde, wenn man sich nur zu der Lehre verstehen wolle, daß in Christus trotz der zwei Naturen, nur Ein Wille gewesen sey. Heraklius gewann in der That die Patriarchen von Constantinopel, Alexandria und Antiochia dafür, und es schien Alles einen trefflichen Fortgang zu haben, als sich ein fanatischer Mönch, Sophronius, welcher Patriarch von Jerusalem geworden war, erhob, die Monotheleten (d. i. die Anhänger von Einem Willen) verdammte, und dadurch wieder eine allgemeine Spaltung und einen heftigen Kampf erregte. Die Versöhnungsversuche des Heraklius und seiner Nachfolger blieben fruchtlos, da auch die Römischen Bischöfe sich widersetzten, und die darüber erlassenen kaiserlichen Verordnungen mit dem Anathema belegten.

Indeß entrissen die Araber dem Reiche eine Provinz nach der andern. Wir haben schon erwähnt, wie ihnen Syrien, Palästina, Aegypten und Nordafrica in die Hände fielen. Dazu waren die Kleinasiatischen Länder und die Inseln des Archipelagus ihren Plünderungen und Streifzügen ausgesetzt, und im Jahre 668 erschienen sie vor Constantinopel. In diesem und noch sechs folgenden Jahren (bis 675) landeten sie wiederholt in der Nähe der Hauptstadt und griffen dieselbe häufig an, ohne sie erobern zu können. Auch theilte um diese Zeit ein Grieche aus Syrien, Kallinikus, dem Kaiser Constantin IV. eine glückliche Erfindung mit. Es war eine Mischung leicht entzündlicher Stoffe (Naphta und Schwefel gehörten dazu), die man bald in Gefäßen oder Röhren, auch in eigenen Brandschiffen unter die feindliche Flotte warf, bald mit Flachs verbunden um Pfeile und Wurfspieße wand, um Alles, was man damit traf, in Brand zu stecken. Dieses Zerstörungsmittel, Seefeuer, später Griechisches Feuer genannt, soll die außerordentlichsten Wirkungen hervorgebracht haben. Es brannte unter dem Wasser fort, und konnte nur mit Urin und

Sand gedämpft werden. Das Zerplatzen desselben, welches mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf erfolgte, setzte die Araber in Furcht und Schrecken. Man verfolgte die erste Erfindung wohl absichtlich nicht, um das Geheimniß nicht unter zu Viele zu verbreiten, und deshalb fehlt es uns auch jetzt an bestimmten Nachrichten über diese merkwürdige Zusammensetzung. Als in der Folge das Schießgewehr erfunden ward, gerieth sie ganz in Vergessenheit.

Zwar gelang es den Griechen das Jahr darauf (676), mit den Arabern einen dreißigjährigen Frieden zu schließen, aber sie mußten sich gegen eine geringe jährliche Zahlung, welche der Chalif übernahm, zur Abtretung aller von den Saracenen eroberten Provinzen verstehen. Und doch brach der Krieg lange vor dem Ablauf der festgesetzten Zeit wieder aus; auch erschienen die furchtbaren Feinde 717 abermals vor Constantinopel, mußten aber im folgenden Jahre, nachdem sie an Mannschaft und Schiffen beträchtliche Einbuße erlitten, unverrichteter Sache wieder abziehen.

Um diese Zeit, wo die Macht der Avaren durch den Abfall mehrerer ihnen unterworfen gewesener Völker, namentlich der Zechen in Böhmen und der Moraver in Mähren, geschwächt war, versuchten auch die Bulgaren ihre Unabhängigkeit wieder zu erkämpfen und vertrieben glücklich die Avarischen Besatzungen aus ihrem Lande; worauf sie denn bald ihre Raubzüge in die Byzantinischen Provinzen erneuerten. Im Jahre 679 erhielten sie Tribut, und ließen sich in dem eroberten Niedermösien nieder, welches von ihnen bis auf den heutigen Tag den Namen der Bulgarei führt. Dennoch wurden die Griechischen Landschaften häufig von ihren Einfällen heimgesucht. Sie waren ein rohes Volk; Krieg, Jagd, Viehzucht und Pelzhandel waren lange ihre einzigen Beschäftigungen. Im neunten Jahrhundert nahmen sie das Christenthum an. Dies hatte auf ihre Bildung einen merklichen Einfluß; und allmählig hob sich der Ackerbau und die Pflege des Weinstocks. Doch wurden nur die Sitten der höheren Stände verfeinert; der große Haufe blieb roh und schmutzig. Da in der Bulgarei sich früher Slaven angesiedelt hatten (o. S. 78.), so nahmen die Bulgaren mit der Zeit deren Sprache an, welche sie bis auf den heutigen Tag reden.

Es sind aber die Slaven, nächst den Germanen, der zweite große, im Mittelalter hervortretende, Europäische Hauptstamm, zu welchem die Russen, Polen, Zechen, Sorben u. m. gehören. Andre Slavische Völker ließen sich im siebenten Jahrhundert zwischen der Donau und

dem Adriatischen Meere nieder, und stifteten besondere Staaten: Servien, zu welchem Reiche noch Bosnien gehörte, Kroatien, Slavonien und Dalmatien. So wurde das Byzantinische Reich auch von dieser Seite immer mehr verkleinert.

Der Kaiser Heraklius hatte zwei Söhne hinterlassen, Constantin III. und Herakleonas. Jener starb schon im ersten Jahre (641), und da man deshalb Verdacht auf seinen Halbbruder Herakleonas und dessen Mutter Martina warf, so wurde auf Andringen des Heeres und auf Befehl des Senats jenem die Nase, dieser die Zunge ausgeschnitten, und Beide ins Eleud geschickt. Es folgte der älteste von Constantin's Söhnen, der zwölfjährige Constans II. Er täuschte die guten Hoffnungen, die man anfangs von ihm gefaßt hatte, regierte mit ungerechter Härte, und ließ unter andern aus argwöhnischer Furcht seinen eigenen Bruder tödten. Darauf that er einen Zug nach Italien, kämpfte unglücklich gegen die Longobarden, und begab sich dann nach Sicilien, um diese Inseln und die Küsten des Mittelmeeres vor den Arabern zu sichern. Cypern und Rhodus waren schon seit 650 in ihrer Gewalt. Die Einwohner Sicilien's und Unteritalien's klagten aber, statt sich der Hülfe zu freuen, über den harten Druck der Steuern und Aushebungen, wie sie ihn seit langer Zeit nicht mehr gewohnt waren, denn der Kaiser brauchte Geld und Leute für seine Flotte. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Syrakus wurde Constans von einem Diener mit dem Wassereimer im Bade erschlagen (668). Sein Sohn und Nachfolger, Constantin IV. der Bärtige (πωγωνάτος), fand gleichfalls nöthig, seinen beiden Brüdern die Nasen abzuschneiden. Da die monotheletischen Streitigkeiten noch immer fortdauerten, ließ Constantin in der Hauptstadt eine Kirchenversammlung, die sechste ökumenische, halten (680), wo die Lehre der Monotheleten als ketzerisch verdammt, die von zwei Willen in Christo für rechtgläubig erklärt wurde. Der verfolgte Monotheletismus suchte im Libanon Schutz, dessen Bewohner nunmehr eine eigene Secte bildeten, — nach ihrem ersten Patriarchen, Johannes Maro, Maroniten genannt — und sich gegen die Befehlshaber der Kaiser, wie gegen die Araber zu behaupten suchten *).

*) Die Maroniten, deren Ueberreste sich bis auf den heutigen Tag im Libanon erhalten haben, blieben Monotheleten, bis sie sich im zwölften Jahrhundert mit der Römischen Kirche vereinigten. Doch stimmen sie in ihren Gebräuchen mehr mit den Griechen überein.

Constantin IV. starb im September 685, und hinterließ das Reich seinem ältesten Sohne, Justinian II., der an wilder Grausamkeit seine Vorgänger aus dem Geschlechte des Heraklius noch weit hinter sich zurückließ. Trotz der Kriege mit Bulgaren und Slaven, die er anfangs nicht ohne Glück führte, unternahm er die prächtigsten und kostbarsten Beuten. Die Erpressungen, durch welche die Summen hiezu beigetrieben wurden, sein gewaltthätiges Verfahren, die Habgier und Rohheit seiner Günstlinge, brachten endlich das Volk gegen ihn auf. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser habe heimlich Befehl gegeben, eine Anzahl der Einwohner von Constantinopel in einer Nacht in ihren Häusern zu überfallen und zu ermorden. Da trat Leontius, ein wackerer Feldherr, der drei Jahre lang im Gefängnisse gewesen war, und von seiner plötzlichen Befreiung nichts Gutes ahnete, von den Freunden ermahnt, an die Spitze des aufgeregten Volks und öffnete die Gefängnisse, wo die würdigsten Hauptleute in Ketten schmachteten. Der Patriarch eilte durch die dichten Haufen und feuerte sie mit dem Ausrufe: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat!" zur Empörung an. Justinian ward gefangen; das Volk erhob ein wüthendes Geschrei, und verlangte des Kaisers Kopf, aber Leontius begnügte sich, ihm bloß die Nase und Zungenspitze abschneiden zu lassen (woher er den Beinamen ῥινότμητος erhielt), und ihn so nach Cherson auf der Taurischen Halbinsel zu verbannen (695).

Nun war Leontius Kaiser, aber drei Jahre nachher gewann ein anderer Feldherr, Apsimar, genannt Tiberius III., durch Hülfe des Heeres die Oberhand, bemächtigte sich seiner, schnitt ihm gleichfalls die Nase ab, und sandte ihn in ein Kloster nach Dalmatien (698). Tiberius regierte sieben Jahre; da ward Justinian, der bei den Bulgaren Schutz gefunden hatte, durch Hülfe dieses Volks wieder eingesetzt (705). Von Cherson war er zu Schiffe nach der Donau gesegelt: als er in die Mündungen einlaufen wollte, überfiel ein furchtbarer Sturm sein Fahrzeug. „Seht, Kaiser, wir versinken, rief einer der Diener, gelobt Gott euren Widersachern zu vergeben, wenn er euch rettet." — „So soll mich Gott in die Tiefe des Meeres versenken, so ich auch nur Einem verzeihe;" erwiederte jener. Er ließ Leontius und Tiberius in Ketten vor sich führen, und setzte ihnen in der Rennbahn die Füße auf den Nacken, wobei das unbeständige Volk ihm die Worte aus den Psalmen zurief: „auf Löwen und Drachen wirst du treten." Hierauf wurden sie enthauptet. Ohne Zunge und Nase

regierte Justinian noch sechs Jahre, und wüthete mit unmenschlicher Grausamkeit gegen alle Anhänger der beiden Zwischenregenten. Endlich ward er ermordet (711), und Philippikus Bardanes kam auf den Thron. Dieser machte sich durch Begünstigung der Monotheleten verhaßt, und ward nach zwei Jahren abgesetzt und geblendet (713). Sein Nachfolger, Anastasius II., regierte nicht unwürdig, aber auch nur etwa drei Jahre; da empörten sich die Soldaten auf der gegen die Araber gesandten Flotte, und rückten vor Constantinopel, so daß der Kaiser sich nur durch Flucht und Abdankung vor dem schmählichen Schicksale seiner Vorgänger retten konnte. Der von den Aufrührern an seiner Statt erhobene Theodosius III. folgte schon nach einem Jahre (717) diesem Beispiele, und legte gleichfalls die Regierung nieder, als Leo, der von Anastasius eingesetzte Feldherr der orientalischen Truppen, ihn nicht anerkennen wollte, und gegen die Hauptstadt heranzog.

Das ist das Schicksal eines Volkes, welches seine innere Kraft und alle die begeisternden Ideen von Pflicht, Ruhm und Vaterlandsliebe verloren hat. Gerade wie der einzelne Mensch im Alter in Thorheit und Schwäche versinkt, und derselbe nicht mehr scheint, der einst als Jüngling so kräftige Thaten vollführte, so beschleicht auch oft ein ganzes Volk, nach einer blühenden Jugend und einer kraftvollen Mannheit, zuletzt ein mitleidswürdiges Alter, und eine traurige Reihe von Schwächen und Thorheiten, den Zeitgenossen selbst unerklärlich, führt es der letzten Auflösung zu.

20. Leo der Isaurier.

(717 – 741.)

Leo, der Urheber der letzten Revolution, die dem Theodosius den Thron kostete, war ein Isaurier von niederer Herkunft. Er ergriff mit besonnener Kühnheit das Steuer des lange schwankenden Schiffes. Anastasius verließ sein Kloster, und wollte den Thron wieder besteigen; aber Leo ward der entstandenen Bewegung Meister, bestrafte die Urheber der Verschwörung, und ließ den Anastasius enthaupten. Leo war es, der die Saracenen zur Aufhebung der bereits erwähnten zweiten Belagerung Constantinopel's zwang, und ihnen durch sein männliches Bezeigen Achtung abnöthigte. Auch gegen das Ende

seiner Regierung gewann er in Phrygien eine große Schlacht gegen sie.

Dagegen verlor er durch eben diese Beharrlichkeit, als er sie auch dem religiösen Geiste seines eigenen Volkes entgegensetzen wollte, den Theil des mittlern Italien's, den seine Vorfahren bisher noch immer behauptet hatten, und entzündete im Herzen seines Reiches ein Feuer, welches länger als ein Jahrhundert nach ihm noch fortbrannte. Dieses war der berühmte Streit über die Verehrung der Bilder in den Kirchen. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums kannten noch keine Abbildungen heiliger Gegenstände; vielmehr sprachen die Kirchenlehrer jener Zeit Widerwillen dagegen aus. Als aber der christliche Gottesdienst aus den verborgenen Zufluchtsörtern siegreich an das Tageslicht hervortrat, machte die Alles verschönernde und erheiternde Kunst auch hier ihre Rechte geltend, und stellte der Andacht der Gläubigen die Gestalten, die sonst nur ihre Einbildungskraft hatte schaffen können, im verkörperten Abbilde dar. Zuerst war also die Erinnerung an Christus, die Heiligen und Blutzeugen eine rein innerliche gewesen. Dann haben wir gesehen, wie sich Mittel fanden (Thl. III. S. 373), dieselbe auch äußerlich anzuregen, und die Ueberbleibsel des Körpers des Verstorbenen, der Ort, an dem er gelebt, die Gegenstände seiner Umgebung, brachten den Gläubigen sein Daseyn, sein Wirken und seine Leiden zu sinnlicher Gewißheit. Man fing an, jene Reliquien zu verehren, zu den Heiligen zu beten, in der Idee, daß jene Vorbilder reinen Lebens und Wandels gewesen seyen, dann aber auch, daß sie, in den Himmel aufgenommen, Fürbitte thun möchten bei Gott, dem sie ja näher ständen, für die noch in der Welt der Sünde Gefangenen. Diese Vorstellungen gingen bald in einen rohen Aberglauben an die unmittelbar beseligende, heiligende und wunderwirkende Kraft der Reliquienknochen über; durch jenen großen, dem ganzen Mittelalter eigenthümlichen und durch die Natur der Entwicklung bedingten Irrthum, das Geistige nicht als rein Geistiges zu fassen, das geistiger Vermittelung bedürfe um zu beseligen, zu reinigen und von Sünden zu befreien, sondern als Mysterioses, als Geist, der an die äußerliche Erscheinung unmittelbar auf magische Weise geknüpft sey und ebenso wirke. Höher als dieser Reliquiendienst stand nun ohne Zweifel die Bilderverehrung, jeden Falls ist das Bild ein weniger sinnliches Erinnerungszeichen, ein vom Geiste des Bildners Empfangenes und Durchdrungenes, und dann sollte doch auch eigentlich nicht zu den Bildern selbst, sondern zu denen,

welche sie vorstellten, gebetet werden. Doch lag auch hier der gefährliche Mißverstand nahe genug, über das rein Aeußerliche das Innerliche zu vergessen oder jenes für dieses zu nehmen und ganz damit zu verwechseln. Beides ward unter dem großen Haufen, der nur allzugeneigt ist, das Bild für die Sache zu nehmen, immer häufiger, besonders im Orient, und auch viele Geistliche wollten oder konnten die Linie nicht mehr festhalten, welche den erlaubten Gebrauch vom Mißbrauch scheidet. Nicht nur daß man vor den Bildern niederkniete, man trieb auch abergläubischen Zauber damit: man kratzte ihnen etwas von den Farben ab, und schüttete es in den Abendmahlswein; Mütter legten ihre neugebornen Kinder geweihten Statuen in die Arme, um sie des Segens der Heiligen theilhaftig zu machen; Kranke rieben ihre Binden und Decken an ihnen, um gesund zu werden. Ein solcher Dienst mußte allerdings dem Geiste des Christenthums unangemessen und als ein Rückfall auf frühere Stufen des religiösen Bewußtseyns erscheinen. Kaiser Leo wollte diesem Unfuge steuern; er hatte oft hören müssen, wie Juden und Moslemen dem Christenthume diese Bilderverehrung vorwarfen, wie sie wol gar ihrer Bekehrung im Wege stand, und sich vorgesetzt, das Aergerniß mit aller Kraft aus dem Wege zu räumen. Anfangs ließ er die Bilder bloß höher stellen, um sie der unmittelbaren Berührung zu entziehen und ihre Anbetung untersagen; als sich aber die Bewohner der Cykladischen Inseln darüber empörten und mit Waffengewalt zum Gehorsam gebracht werden mußten, erschien ein allgemeines Verbot aller Abbilder Christi, der Engel und Heiligen, bei schwerer Strafe. Der Patriarch von Constantinopel, Germanus, weigerte sich, dieses Edict zu unterschreiben. Er legte seine Würde öffentlich nieder und es entstanden nun im Reiche zwei einander mit Heftigkeit, oft blutig, befeindende Parteien, die der Bilderdiener (εἰκονοδοῦλοι) und die zahlreichere der Bilderstürmer (εἰκονοκλάσται). Weil die einen mit starrsinniger Heftigkeit am Alten festhielten, vergaßen auch die anderen Maß und Ziel, und in dem heftigen Kampfe zweier Parteien, die jede auf ihrer Seite das Aeußerste durchsetzen wollten, ging, wie es in menschlichen Dingen so oft der Fall ist, der richtige Gesichtspunkt immer mehr verloren. Denn auch den Bilderstürmern konnte mit Recht vorgeworfen werden, daß sie in dem Kampfe wider den Mißbrauch, in kahl verständigem, jüdischen und islamitischen Abstractionen zuneigenden Sinn die Sache selbst angriffen, und die Menschheit um eines ihrer edel-

sten Güter bringen wollten, um die Erhebung des Gemüths durch die göttliche Kunst. Schwerlich mochte indeß Papst Gregor II. von solcher Ansicht ausgehen, als er jetzt die Beschlüsse wider die Bilder verdammte. Das Volk in Italien war auf seiner Seite; die Römer erregten einen Aufstand, auch zu Ravenna siegten die Bilderfreunde, der Exarch ward in einem Tumulte erschlagen, und die Stadt gerieth darüber (728) in die Hände des Longobardenkönigs Luitprand (reg. 712—743). Leo hinterließ das Reich seinem Sohne Constantin V. Kopronymus*), von außen und von innen schwankend.

21. Leo's Nachfolger.

(741—802.)

Constantin behauptete seine Würde mit gleichem Nachdruck wie sein Vater, dem er streng in seinen Grundsätzen folgte. Als sein Schwager Artabasdus, ein eifriger Bilderfreund, seine Abwesenheit im Felde gegen die Araber benutzte, und sich mit Zustimmung des Senats und Volkes zum Kaiser erhob, besiegte Constantin die Heere des Anmaßers, nahm Constantinopel mit Sturm, und ließ den Artabasdus, nebst dessen beiden Söhnen, blenden. Nachdem er sich auf dem Throne mehr befestiget hatte, und gegen die Araber in mehreren Feldzügen siegreich gewesen war, schritt er zu neuen und strengen Maßregeln wider den Bilderdienst. Er schrieb auf das Jahr 754 ein allgemeines Concilium aus, auf welchem derselbe, nebst noch mehreren eingeschlichenen Mißbräuchen, gänzlich aufgehoben werden sollte. Es versammelten sich dreihundert acht und dreißig Bischöfe im Palaste Hierium, Constantinopel gegenüber auf dem Asiatischen Ufer, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Unter diesem Einflusse verdammte das Concilium die Bilderverehrung völlig. Der Widerstand, der natürlich nicht ausblieb, erbitterte Constantin noch mehr; viele Bilderfreunde wurden zum Tode verurtheilt, von den Mönchen, als den eigentlichen Führern derselben, die angesehensten in die Verbannung geschickt oder hingerichtet. Die Mönche sahen sich nämlich durch die Bilderverbote auch in ihren materiellen Interessen bedroht, weil viele von ihnen die Malerei oder Bild-

*) Von κόπρος, Koth, und ὄνυμα (Dorisch), der Name. Die Mönche von der Gegenpartei warfen es ihm sogar vor, daß er als Kind den Taufstein besudelt hatte.

nerei in Wachs und andern Stoffen als Gewerbe trieben, und stellten sich deshalb mit besonderem Eifer an die Spitze der Gegenpartei. Der Kaiser war ihnen von ganzer Seele feind; er hielt sie für Tagediebe und Unruhestifter, und ihr eheloses Leben dem Staate nachtheilig. Aus vielen Klöstern ließ er die Mönche und Nonnen austreiben, sie zum Heirathen zwingen, und aus den Gebäuden Casernen für die Soldaten machen. Ja er wurde von seinem Eifer noch weiter hingerissen. So nöthigte er einst bei den Spielen die gegenwärtigen Mönche, mit öffentlichen Mädchen an der Hand unter dem Schreien und Toben des Volkes rings innerhalb der Rennbahn herumzugehen. Dann griff er auch die Reliquien an und ließ viele derselben ins Meer werfen, unter andern den Leichnam der heiligen Euphemia, der in einem steinernen Sarge aufbewahrt wurde und nach der Sage Oel ausschwitzen sollte. Die Feinde des Kaisers trösteten dafür die Reliquienverehrer mit der Erzählung: Sarg und Körper seyen glücklich und unversehrt bei Lemnos wieder ans Land geschwommen.

Constantin Kopronymus regierte vier und dreißig Jahre, und kann mit seinem Vater Leo, mit Heraklius und Justinian zu den ausgezeichneten und kräftigeren Byzantinischen Herrschern gezählt werden, wenn er auch von grausamer Härte nicht freizusprechen ist. Er erweiterte die kleinasiatischen Besitzungen wieder nach Syrien und Armenien hin und seine Feldzüge gegen die Slaven und Bulgaren gehören zu den glänzenden Waffenthaten der späteren Zeit des Griechischen Reichs. Er starb 775 auf einer dieser Expeditionen. Ihm folgte sein Sohn Leo IV., welcher den Beinamen des Chazaren führt, weil seine Mutter die Tochter eines Chans der Chazaren war, welche sich damals bis zum Dnieper ausgebreitet und einen Theil der Taurischen Halbinsel eingenommen hatten. Leo IV. gehört ebenfalls unter die Zahl der sogenannten bilderstürmenden Kaiser, aber sein Verfahren war um vieles milder, als das seines Vaters, dessen Thätigkeit und Geschick indeß auch nicht auf ihn über gegangen waren. Doch schützten erfahrene Feldherren mit Glück die Grenzen des Reiches gegen die Araber. Er starb kurz nach der Entdeckung, daß auch seine Gemahlin in heimlicher Verbindung mit den Bilderfreunden stände (780).

Diese Gemahlin, Irene, eine Athenerin, war ein kühnes, kluges und herrschsüchtiges Weib. Nach Leo's Tode trat sie als Vormünderin des erst zehnjährigen Prinzen Constantin, die Regierung an, und um einen mächtigen Anhang zu gewinnen, wollte sie die Gesetze ihrer

Vorgänger gegen den Bilderdienst aufheben. Als sie aber zu diesem Zwecke im J. 786 zu Constantinopel eine Kirchenversammlung halten ließ, setzte sich die Leibwache dagegen und störte die Sitzungen der Bischöfe. Irene war besonnen genug, die Sache vor der Hand ruhen zu lassen. Allmählig aber wußte sie die Garde zu trennen und mit guter Art zu entfernen, und nun kam wirklich 787 ein Concilium, und zwar zu Nicäa, zu Stande, auf welchem die Bilderfreunde, da ihre Gegner entweder nicht geladen waren, oder nicht erschienen, völlig die Oberhand hatten. Die Schlüsse des letzten Concils wurden ohne viele Untersuchung vernichtet, und der Bilderdienst im ganzen Reiche nach fast sechszigjähriger Unterbrechung wieder hergestellt.

Um eine vortheilhafte und glänzende Verbindung anzuknüpfen, begehrte Irene von Karl dem Großen, dessen Ruhm damals schon nach dem fernen Osten drang, seine älteste Tochter von der Hildegardis für ihren Sohn Constantin, und Karl willigte ein. Schon ward ein Verschnittener nach Deutschland geschickt, die Prinzessin Rotrudis in der Griechischen Sprache und in den Hofsitten zu unterrichten, allein da Karl's Macht immer höher stieg, fürchtete Irene, durch solche Ehe ihrem Sohne eine große Stütze gegen sie selbst in die Hand zu geben; sie änderte daher ihren Plan und zwang dem Jüngling eine andere Gemahlin auf. Aber diese Heirath war dem Constantin so verhaßt, daß er seinen Vertrauten Gehör gab, welche ihn aufmunterten, die Regierung doch nun allein zu übernehmen, und seine Mutter, die ihn noch immer wie ein Kind behandle, von allem Einflusse zu entfernen. Zum Unglück erfuhr die Kaiserin den Anschlag; sie schickte die Rathgeber ihres Sohnes ins Elend, züchtigte den jungen Kaiser mit eigener Hand, sperrte ihn in sein Zimmer, und ließ auf der Stelle die Truppen und den Senat versammeln, ihr zu schwören, daß man sie, und nicht den Constantin, als rechtmäßiges Oberhaupt anerkennen werde. Aber die Armenischen Truppen, des Weiberregiments überdrüssig, verweigerten den Eid, und Constantin VI.*) ward laut zum Kaiser ausgerufen. Er führte seine Mutter aus dem Palaste in eines ihrer Häuser, schickte ihre Räthe ins Elend, und rief seine eigenen, verbannten Freunde schnell zurück (790).

Das beleidigte Weib brütete schreckliche Rache. Alles mütterliche

*) Dieser Constantin führt bei den Byzantinischen Geschichtsschreibern den Beinamen Porphyrogenitus, der im Purpursaale Geborene. Die Porphyra war nämlich ein prachtvolles Gemach im kaiserlichen Palaste.

Gefühl wich dieser heftigern Leidenschaft. Zwar ließ sich Constantin bald genug bereden, sie wieder in ihre vorige Gewalt einzusetzen, aber daran genügte ihr noch nicht. Durch ausgestreute Gerüchte versuchte sie, ihren Sohn bei dem Volke verhaßt zu machen. Verleumder mußten ihm erdichtete Verschwörungen angeben, in die seine nahen Freunde und Günstlinge verwickelt wären. Er ließ sich täuschen, und mancher wurde auf seinen Befehl unschuldig hingerichtet. Unruhen der Soldaten, deren Zweck gewesen seyn soll, den Nicephorus, einen Vaterbruder Constantin's, auf den Thron zu setzen, kamen den Absichten der Kaiserin zu Statten. Nicephorus ward geblendet, vier seiner Brüder an der Zunge verstümmelt. Constantin's Feldzüge gegen Bulgaren und Araber endeten durch geheime Einverständnisse, welche die Partei seiner Mutter mit den Feinden des Reiches unterhielt, unglücklich. Nachdem er es auch durch eigenmächtige Trennung seiner früheren Ehe und Heirath einer Kammerfrau Irene's unvorsichtig genug mit der Geistlichkeit verdorben hatte, hielt diese ihre Pläne, den eigenen Sohn ganz zu verdrängen, für gereift. Constantin, der von verborgenen Umtrieben seiner Mutter Kunde erhielt, entfloh aus der Hauptstadt, um in den Provinzen Anhänger zu suchen, aber Verräther unter seinen Begleitern nahmen ihn gefangen als er an heiliger Stätte einsam betete, und brachten ihn zurück. Die unnatürliche Mutter, in welcher die Herrschsucht die heiligsten Gefühle erstickt hatte, beschloß, ihn auf immer zur Regierung unfähig zu machen. Der Unglückliche ward ergriffen und sah, aus ruhigem Schlummer arglos erwachend, furchtbare Schwerter auf seine Augen gerichtet. Man stach sie ihm mit einer Grausamkeit aus, daß er fast unter den Händen seiner Henker den Geist aufgegeben hätte (797). Doch lebte er noch mehrere Jahre, von der Welt vergessen. Die Gräuelthat war in demselben Saale geschehen, in welchem der Kaiser einst das Licht der Welt erblickt hatte. Mit ihm erlosch das Haus Leo's des Isauriers.

Irene war nun im Besitze der Alleinherrschaft, aber selbst wiederum von ihren Günstlingen abhängig. Die Araber, welche das Reich von einer Frau beherrscht wußten, setzten ungestraft sogar nach Europa hinüber, schleppten unermeßliche Beute mit sich fort, und erpreßten von der Regierung einen Tribut. Um das Volk zu gewinnen, erließ die Kaiserin mehrere Abgaben, konnte aber dadurch das Andenken ihrer Schandthaten nicht auslöschen. Die Absicht, sich mit Karl dem Großen zu verheirathen, der auf diese Weise das östliche und westliche Römische

Reich wieder zu vereinigen dachte, scheint die Gemüther noch mehr von ihr abgewandt zu haben. Es entspann sich eine Verschwörung, die Kaiserin ward mit List gefangen und in ein Kloster gesteckt, und der Großlogothet (Finanzminister) Nicephorus zum Kaiser ausgerufen (802). Irene starb bald darauf zu Lesbos, in der größten Dürftigkeit.

---

22. Die Franken seit Chlotar II.

(613—741.)

Wir wenden uns jetzt wieder zur Geschichte des Abendlandes. Die Umwälzung im Frankenreiche, welche Brunehilde gestürzt und Chlotar II. an die Spitze des Ganzen gestellt hatte (oben S. 28.), war durch die Unzufriedenheit der Leudes und Bischöfe mit der Regierung jener Königin entstanden, und um künftig ähnlicher Willkür nicht mehr ausgesetzt zu seyn *) und ihrem Besitze festere Grundlagen zu geben, hielten sie es für nöthig, die königliche Gewalt in Betreff der Gütereinziehung zu beschränken. Auf einer im Jahre 615 gehaltenen, aus beiden Ständen gemischten Versammlung (**concilium mixtum**), setzten sie eine Reihe von Beschlüssen durch, welche ihre Beschwerden abstellten. Von da an besonders wuchs die Macht der Leudes, und die Hausmeier, deren auch nach der Vereinigung unter Chlotar in jedem der drei Reiche (Austrasien, Neustrien und Burgund) einer blieb, gewannen an Ansehen und Bedeutung immer mehr. Die Vasallen hatten allmählig eingesehen, daß sie weit besser als durch augenblickliche Gewalt und wilden Trotz, für ihre Interessen sorgten, wenn sie die Hausmeier, durch welche die Vertheilung, Beaufsichtigung und Einziehung der Lehen geschah, so unabhängig und fest als möglich stellten, und dann zu diesem Amte nur ihnen geneigte Männer kommen ließen; gelang dies, so war der Wechsel und die Persönlichkeit der Könige für sie gleichgültiger. Chlotar gewann damals die Edlen von Austrasien und Burgund besonders durch das Versprechen, die Hausmeier lebenslänglich in ihrer Würde zu lassen. So verdankten diese den Leudes ihre bessere Stellung, und sahen sich auch wiederum gegen die Könige an sie gewiesen. Nach kurzer Zeit mußte Chlotar seinem Sohne Dago-

*) Les régences males, hardies et insolentes de Frédégonde et de Brunehault, avoient moins étonné la nation, qu'elles ne l'avoient averti. Montesquieu, de l'esprit des loix, L. XXXI. chap. 2.

bert I. Austrasien abtreten (622). So lange dieser dem Rathe seines Majordomus, Pipin von Landen, und des Bischofs Arnulf von Metz folgte, regierte er mit großem Erfolge und Lobe; als ihm aber nach dem Tode seines Vaters auch das übrige Frankenreich zugefallen war, überließ er sich zu Paris der Trägheit und Wollust. Er war der letzte König von einiger Bedeutung aus Chlodwig's Stamme. Nach seinem Ende (638), wo das Reich wieder getheilt ward, blieb der königliche Name noch ein Jahrhundert bei den Merovingern, aber Wenige dieses Geschlechts gelangten zu männlichen Jahren, kein Einziger zu männlicher Kraft. Sie sanken immer mehr zu völliger Unbedeutendheit herab, und waren nur Werkzeuge in der Hand der Hausmeier. Die ehemalige Verruchtheit ist dem Nichts gewichen. Wir eilen daher der Zeit zu, wo ein Geschlecht jener Beamten mit seiner frischen Kraft den ganzen Staat neu belebte, und nachdem es sich in den Besitz der königlichen Gewalt gesetzt, auch den Namen derselben errang.

Im Jahre 678 wurde Dagobert II., der König von Austrasien geheißen hatte, ermordet, und Theoderich III., der über Neustrien und Burgund herrschte, hätte nun das Ganze vereinigen sollen. Aber die Austrasier, welchen das Romanische, bei den Neustriern immer mehr aufkommende Wesen verhaßt war, wollten nicht unter Theoderich's Herrschaft stehen, sondern wählten sich zwei Anführer, Martin und Pipin von Herstall, so genannt von einem Schlosse an der Maas unweit Lüttich. Beide waren Enkel Arnulf's von Metz, Pipin's mütterlicher Großvater war Pipin von Landen. Es kam zum Kriege und die Neustrier waren im Vortheil. Martin ward ermordet; aber einige Zeit darauf auch Ebroin, der Hausmeier von Neustrien (682). Zuletzt entschied 687 eine Schlacht bei Testri an der Somme für Pipin. Theoderich's Majordomus, Berchar, ward auf der Flucht umgebracht, und mit Theoderich selbst, der zu Paris in seine Hand fiel, schloß Pipin den Vergleich, daß er König bleiben, ihn aber zum Hausmeier in allen drei Reichen machen solle. Seitdem schrieb sich Pipin **dux et princeps Francorum**, und die Jahre seiner Würde werden auf den Urkunden neben denen der königlichen Regierung mit angemerkt. Der König Theoderich lebte fortan still auf seinen Gütern. Ihn zu beobachten, ließ Pipin einen seiner Getreuen, Nortbert, bei ihm zurück; er selbst ging wieder nach Ostfranken, dem Hauptsitze seiner Macht. Die Austrasischen Leudes erkannten in Pipin ihren Gefolgsherrn, sie hatten ihn selbst zu ihrem Führer erhoben, und die Neustrier wie die Burgunder

waren ebenfalls der That nach mehr seine als des Königs Vasallen. Er selbst besaß große Güter, die ihm ausgedehnte Verleihungen gestatteten, und vermehrte jene durch die Einziehung des größten Theils der königlichen Domainen. Alle Getreuen aber suchte er sich dadurch fester zu verknüpfen, daß er sie regelmäßig an dem alten Versammlungstage der Franken, am ersten März jedes Jahres, zu sich berief, und mit ihnen die Unternehmungen des nächsten Sommers besprach. Auf diese Weise vergrößerte er den Einfluß der Vasallen auf die Regierung, und machte, was bisher von der Willkür des Königs abgehangen, zu einer festen Einrichtung.

Theoderich starb schon 691. Ihm folgte sein zehnjähriger Sohn Chlodwig III. Auch dieser starb früh (695), und hinterließ den Königstitel seinem Bruder Childebert III., dem schon wieder 711 sein Sohn Dagobert III. folgte. Sie alle überlebte Pipin, und als der Hüter Nortbert starb, sandte er seinen eigenen Sohn Grimoald als Hausmeier nach Neustrien.

Während der vorigen schlaffen Regierungen hatten sich die alten Bundesgenossen des Frankenreichs, Alemannen, Thüringer, Baiern, der Oberhoheit desselben entzogen; in Aquitanien war ein unabhängiges Herzogthum entstanden. Jetzt sollten nicht nur die Abgefallenen wieder unterworfen, sondern auch neue Erwerbungen gemacht werden. Ratbod, der Friesenherzog, ward geschlagen (689) und versprach Tribut, brach sein Wort und ward abermals bekriegt (697). Eine Heirath zwischen seiner Tochter Teutsinde und Pipin's Sohn Grimoald sicherte den neuen Bund. Gegen die Alemannen konnten indeß die Fränkischen Waffen nichts ausrichten und noch weniger gegen die Baiern. Pipin von Herstall starb endlich (714, Dec.), nach einer sieben und zwanzigjährigen Regierung voller Kraft, acht Monate nachdem sein Sohn Grimoald von einem Friesen, wie es heißt, ermordet worden war. Grimoald hinterließ einen Knaben, Theodebald, welchen sein Großvater schon zum Hausmeier von Neustrien ernannt hatte, und Plectrude, Pipin's überlebende Gattin, suchte diesem die Herrschaft zu bewahren. Ihren Stiefsohn Karl (von seines Armes Kraft nannte ihn später die bewundernde Nachwelt Martell, den Hammer), welchen Pipin mit der Alpheide erzeugt hatte, älter und kühner als Theodebald, hielt sie deshalb zu Köln gefangen. So gesichert schien bereits die Macht derer von Herstall, daß man den Versuch wagen konnte, dieselbe auf Unmündige zu übertragen. Die Neustrier benutzten indeß die Gelegenheit, sich der Austrasischen Uebermacht zu entziehen,

wählten einen eigenen Hausmeier, Raganfried, und besiegten bei Compiegne Theodebald's Leute. Karl Martell aber, von dessen Kraft das Ende dieses Zwistes gehofft werden konnte, entkam aus dem Gefängnisse, und wurde von den Austrasischen Leudes, als der Herrschaft am würdigsten, mit Freuden zum Führer gewählt. Indeß war Dagobert III. zu Paris gestorben (715), und hatte einen Sohn, Theoderich, noch Kind, hinterlassen. Diesem wollten die Neustrier auch nicht gehorchen, sondern zogen statt seiner einen andern Merovingischen Prinzen aus dem Kloster, und ernannten ihn unter dem Namen Chilperich's II. zu ihrem Könige. Verbündet mit den Friesen drangen sie darauf von diesem Fürsten und dem Hausmeier geführt bis nach Köln vor; Plectrude mußte ihren Rückzug erkaufen, aber Karl Martell überfiel sie auf demselben bei Stablo und trieb sie in die Flucht (716). Im folgenden Jahre drang Karl Martell in Neustrien ein. Eine zweite Schlacht in der Gegend von Cambray (717) gab ihm abermals Sieg; Chilperich mußte nach Paris fliehen, und den Herzog Eudo von Aquitanien um Beistand bitten, während Karl nach Deutschland zurückkehrte, seine Stiefmutter Plectrude die Thore Köln's zu öffnen und ihm die Schätze seines Vaters zu überliefern zwang, und einen andern Merovinger, Chlotar IV., zum Könige setzte. Theodebald war bereits gestorben. Dann zog er wieder ins Feld gegen Chilperich. Bei Soissons ward endlich das Westfränkische Heer völlig aufs Haupt geschlagen (719), Chilperich mußte seine Staaten räumen und in Aquitanien Schutz suchen. Aber dieser Aufenthalt bei Eudo machte dem Hausmeier Sorgen. Damals hatten die Saracenen schon Spanien erobert, und von einer Verbindung Eudo's mit diesen kriegerischen Schwärmen waren böse, weitaussehende Händel zu fürchten. Als daher zum Glück Chlotar noch in demselben Jahre starb, neigte sich Karl Martell zu friedlichen Unterhandlungen. Er willigte ein, den Chilperich als König zu erkennen, wenn er selbst von ihm als Majordomus des vereinigten Frankenreichs bestätigt werden würde. Karl regierte nun von Deutschland aus eben so unumschränkt, wie sein Vater Pipin, und Chilperich ward auf seinem Schlosse zu Attigny eben so beobachtet wie vormals Theoderich. Er starb aber auch schon 720, und seine Stelle nahm der wieder hervorgezogene, nunmehr erwachsene Theoderich IV. ein.

Bald begannen die Kriege gegen die Baiern und andere abgefallene Völker aufs neue. Da aber traten andere Feinde dazwischen, die Saracenen, welche Septimanien, den Theil von Gallien, den ehemals die

Westgothen inne gehabt, besetzten (S. 111.), und nun weitere Eroberungen in Frankreich machen wollten. Wirklich entrissen sie auch dem Eudo den größten Theil seines Herzogthums, und der Statthalter von Spanien, Abderahman, drang an der Spitze eines großen Heeres bis an die Garonne vor, eroberte Bordeaux, schlug Eudo in die Flucht und ging schon auf Tours los, die reichen, dort befindlichen Kirchenschätze zu rauben (732). Da erschien auf Eudo's Hülferuf der Majordomus Karl, und lagerte sich mit seinen Franken zwischen Poitiers und Tours, dem furchtbaren Feinde gegenüber. Es geschah eine blutige Schlacht. Abderahman blieb nebst vielen Tausenden auf der Wahlstatt, und der Ueberrest ging nach Septimanien zurück, die Spuren der Flucht durch schreckliche Verheerungen bezeichnend. Karl verfolgte sie nicht, sondern zog freudig in seine Heimath. Ohne diesen herrlichen Sieg hätte den Moslemen vom Westen her leicht gelingen mögen, was sie im Osten vergebens versuchten, Europa zu überschwemmen und mit den Panieren des Islam zu überschatten. Daß die Germanischen Völker und das Christenthum damals von dieser Gefahr gerettet wurden, wird diesem Karl verdankt, und sein Name glänzt darum mit Recht unter den heilbringendsten Helden der Geschichte.

Die Friesen riefen ihn wieder nach Norden. Sie trotzten auf ihre Sümpfe, aber der unternehmende Mann landete unvermuthet mit einer Flotte an ihren unzugänglich geglaubten Küsten. Er erlegte den Herzog Poppo im Treffen (734), und brachte das ganze Friesland unter Fränkische Botmäßigkeit. Von da ging es wieder nach Südfrankreich. Abermals waren die Saracenen, von einem unzufriedenen Burgundischen Großen gerufen, eingefallen, und plünderten das Land bis nach Lyon hin. Karl Martell schickte zuerst 737 seinen Bruder Hildebrand gegen sie, und bald folgte er selbst nach, seinem Namen getreu, zerschmetternd und zermalmend für die Feinde. Avignon wurde erstürmt, Narbonne belagert, das zum Entsatz dieser Stadt aus Spanien gelandete Heer entscheidend geschlagen, und nach einem zweiten Feldzuge (739) behielten die Araber in Frankreich nichts als die Städte jenseits der Aude. Unterdeß war Herzog Eudo gestorben, und Karl nöthigte dessen Sohn und Nachfolger, ihm Treue zu schwören.

Schon zu Anfang dieses letzten Krieges, 737, endete auch der schwache König Theoderich IV. und Karl hielt jetzt sein Ansehen für so befestigt, daß er den Thron ganz unbesetzt ließ. Vier Jahre nachher (Oct. 741) ereilte ihn selbst der Tod zu Quiercy an der Oise, etwa im funfzigsten Jahr seines Alters.

---

23. Ausbreitung des Christenthums in Deutschland.

Es ist eine erhebende Erscheinung, mitten durch all' das kriegerische Gewühl, durch alle diese Verwirrung der Welthändel, einzelne fromme friedfertige Mönche andächtig hinpilgern, und bald in einer Stadt predigen, bald im einsamen Walde ein Kloster oder eine Hütte aufbauen zu sehen, um für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken. Die Bischöfe von Köln, von Noyon, von Tongern rc. sandten häufig Bekehrer und Täufer unter die noch heidnischen Nordfranken. Noch größere Verdienste erwarben sich Irländer und Engländer. Das abgelegene Irland war früh der Sitz des Mönchthums und geistlichen Fleißes geworden, und mancher Bekehrer ist von dort in das nördliche Deutschland herübergekommen. Columbanus, ein Mönch von jener Insel, im J. 609 durch die Königin Brunehilde aus Frankreich vertrieben, ging von einem andern Irländer, Gallus, begleitet, zu den Alemannen. Dort predigten sie, besonders zu Bregenz am Bodensee, das Christenthum nicht ohne Erfolg. Nach einigen Jahren ward Columbanus indeß auch hier vertrieben, und wandte sich nach Italien. Gallus aber, der schon einmal wegen Zerstörung heidnischer Götterbilder in Lebensgefahr geschwebt hatte, zog sich in eine Einöde am Flüßchen Steinach zurück, wo späterhin das von ihm genannte berühmte Kloster St. Gallen, nachmals eine sehr reiche Abtei, entstand. Ein anderer Irländer, der heil. Kilian (Kyllena), verließ, getroffen durch die Worte Christi: „Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich," das Vaterland, und ging mit einigen Gefährten nach Deutschland. Er kam den Main entlang, nach den Bergen, auf denen Würzburg erbaut ist. Hier saß ein Deutscher Fürst, Gozbert genannt. Dieser war einer der ersten, der sich zum Christenthum bekehrte. Da aber Kilian von ihm verlangte, daß er sich von seines Bruders Wittwe, die er geheirathet hatte, trennen sollte, erlitt er auf deren Befehl, in Gozbert's Abwesenheit, nebst zwei Gefährten den Märtyrertod (687).

Von Irland aus sandte auch um dieselbe Zeit Egbert, ein dort lebender Englischer Mönch, mehrmals Missionen von seinen Landsleuten, nach der Zahl der Apostel gewöhnlich aus zwölf Männern bestehend, zu den Friesen, Dänen und Sachsen, denen sie durch die Verwandtschaft der Sprache verständlicher und willkommener als die Franken waren. Die Friesen sträubten sich aber hartnäckig, denn sie wollten mit den ver-

haßten Feinden auch die Götter nicht gemein haben, und die Bekehrer wurden meist vertrieben. Erst Willibrord, ein Schüler Egbert's und wie dieser ein Angelsachse, der 691 aus Irland nach Friesland kam, fand einigen Eingang mit seiner Lehre, worauf er, gemäß der Verehrung, welche die von Rom aus neu gegründete Englische Kirche für den heiligen Stuhl gefaßt hatte, nach Rom ging, um die Vorschriften des Papstes Sergius I. einzuholen. Bei einer zweiten dorthin unternommenen Reise wurde er von Sergius zum Erzbischof über Friesland geweiht und bei seiner Zurückkunft wies ihm Pipin von Herstall ein Schloß, Wiltaburg, unweit des heutigen Utrecht, zu seinem Bischofssitze an. Er hat bis 739 gelebt, immer seinem frommen Berufe nachgehend, der ihn bis auf die Insel Helgoland geführt haben soll. Angeregt von seinem Beispiel, gab der fromme Bischof Wulfram von Sens seine Kirche auf, und zog nach Friesland, um dem heiligen Willibrord Hülfe zu leisten. Herzog Ratbod selber war schon mit einem Fuße in den Fluß getreten, um die Taufe zu empfangen, als ihm noch die Frage einfiel, wohin seine ungetauften Vorfahren gekommen. Auf die Antwort: in die Hölle, zog er den Fuß zurück, und sagte, so wolle er lieber mit ihnen verdammt, als mit den Christen selig werden. Die Wahrheit dieser Erzählung wird indeß bezweifelt.

Als der heil. Emmeram, ein Fränkischer Bischof, im siebenten Jahrhundert zu den Avaren ziehen wollte, um ihnen das Evangelium zu predigen, fand er unter den Baiern, durch deren Land er zog, zwar schon viele Christen, denn zur Zeit des Römischen Reiches war in Rhätien und Noricum die christliche Lehre verbreitet gewesen, aber noch so rohen und heidnischen Gebräuchen ergeben, daß er auf die Bitten des damaligen Herzogs, Theodo I., beschloß, zu bleiben, und sich dem bessern Unterricht des Volkes zu widmen. Es soll dieser Heilige einen Tod heldenmüthiger Selbstaufopferung, indem er ein fremdes Verbrechen auf sich nahm, um den Schuldigen zu retten, gestorben seyn; nach Anderen hat er jenen Frevel, die Schwängerung der Tochter Theodo's, wirklich begangen. Aus der, freilich erst im elften Jahrhundert verfaßten, Lebensbeschreibung Emmeram's lernen wir den damaligen Zustand Baiern's kennen. Radaspona (Regensburg), der Sitz des Herzogs, hatte, noch von der Römer Zeiten her, aus gehauenen Quadersteinen erbaute Häuser und eben solche Mauern. Große Waldstrecken bedeckten den Boden des Landes, aber in den offenen Stellen gewährten fruchtbare Saatfelder einen lachenden Anblick. Die Einwohner wer-

den als ein schlanker und kraftvoller Menschenschlag, von größerer Milde als die übrigen Bewohner Deutschland's geschildert. Indeß ließen Emmeram's Bemühungen noch eine reichliche Ernte zurück, denn ein halbes Jahrhundert später (um 696) finden wir den Bischof von Worms, Rudbert, als Bekehrer in Baiern. Von ihm ließen sich Herzog Theodo II. und Viele des Volkes taufen. Er schlug seinen Sitz auf den Trümmern des alten Römischen Juvavium auf, und wurde dadurch der Gründer der dort neu entstehenden Stadt Salzburg, so wie der erste Bischof ihrer Kirche.

---

21. Der heilige Bonifacius.

(Geb. 680, gest. 755.)

Einen vorzüglichern Namen und größern Ruhm, als alle Bekehrer jener Zeiten, hat der Angelsächsische Mönch Winfried, später Bonifacius genannt, erworben. So viele ihm auch schon vorgearbeitet hatten, war er es doch, der das Vereinzelte zusammenfaßte, das Fehlende mit großem Eifer ergänzte, das Ganze, da fast Alles bisher die freiwillige Thätigkeit Einzelner gewesen war, zu Ordnung und äußerer Festigkeit brachte, und so als der Gründer der Deutschen Kirche betrachtet werden muß. Gebürtig aus Wessex, verließ er sein Kloster früh, um auf dem Wege des heiligen Willibrord hier hohen Preis, dort ewige Seligkeit zu erringen. Mit einem Empfehlungsschreiben vom Bischof Daniel zu Winchester ging er 718 nach Rom, wo ihn Papst Gregor II. in seinem Vorsatz bestärkte, förmlich bevollmächtigte und die nöthigen Instructionen ertheilte. Drei Jahre lang diente er hierauf dem Willibrord in Friesland als Gehülfe, dann (722) ging er nach Thüringen, und predigte dort die göttliche Lehre mit wunderbarem Erfolge. Ueberall legte er zugleich Klöster an, als Bildungsschulen für das Volk sowohl als für die Geistlichen. Der Papst erkannte bald, welch ein brauchbares Werkzeug dem Christenthume wie auch der Hierarchie, in diesem thätigen und dabei lenksamen Manne, der nur als Diener glänzen wollte, geworden sey. Er rief ihn, nachdem er von dem raschen Fortgang seiner Bemühungen Bericht empfangen, wieder nach Rom (723), weihte ihn zum Bischof, ohne ihn an einen bestimmten Sprengel zu binden, und ließ ihn am Grabe des Apostels Petrus schwören, sich niemals von der Römischen Kirche abzusondern. Es war

derselbe Eid, welchen die zu dem eigentlichen Patriarchal-Sprengel Rom's gehörenden Italienischen Bischöfe leisteten. „Ich gelobe dir, hieß es darin, heiliger Petrus, dem ersten der Apostel und deinem Stellvertreter, dem Papst Gregor und dessen Nachfolgern, daß ich in der Einheit des katholischen Glaubens beharren, und auf keine Weise in irgend etwas, das der Einheit der katholischen Kirche zuwider ist, einstimmen, sondern meine Kraft dem Nutzen deiner Kirche, welcher von Gott die Gewalt zu binden und zu lösen, verliehen ist, und deiner Stellvertreter stets bewähren will. Und wenn das Verfahren der Kirchenvorsteher den Anordnungen der Väter widerstreitet, so will ich mit solchen keine Gemeinschaft haben, vielmehr es hindern wenn ich es hindern kann, wo nicht, es treu dem Papste berichten." Daß Bonifacius diesen Eid geschworen, daß er demselben zufolge den Grund zu einer Abhängigkeit der Deutschen Kirchen, ja aller Fränkischen, von dem Römischen Stuhle legte, welche in späteren Jahrhunderten zu einem harten und drückenden Joche ward, darf ihm nicht zur Last gelegt werden. Er handelte im Geiste und Sinne seiner Zeit, welche in der allgemeinen Leitung der Christenheit durch einen Oberhirten nur Gutes sah, und sehen konnte. Der Papst versorgte ihn auch mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die Fränkischen Geistlichen, an einige vornehme Thüringer und an das gesammte Volk der Sachsen *). Der Schutz des Majordomus mußte ihm den kräftigsten Nachdruck geben. Troß dem fand er noch großen Widerstand. Nicht überall gelang es ihm, den Wahn des Volkes sofort zu stürzen, wie unter den Hessen, dem östlichsten Stamme der Franken, bei dem heutigen Geismar. Dort stand eine uralte, dem Donnergott heilige Eiche, welche für unverletzlich gehalten ward. Um den Aberglauben durch die That zu beschämen, legte Bonifacius die Axt an den Baum, während die um ihn her stehenden Zuschauer den augenblicklichen Tod des Frevlers von der Hand des rächenden Gottes erwarteten. Als aber nichts erfolgte, und die Eiche am Boden lag, erkannten sie die Nichtigkeit ihrer Verehrung, und ließen sich taufen.

Oft mußte Bonifacius noch Pferde, Stiere und Böcke den Göttern schlachten sehen, ja er fand unter den Sachsen noch Menschenopfer im Gebrauch, und konnte nicht verhindern, daß selbst getaufte Franken den Heiden ihre Leibeigenen zu diesem Zwecke verkauften.

*) Wir haben diese Briefe noch übrig. Die Aufschrift des an die Thüringer gerichteten lautet: Viris magnificis, filiis, Asulfo, Godolavo, Wilarco, Gundovaldo et omnibus Deo dilectis Thuringis fidelibus.

Nicht selten hatte er, zumal in dem von Kriegesschwärmen verheerten Thüringen, mit Mangel und Gefahren zu kämpfen. Aber außer dem schönen Ersatz, den ihm sein Gewissen gab, hatte er auch die Freude, viele Andere zu seiner Nachfolge zu begeistern. Auf seinen Ruf kamen fromme Männer und Frauen aus England zu seiner Unterstützung. Der heiligen Thekla, Lioba, Walpurgis, vertraute er besondere Klöster an. Pirminius stiftete unter den Alemannen, besonders im Elsaß, neue Klöster, von denen das zu Reichenau in Schwaben, etwa 724 angelegt, am berühmtesten geworden ist.

Unterdeß starb Gregor II. (731). Sein Nachfolger, Gregor III., ernannte den treuen Bonifacius zum Erzbischof und päpstlichen Vicar aller christlichen Gemeinden im ostfränkischen Deutschland, jedoch ohne einen bestimmten Bischofssitz. Als darauf Bonifacius 738, um mit dem Papste persönlich zu verhandeln, nach Rom reisete, ward er nicht nur väterlich aufgenommen, sondern auch über sein ferneres Verhalten in den neu erworbenen Provinzen sorgfältigst unterrichtet. Die Bischöfe der Alemannen und Baiern aber wurden ermahnt, ihn als des Papstes Statthalter zu verehren, und bei den Versammlungen, die er ausschreiben würde, pünktlich zu erscheinen.

So erhielten die bisher in Deutschland noch vereinzelten Kirchen Zusammenhang und organische Verfassung. Baiern ward, mit Bewilligung des Herzogs, von Bonifacius in vier bischöfliche Sprengel, Salzburg, Regensburg, Freisingen und Passau, getheilt, deren Hirten er selbst bestellte. Außerdem stiftete er im mittlern Deutschland noch vier Bisthümer, zu Eichstädt, Würzburg, Buraburg und Erphesfurt (Erfurt), von denen jedoch die beiden letzteren bald wieder eingingen. Auch veranstaltete Bonifacius eine Reihe von Synoden der Bischöfe des östlichen Frankreichs, nachdem er vorher die Bewilligung des Papstes Zacharias, welcher 741 auf Gregor III. gefolgt war, dazu eingeholt hatte. Wir finden unter den Schlüssen derselben Verordnungen gegen heidnische Gebräuche und allerlei Aberglauben, gegen Opferfeste, Zeichendeuterei, Zauberei u. dgl., auch die Formel einer Entsagung des Teufels, welche von den Täuflingen abgelegt wurde. Den Geistlichen wurde die Theilnahme an Jagd und Krieg bei Strafe der Absetzung untersagt. Wer nach der Meinung des Bonifacius ketzerische und irrige Lehren verbreitete, den verklagte er in Rom, wie den Priester Virgilius in Baiern, einen Irländer, welcher behauptete, daß es auch unter der Erde Menschen (Antipoden) gebe. „Wenn es klar ist,

schreibt der Papst Zacharias an Bonifacius, daß er bei dieser verkehrten Lehre wirklich beharret, so muß er nach berufener Versammlung aus der Kirche gestoßen und seines priesterlichen Schmucks entkleidet werden."

Im westlichen Frankreiche war die Kirche durch die Unruhe der Zeiten und die Rohheit der Franken in einen argen Verfall gerathen. Oft hatten die Könige tapfere Kriegsleute zu Bischöfen und Aebten ernannt, um sie durch den Genuß der mit diesen Aemtern verbundenen reichen Einkünfte zu belohnen. Die Bande der Metropolitanverfassung waren aufgelöst, Synoden wurden fast gar nicht mehr gehalten. Bonifacius versuchte, unter dem Schutze der Söhne Karl Martell's, auch hier die alte Ordnung wieder herzustellen. Wie immer trat er als Legat des Römischen Stuhles auf, verfuhr in Allem nach den Weisungen, die ihm von diesem zukamen, und ließ die Oberhoheit des Papstes ausdrücklich anerkennen. Die meisten Fränkischen Erzbischöfe nahmen seitdem ihr Pallium von Rom.

Wie sehr Bonifacius aber auch die Päpste als Oberhäupter der Kirche verehrte, und seine Handlungen gänzlich nach ihren Aussprüchen regelte, so wenig scheute er sich doch, freimüthig zu rügen, was er in ihrem Verfahren Verwerfliches fand. Selbst zu Rom hatte sich noch mancher heidnische Gebrauch erhalten, besonders die Feier der ersten Tage des Januar, dem die Päpste nicht steuerten, und leicht konnten neubekehrte Christen, wenn sie dorthin kamen, an diesem Unwesen Anstoß nehmen. Deswegen schrieb Bonifacius dem Papste Zacharias: „Die unwissenden Deutschen, Baiern, Franken meinen, wenn sie etwas von dem Schlechten, das wir verbieten, zu Rom geschehen sehen, daß dies von den Priestern erlaubt sey; sie machen uns dann Vorwürfe, nehmen für sich selbst ein Aergerniß, und unsere Predigt, unser Unterricht wird dadurch gehindert."

Unermüdlich in seinem Berufe, legte Bonifacius im Jahre 744 den Grund zu einem Kloster, welches von dem Flusse Fulda, an welchem es erbaut wurde, seinen Namen erhielt. Zu seiner Freude schlug die dort angelegte Pflanzschule künftiger Heidenbekehrer die herrlichsten Wurzeln. Denn statt der sieben Mönche, die sich zuerst mit dem Abt Sturm daselbst niederließen, zählte man noch vor dieses Vorstehers Tode schon über vierhundert, und an Gütern und Einkünften ward dies Kloster eins der reichsten in Deutschland.

Um das Jahr 745 wurde Bonifacius in Mainz zum Bischof gewählt und vom Papste bestätigt. Hiedurch wurde jene Stadt der Sitz

eines Erzbischofs, dessen Sprengel vierzehn Bisthümer untergeordnet waren. Auch von hier aus wirkte Bonifacius unausgesetzt für die Verbesserung des kirchlichen und christlichen Lebens. Selbst in hohem Alter wollte er der doch so wohlverdienten Ruhe nicht pflegen, sondern sein Werk mit der Vollendung dessen krönen, womit er seine Laufbahn begonnen, mit der Bekehrung der Friesen. Keine Gefahr noch Beschwer achtend, zog er, der mehr als siebzigjährige Greis, unter dies wilde Volk, predigte, taufte, zerstörte Götzenbilder, und erbaute Kirchen. Eines Tages aber überfiel ihn ein Schwarm wüthender Heiden, die durch klirrende Waffen die Absicht, ihre beleidigten Götter zu rächen, kund gaben. Bonifacius' Begleiter wollten sich vertheidigen, er aber wehrte ihnen und sprach: die heilige Schrift lehret, Böses mit Gutem zu vergelten. So fiel er unter den Streichen der Ergrimmten und sein Gefolge mit ihm (755).

---

25. Die Päpste und die Longobarden.

Auf diese Weise wurde das Christenthum und mit diesem die Römische Kirchenverfassung auch über Deutschland verbreitet. So lange das Römische Kaiserreich bestanden war der Primat der Päpste immer mehr ein Ehrenvorrang als eine wirkliche Oberhoheit gewesen; eine solche war wenigstens nie ohne Widerspruch, selbst im Westen nicht, anerkannt worden. Jetzt nachdem fast die ganze abendländische Kirche wieder von Rom aus neu begründet worden war, sah die Geistlichkeit dieser Länder im Papste wirklich eine höchste und entscheidende Instanz, von der nicht bloß die Beurtheilung von Streitfällen, sondern sogar eine Bestätigung der erzbischöflichen Wahlen durch Uebersendung oder Zurückhaltung des Palliums, des Zeichens jener Würde, abhänge. Durch die beginnende Bekehrung der nördlichen Germanischen und östlichen Slavischen Völker wurde dann der Päpste Gewalt auch auf diese Länder übertragen und die Verluste, welche das Christenthum damals in Africa und Spanien durch die Saracenische Eroberung trafen, ersetzten eifrige Glaubensboten in jenen Gegenden. Wenn sich so die Stellung der Römischen Bischöfe zur Kirche zu ihrem Gewinn änderte, so erhielten auch die Verhältnisse zur weltlichen Macht um diese Zeit eine neue und höchst bedeutsame Richtung. Noch Papst Martin war abgesetzt worden weil er es gewagt hatte, an der Spitze eines Conci-

liums in der lateranischen Kirche zu Rom die Lehre von einem Willen in Christo (v.S. 113.) zu verdammen. Man hatte ihn auf Befehl des Kaisers nach Byzanz geschleppt und nach vielen Mißhandlungen war er im Exil gestorben (655). Als darauf Papst Sergius (gest. 701) die Annahme der Beschlüsse einer zu Constantinopel gehaltenen Synode verweigerte, sollte er gleichfalls dorthin gebracht werden; aber eine hierüber ausbrechende Empörung der Truppen zu Ravenna verhinderte die Ausführung dieses Gebotes. An solchen Zeichen erkannten die Römischen Bischöfe, auf welche Gesinnungen sie in Italien fußen könnten, und es ist oben schon erwähnt worden wie Rom bei Gelegenheit des Bilderstreites der Byzantinischen Herrschaft, wo nicht schon dem Namen doch der That nach, entfremdet wurde. Es hatte auch ein innerer Widerspruch in diesem Verhältnisse gelegen, der allmählig stärker hervortrat. Die Päpste waren unbezweifelt die herrschenden Bischöfe des Abendlandes geworden, in den Gemüthern der neubekehrten Germanischen Völker schlug ihre Verehrung täglich tiefere Wurzeln. Dennoch sollten sie sich den ihnen ganz fremden Absichten der morgenländischen Kaiser und deren aus politischen Gründen erlassenen Verordnungen über die christliche Dogmatik fügen. Außerdem hatten beide Kirchen selbst, die orientalische und occidentalische schon früh eine Verschiedenheit gezeigt: die erstere war überwiegend theoretisch, die letztere den praktischen Interessen mehr zugewendet (Th. III. S. 376). In mannichfaltigen Zwisten und Trennungen hatte sich dieser Gegensatz im Laufe der Jahrhunderte weiter ausgebildet.

Doch kaum dem drückenden Einflusse des Byzantinischen Reiches entgangen, schien den Päpsten ein neues, näheres und darum schlimmeres Joch auferlegt werden zu sollen. Des Longobarden Königs Luitprand's (S. 120) Thätigkeit und Kriegsglück drohte ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. Zwar war sein Volk jetzt dem katholischen Glauben ergeben und persönlich hätten die Römischen Bischöfe wol nichts mehr von ihm zu fürchten gehabt; aber deutlich sah es ihr eindringender Blick, daß eine freie politische Stellung für sie nicht bloß von größter Wichtigkeit, sondern sogar nothwendig sey, wenn sie anders das wahre Haupt der Kirche, wenn sie den allgemeinen und unendlichen Inhalt des Christenthums vertreten, und nicht die Bischöfe eines besonderen Staates seyn, nicht dessen zufällige Interessen fördern wollten. Stets hat der heilige Stuhl diesen Gesichtspunkt festgehalten, und deshalb auch in der Folge die Vereinigung Italien's unter ein Oberhaupt immer zu verhindern

getrachtet. Auch jetzt konnte den Päpsten nur daran gelegen seyn, die Longobardische und Griechische Macht im Gleichgewichte zu erhalten, nicht aber die erstere völlig triumphiren zu lassen. Daher geschah es auf ihre Ermunterung, daß der Dux Ursus von Venetien dem Exarchen Beistand leistete und beide Ravenna wieder eroberten. Ja Gregor III. und die Römer machten sogar mit den rebellischen Herzogen Thrasamund von Spoleto und Gottschalk von Benevent gemeinschaftliche Sache, um dem Longobardenkönig eine starke Opposition im eigenen Reiche zu erwecken. Aber Luitprand blieb Sieger, er verheerte die Römische Landschaft und drang bis vor die Thore.

Da sah sich Gregor III., nothgedrungen, nach einer neuen weltlichen Stütze um. Nur ein Volk kam in Betracht, es waren die Franken. Diese hatten als die Oströmischen Kaiser Asien, Africa, das Mittelmeer vor den Arabern nicht schützen konnten, als das ganze Abendland eine Beute ihres Schwertes zu werden schien, die Christenheit gerettet. Unter dem Schutze ihres Major Domus verkündete damals Bonifacius das Christenthum den heidnischen Deutschen. An Karl Martell also sendet Gregor die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus: er möge dessen Nachfolger schützen.

Sein Versuch schlug fehl. Karl wollte mit den Longobarden nicht brechen*) und Zacharias (741—752), Gregor's III. Nachfolger, mußte einen andern Ausweg ergreifen. Er gab die verbündeten Herzoge auf, versprach sogar den König mit Truppen gegen Spoleto, wo der Aufstand wieder ausgebrochen war, zu unterstützen, wenn er die in der Umgegend Rom's weggenommenen Städte wieder frei geben wollte. Spoleto wurde wirklich erobert und Herzog Gottschalk zum Geistlichen geweiht. Indeß verzögerte sich die Herausgabe jener Plätze und Zacharias, vertrauend auf den Eindruck, welchen das persönliche Erscheinen des Statthalters Christi auf die frommen Longobarden machen würde, entschloß sich, Luitprand in Terni zu besuchen. Schon weit vor der Stadt kam der König, ebenso gottesfürchtig als tapfer, dem heiligen Vater entgegen. Vollständig erreichte Zacharias seinen Zweck: die Longobarden verließen jene Orte, alle gefangene Römer wurden freigegeben, und mit dem Herzogthum Rom wurde auf zwanzig Jahre Friede geschlossen. Dagegen

*) Karl Martell und Luitprand standen in dem genauesten Vernehmen. Zum Zeichen der Freundschaft sandte jener diesem seine Söhne, daß er ihnen nach altrömischer Sitte die ersten Locken abschnitte.

führte Luitprand gegen Ravenna den Krieg fort. Noch mehr. In frommer Stimmung schenkte er der Römischen Kirche große Güter in der Landschaft Sabina und im Gebiete von Narni, ebenso das Thal von Sutri und sogar die beiden Städte Ancona und Osimo. Der größte Theil dieser Besitzungen war dem Oströmischen Kaiser erst eben entrissen; aber Zacharias nahm die Schenkung für sein Bisthum ohne Weitres an.

Zu spät erkannte der Kaiser Constantin Kopronymus (o. S. 120.) wie wichtig des Papstes Einfluß zur Erhaltung der Italischen Länder sey. Er suchte wieder eine nähere Verbindung einzuleiten und gab dem Zacharias daher mehrere während der Bilderstreitigkeiten in Unteritalien eingezogene Kirchengüter zurück. Aber die Päpste sahen nach Westen. Unverwandt richtete ihre Staatskunst das Auge auf die Franken. Weit sicherer konnten sie sich einem Volke anvertrauen, das zu entfernt wohnte um erdrückend zu wirken, und bald gelang es ihnen auch, mit seinen Herrschern in engere Verbindung zu kommen.

26. Pipin der Kleine.
(741—768.)

Karl Martell hatte sterbend das Reich unter seine beiden Söhne getheilt. Karlmann erhielt das östliche, Pipin, der Kleine genannt, das westliche Reich, beide als Hausmeier; und einem dritten, von einer andern Gemahlin gebornen Bruder, Gripho, sollten einzelne Landschaften zufallen. Aber die Ehe, in welcher Karl Martell mit Gripho's Mutter gelebt hatte, galt für keine rechtmäßige. Dies benutzten Pipin und Karlmann. Sie gingen auf ihren Stiefbruder Gripho los, entkleideten ihn aller Macht, und setzten ihn auf ein wohlbewachtes Schloß in den Ardennen. Als aber nun Empörungen der Deutschen Völker drohten, hielten sie es für gut, wieder einen Merovingischen Schattenkönig einzusetzen, einen Sohn Chilperich's II., Childerich III. Dennoch weigerten sich die Herzoge von Aquitanien, Alemannien und Baiern, die Herrschaft der Hausmeier anzuerkennen, und standen wider sie auf. Auch die Sachsen erhoben Fehde. Aber die beiden Brüder, und besonders Pipin, dessen Geist kraftvoll war wie sein Arm*), überwanden sie alle. Der

*) Bei einer Thierhetze hieb er einmal einem Löwen, der einen Büffel gepackt hatte, mit einem so gewaltigen Hiebe den Kopf ab, daß das Schwert noch tief in den Nacken des Büffels fuhr.

sanftere Karlmann, des Kriegsgetümmels müde, legte sein Schwert freiwillig aus der Hand, ging nach Rom, sich vom Papst zum Kleriker weihen zu lassen, und widmete sein Leben stiller Gottesbetrachtung in dem Kloster Monte Cassino (747). Dasselbe hatten kurz zuvor mehrere Englische Könige, desgleichen Rachis, König der Longobarden, Luitprand's Thronfolger, nach kurzer Regierung (749), und Hunold, Herzog von Aquitanien, gethan*). Gripho, welcher seine Freiheit wieder erhalten hatte, brachte die Sachsen und Baiern nochmals in Waffen, aber Pipin ward auch dieser Bewegungen Meister. Die Herzoge der Alemannen entsetzte er ihrer Gewalt, und ließ das Land durch Fränkische Grafen verwalten. In Baiern, dessen Herzog Odilo kurz vorher gestorben war, ließ er dem Nachfolger, dem sechsjährigen Thassilo, zwar seine Würde, aber unter beschränkteren Verhältnissen, und als der junge Herzog mündig geworden war, mußte er Pipin den Vasalleneid schwören.

Nunmehr, wo Pipin allein an der Spitze des Ganzen stand, und die Empörer gedemüthiget waren, dachte er darauf, jenem schwankenden Verhältnisse ein Ende zu machen, welches sich durch seinen und seiner Vorfahren emporstrebenden Ehrgeiz und durch die Schwäche der Merovinger gebildet hatte. Das Volk war den Königen zwar noch ergeben, aber die mächtigen Leudes schlossen sich an ihre Führer, die tapferen Hausmeier, an. Hier war die Gewalt ohne den viel geltenden Namen und die Berechtigung, dort Name und Recht ohne Gewalt. Daß nun der Thron nicht völlig zerfalle, und die Regierung nicht zu einer bloßen Kriegsherrschaft entarte, schien kaum durch ein anderes Mittel zu verhüten, als daß der Gewaltige sein Haupt auch mit der Krone bedecke. Indem aber Pipin das, was sein Vater noch nicht gewagt hatte, zu vollführen trachtete, genügte ihm die Zustimmung der Leudes nicht; er wollte die Befugniß dazu aus den Händen der Kirche empfangen, damit seine Erhebung das Siegel der höchsten an Gottes Statt ertheilten Weihe erhalte. Daher sandte Pipin zum Papst Zacharias mit der Frage: „wer des königlichen Namens und Throns würdiger sey, der, welcher sorglos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Sorge und Last des Reiches auf sich habe?" Er konnte sich einer günstigen Antwort für versichert halten, denn der Papst bedurfte seines weltlichen

*) Noch häufiger gingen damals Königinnen und Fürstentöchter in Klöster. Beispiele hat Schröckh Kirchengeschichte, Th. XX. S. 10.



Schutzes, eben so sehr wie er dessen geistliches Ansehen. Zacharias erwiederte, es sey besser, daß Derjenige König heiße, auf welchem die Regierung beruhe. Durch diesen Ausspruch war dann auch die Geistlichkeit zu Gunsten Pipin's gestimmt. Auf einem Reichstage zu Soissons (752) wurde Childerich III. abgesetzt, Pipin zum König erwählt, und Bonifacius selbst salbte den neuen Herrscher sammt seiner Gemahlin Bertrade, im Beiseyn der übrigen Bischöfe. Dieser aus dem alten Testament entlehnte schon lange im Byzantinischen Reich üblich gewordene (s. o. S. 59.) Gebrauch war es, in welchem die Franken die Weihe der Kirche und ein göttliches, ihrem Herrscher verliehenes Recht sahen. Childerich wurde zum Mönch geschoren, und starb wenige Jahre nachher in einem Kloster bei dem heutigen St. Omer. Sein Sohn Theoderich ward nach der Normandie geschickt, und dort im Kloster Fontenelle gleichfalls eingekleidet.

So still erlosch der Stamm der Merovinger, und machte einem weit überlegenen Geschlechte Platz. Die Natur scheint in gewissen Familien die Kräfte stufenweise mit den Generationen zu erhöhen, und dann nach Hervorbringung des Höchsten erschöpft auszuruhen. Diesen Gang erblicken wir auch bei den Karolingern, welchen Namen das Haus Pipin's von dessen großem Sohne Karl erhalten hat.

Gelegenheit, den Päpsten Dank abzutragen, fand sich bald. Der Longobardenkönig Aistulph (reg. 749—756), des Rachis Bruder, trachtete nach der Eroberung von ganz Italien, nahm Ravenna mit dem Exarchat, und bedrohte Rom. Denn richtig hatte er es erkannt, daß von dieser Stadt aus, der Hauptwiderstand gegen die Longobardische Herrschaft in Italien ausgehe; daß sie unterworfen seyn müsse, wenn sein Reich fester begründet werden sollte. Aber gerade die Versuche, dies durchzusetzen, beschleunigten der Longobarden Fall, wenn ihn auch Aistulph selbst nicht mehr sah. Da der Papst Stephan II. (Zacharias war kurz vorher gestorben) weder seinen Friedensgesandten bei Aistulph Gehör verschaffen, noch von Byzanz Hülfe erlangen konnte, mußte er sich den Franken vollkommen in die Arme werfen. Pipin schickte sogleich Gesandte mit günstiger Antwort. Der Papst aber wollte sich selbst nach Frankreich begeben, um durch die eigene Anwesenheit seinem Gesuch größeren Nachdruck zu geben (752). Er ging zuerst nach Pavia zum Aistulph, von den Fränkischen Boten geleitet; aber weder Bitten noch Geschenke hatten bei diesem Erfolg. So mußte er seine Reise fortsetzen, welche die Longobarden nicht zu hindern wagten. Als er nach Pontyon

kam, wo sich der neue Frankenkönig aufhielt, ging ihm dieser selbst entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm den Steigbügel als er zu Pferde steigen wollte*). Die nachgesuchte Hülfe ward versprochen, und mit dem anbrechenden Frühling 754 rückte ein gewaltiges Heer den Alpen entgegen. Der Papst hatte den König und dessen Söhne in St. Denys noch einmal mit eigenen Händen gesalbt.

Von Pipin besiegt, und in Pavia belagert, verhieß Aistulph, das Exarchat herauszugeben, und den päpstlichen Stuhl nicht weiter zu beunruhigen. Aber er hielt seine Zusage so wenig, daß er schon im folgenden Jahre (755) Rom selbst angriff; der bedrängte Papst suchte aufs neue Hülfe. Pipin zog zum zweiten Male über die Alpen, nöthigte Aistulph, die Einschließung Rom's nach drei Monaten aufzuheben, trieb ihn wieder in seine Hauptstadt zurück, und zwang ihn zur Uebernahme eines jährlichen Tributs und zur Abtretung des Exarchats. Dies erhielt nun der Papst, dem es Pipin durch eine schriftliche Schenkung bestätigte. Der Griechische Kaiser staunte zwar darüber, und schickte Gesandte an den König, sein Eigenthum zurückzufordern, allein der Franke antwortete, er habe nicht um des Kaisers Willen, sondern dem heiligen Petrus zu Ehren und der Vergebung seiner Sünden willen, diesen Feldzug unternommen. Auch betrachtete man diese Besitznahme keinesweges als einen an dem Byzantinischen Reiche begangenen Raub, welches diese Länder früherhin ja gleichfalls durch Gewalt der Waffen an sich gerissen und als Provinzen behandelt hatte. Jedenfalls verfuhr Pipin auch nur nach dem Rechte der Eroberung. Er schenkte das Land der Kirche und der Römischen Republik, welche hier wieder an die Stelle des alten westlichen Kaiserreichs trat, und der Papst wurde Patricius des Landes, d. i. Statthalter im Namen jener Republik. Auf diese Weise war der geistliche Herrscher zugleich weltlicher Fürst geworden. Die Stadt Rom dagegen war in der Schenkung nicht mit einbegriffen, Pipin nahm den Titel eines Patricius von Rom an, und eine weltliche Gewalt des Papstes war dort nicht anerkannt**). Zwischen Pipin und dem Griechischen Kaiser Constantin

*) So erzählt Anastasius, oder die im neunten Jahrhundert gesammelten Lebensbeschreibungen der Päpste, welche unter dem Namen dieses Römischen Abtes gehen. Die Fränkischen Annalen hingegen wissen nichts von einer solchen Demüthigung, sondern berichten vielmehr, daß der Papst vor dem Könige zur Erde niedergefallen sey.

**) v. Savigny Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Aufl. 2. Th. I. S. 358 fg.

Kopronymus scheint sich indeß doch ein gutes Vernehmen erhalten zu haben, denn der Letztere schickte jenem (757) eine Orgel zum Geschenk, die erste, die nach Frankreich kam.

Auch in den folgenden Regierungsjahren Pipin's ruhten die Waffen nicht. Nach einem neunjährigen Kampfe besiegte er den aufrührerischen Herzog Waifar von Aquitanien, welcher zuletzt von seinen eigenen Leuten erschlagen ward. Auf diesen Kriegszügen wurden auch die bisher von den Arabern noch behaupteten Städte im südlichen Gallien gewonnen. Eben so drang Pipin in das Land der Sachsen, welche die Grenzen beunruhigten, und zwang sie zur Entrichtung eines ihnen schon früher auferlegten Tributs an Pferden. Nach einer so thätigen und ruhmvollen Regierung starb Pipin zu Paris am 24. September 768, im vier und funfzigsten Lebensjahre. Der Thron fiel seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann zu.

---

27. Karl der Große.

(768—814.)

Von allem Großen und Herrlichen, welches die Natur in Pipin's und seiner beiden Ahnen Brust gelegt, zeigte sich die höchste Blüthe in seinem ältesten Sohne Karl. In ihm vereinigte sich rastlose Thätigkeit, schneller Blick, richtige Wahl der besten Gehülfen, Besonnenheit, Willigkeit, guten Rath zu hören, Kraft und Ernst in beschlossenen Dingen, mit einem festen und frommen Gemüth. Und dieser große Geist war sein eigener Bildner gewesen. In der Jugend, wie es damals unter den Franken allgemein war, ohne wissenschaftlichen Unterricht gelassen, lernte er erst als Mann aus eigenem Antrieb schreiben. Aber die Zeit erweckte große Gedanken in ihm. Er war zehn Jahre alt, als sein Vater auf der Volksversammlung zum König der Franken gesalbt ward. Zwölfjährig, ward er selbst vom Papst Stephan II. nebst seinem Bruder zum künftigen Nachfolger seines Vaters und zum Römischen Patricius gekrönt. Er sah Griechische und Römische Gesandtschaften an seines Vaters Hofe. Vielleicht, daß unter diesen irgend ein trefflicher Mann ihm mit tief eindringenden Worten Bericht von der alten Zeiten Herrlichkeit, Wohlfahrt und Bildung gab, und dadurch in seiner Seele das Verlangen entzündete, auch sein Volk zu einem bessern Zustande zu erheben. Doch wie auch immer

solche Bilder und Gedanken in Karl's Seele gekommen seyn mögen, er strebte eifrig danach, seine großen Geisteskräfte für große Zwecke anzuwenden, und das bewirkte Gute dauerhaft zu machen für die folgenden Zeiten. Dennoch hat er fast in vierzig Jahren das Schwert nicht aus der Hand gelegt. Einen Krieger werden wir daher sehen, der mit des Waldstroms Schnelle von der Weser bis zur Tiber, von den Pyrenäen zu den Karpathen eilt, und seine athemlosen Franken durch halb Europa treibt.

Sein erster Feind regte sich in Aquitanien. Hunold, Waifar's Vater, welcher früher die Regierung niedergelegt und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte, verließ es auf die Nachricht vom Tode seines Sohnes und Pipin's, und die Aquitanier nahmen ihn als ihren Herzog auf. Aber ein rascher Zug Karl's dorthin (769), und schon im ersten Jahre war diese so oft abgefallene Provinz wieder unterworfen. Hunold mußte fliehen, und Karl setzte in Aquitanien keinen andern Herzog ein. Bald darauf (771) starb Karlmann und hinterließ zwei Söhne, die beide noch Kinder waren. Mit Uebergehung derselben trugen die Großen Karl'n das Reich freiwillig an, und nun war der Held Alleinherr des Ganzen. Er wandte sich zunächst gegen die Sachsen. Dieses Volk lebte im nördlichen Deutschland, von den Grenzen des Frankenreichs bis zur Elbe und Nordsee hin, noch ganz in der Verfassung und Lebensweise, wie Tacitus sie bei den Germanen seiner Zeit schildert, tapfer und der Sitte der Väter über Alles zugethan, dem Christenthum nicht weniger abhold, als den Staatsformen, die sich bei den Franken seit ihren großen Eroberungen gebildet hatten. Auf diese Weise waren sie von den übrigen Deutschen Völkern, deren Entwicklung sich an diese beiden Fäden knüpfte, durch einen großen und scharfen Gegensatz getrennt, und es konnte zwischen ihnen und dem Frankenreiche kein dauernder Friede bestehen. Karl hielt es zur Sicherheit seines Reiches für unumgänglich nöthig, diese unruhigen Nachbarn zu unterwerfen und seine Grenzen bis an die Elbe zu erweitern; auch glaubte er sich in seinem Gewissen verpflichtet, das Evangelium, dessen friedlicher Annahme sie sich weigerten, mit Waffengewalt zu ihnen zu bringen. Einen solchen Krieg erklärten die Priester, der Papst und der Geist der Zeit für wahren Gottesdienst.

Im Jahre 772 ward auf einem Reichstage zu Worms der Krieg gegen die Sachsen mit allgemeiner Zustimmung beschlossen. Sogleich brach der Zug auf. Die Sachsen wurden geschlagen, ihre Feste Eres-

burg unweit dem heutigen Paderborn erobert, die Irmensäule (ein vorzüglich heilig gehaltenes Götterbild der Sachsen) zerstört, und so dem Götzendienste ein lebhaftes Bindungsmittel geraubt. Aber das erbitterte nur mehr. Karl drang dennoch bis an die Weser vor, und ließ sich zwölf Geiseln für die Haltung des Friedens stellen.

Jetzt bewog ihn ein Hülferuf des von den Longobarden bedrängten Papstes, sich nach Süden zu wenden. Karl hatte sich von seiner unfruchtbaren Gemahlin scheiden lassen, und sie ihrem Vater, dem Longobardenkönige Desiderius, Aistulph's Nachfolger, zurückgeschickt. Aus Rache darüber verlangte dieser vom Papste Hadrian I. (772—795), er solle die Söhne Karlmann's, welche sich an den Longobardischen Hof begeben hatten, zu Königen der Franken krönen. Desiderius ging ohne Zweifel damit um, die Ansprüche derselben gegen Karl zu benutzen. Der Papst verweigerte aber jenes Ansinnen um so mehr, als Desiderius zu gleicher Zeit die Waffen ergriffen hatte, die Römischen Landschaften verwüstete und die Städte wegnahm. Er forderte nämlich Entschädigung für die Dienste, welche er dem Vorgänger Hadrian's, Papst Stephan III., einst geleistet, indem er ihn mit Heeresmacht gegen eine ihm feindliche Partei der Römer auf seinem Stuhle befestigt hatte. Karl eilte, um den Papst von einem so lästigen Nachbar zu befreien. Zu Gebenna (Genf) versammelte er sein Kriegsvolk (773). In zwei Heereszügen (über den Cenis und Bernhard) brachen die Franken in Italien ein; die Longobarden flohen beim ersten Angriff, Verona ward erobert, Pavia belagert, und als sich die Einnahme dieser Stadt verzögerte, die Winterrastung in Italien genommen, eine bisher in der Fränkischen Kriegsgeschichte ungewöhnliche Maßregel. Noch während der Belagerung Pavia's reisete Karl zum Osterfeste (774) nach Rom, wo er von feierlichen Processionen eingeholt, wie im Triumph empfangen, und als Befreier Italien's und Römischer Patricius mit den größten Auszeichnungen geehrt ward. Er wohnte dem glänzenden Gottesdienst in der Peterskirche bei, kniete am Grabe des heiligen Petrus betend und für seine Siege dankend nieder, und schwor dem Papste über des Apostels Sarge unzertrennliche Freundschaft. Zugleich bestätigte er auf Hadrian's Bitten die von Pipin dem heiligen Stuhl gemachte Schenkung des Exarchats.

Bald darauf ergab sich Pavia, die Hauptstadt des Longobardenreichs, vom Hunger bezwungen. Der Sieger schickte den gefangenen König Desiderius nach Frankreich. Dort ward er zum Mönch geschoren,

und dann nach dem Kloster Corvey gebracht, wo er bis an sein Ende blieb. Karl war nun König der Longobarden, deren Reich und Unabhängigkeit nach einer Dauer von zweihundert und sechs Jahren einem einzigen Streiche erlag. Zur Sicherung dieser neuen Erwerbung fand Karl nichts weiter nöthig, als den Eid der Treue, den ihm die Longobardischen Herzoge leisteten, und eine Besatzung in Pavia; im Uebrigen blieben Verfassung und Gesetze wie zuvor. Auch Karlmann's Wittwe und Söhne waren in seine Hand gefallen, doch ist über ihr ferneres Schicksal nichts bekannt.

In Karl's Abwesenheit waren die Sachsen in Hessen eingebrochen, und hatten bis Fritzlar hin alles mit Feuer und Schwert verheert. Wir sehen ihn also im folgenden Jahre (775) wieder an der Weser, wo er abermals siegt, Frieden schließt, Geiseln nimmt, und mehrere Burgen erbaut. Im folgenden Jahre (776) war er wieder in Italien. Drei Longobardische Herzogthümer, Friaul, Benevent und Spoleto, hatten zu ihren Königen von jeher in geringer Abhängigkeit gestanden, und Karl'n hatte nur einer dieser Herzoge, Rotgaut von Friaul, die Huldigung geleistet. Jetzt empörte sich gerade dieser, wiegelte auch Benevent und Spoleto auf, und versammelte ein ansehnliches Heer. Aber die plötzliche Erscheinung des Rächers schreckte bald wieder zum alten Gehorsam zurück. Rotgaut fiel, noch vor Ostern war alles unterworfen, die beiden anderen blieben auch diesmal verschont, und Karl kehrte nach Worms zurück. Hieher hatte er einen Reichstag berufen, auf dem er neue Hülfe gegen die abermals im Aufstand begriffenen Sachsen verlangte. Er erhielt sie, und noch in demselben Sommer eilte er bis zur Lippe und Weser, überfiel die Empörer wie ein schnell aufsteigendes Gewitter, und schlug sie, diesmal nicht ohne Erbitterung, härter denn je. Er befestigte seine Burgen stärker, vermehrte die Besatzungen, und zwang die zunächst umher wohnenden Sachsen zur Taufe. Die neuen Geiseln sandte er so wie die früheren in Fränkische Klöster, und ließ sie unterrichten, um sich ihrer in der Folge zur Heranbildung ihrer Landsleute bedienen zu können.

Nun endlich glaubte er der Gewaltthätigkeiten gegen dieses Volk überhoben zu seyn und seinen Zweck auf einem friedlichen Wege verfolgen zu können. Er ließ daher im folgenden Jahre (777) die Edlen der Sachsen zu einem Reichstage nach dem in ihrem eigenen Lande gelegenen Paderborn einladen, und hier gelobten sie, gegen Beibehaltung ihrer Verfassung, Gesetze und Landtage, Karl für ihren Oberherrn

zu erkennen, und ihm Tribut zu zahlen, auch die Anstalten zur Begründung des Christenthums unter ihnen auf keine Weise zu hindern. Wer dem zuwider handle, sollte Güter und Freiheit verlieren. Allein Wittekind, ihr tapferster Anführer, war auf dem Reichstage nicht erschienen, sondern zu einem Dänischen Könige geflohen, was nicht auf friedfertige Gesinnung deutete.

Karl befand sich noch in Paderborn, als eine seltene Gesandtschaft erschien. Arabische Große aus Spanien waren es, welche sich gegen Abderahman (oben S. 112.) empört hatten, von ihm vertrieben worden waren, und nun Hülfe begehrten. Das Glänzende der Unternehmung lockte den feurigen Helden, und er sagte Unterstützung zu. Im folgenden Jahre (778) stand er am Ebro, eroberte Pampelona und Saragossa, und machte die Araber zittern. Aber die Sachsen gestatteten ihm keine lange Entfernung. Nach einem beschwerlichen Rückzuge mit vielem Verluste durch die unwegsamen Pässe*) der Pyrenäen, riefen ihn ihre Empörungen aufs neue nach dem Osnabrückischen. Denn während seines Zuges nach Spanien waren sie über die Grenzen gedrungen, und hatten mit Sengen, Plündern und Mord Alles bis in die Nähe von Köln verwüstet. Im Hessenlande an der Eder wurden sie geschlagen. Karl drang 779 und 780 vom Rhein her tief in Sachsen bis zur Elbe vor, nahm wiederum Geiseln, ließ Festungen bauen, und brachte Viele zur Taufe. Er schien nun so sicher zu seyn, daß er auf die Sachsen wie auf Reichsvölker rechnete, und ruhig (781) eine Reise nach Rom unternahm, um seinen zweiten Sohn Pipin als König von Italien, so wie den dritten, Ludwig, über Aquitanien, vom Papste salben zu lassen, obschon beide noch Kinder waren und Ludwig erst drei Jahr zählte.

Desto empfindlicher mußte ihm der neue Aufstand der Sachsen unter der Anführung des zurückgekehrten Wittekind seyn. Die Fränkischen Heere, welche wider die Sorben, ein zwischen der Saale, Elbe und Havel wohnendes Slavisches Volk, zogen, wurden in einer harten Schlacht am Süntel in der Nähe der Weser von den Sachsen fast gänzlich vernichtet (782). Auf diese Nachricht eilte Karl selbst herbei, und ehe die Sachsen es sich versahen, stand er bei Verden an der Aller. Er behandelte sie diesmal nicht wie Feinde, sondern wie Rebellen, und

*) Die Gascogner (Basken s. o. S. 50.) legten ihm hier Hinterhalte, und tödteten bei Roncesvalles seine tapfersten Kriegsleute, einen Eckhard, Anshelm, Rutland (Roland), nachher die Helden mannichfacher Dichtungen.

forderte die Edlen vor seinen Richterstuhl. Alle klagten Wittekind an, aber ausliefern konnten sie ihn nicht, weil er schon wieder nach Dänemark entwichen war. Das mußten die übrigen Theilnehmer des Aufstandes büßen. Viertausend und fünfhundert derselben ließ Karl greifen, und an einem Tage enthaupten.

Doch dies grausame Mittel wirkte nicht, wie es sollte. Das ganze Sachsenvolk erhob sich jetzt aus seinen entlegensten Sitzen, und schwur dem Franken, dem Feinde seiner Freiheit und seines Glaubens, gemeinschaftliche Rache. Von dieser Verzweiflung erfuhr Karl bald die stärksten Wirkungen. In einer blutigen Schlacht bei Detmold (783) widerstanden sie so hartnäckig, daß nichts entschieden ward. Er mußte sich nach Paderborn zurückziehen, und sein Heer verstärken. Ein zweites großes Treffen an der Hase im Osnabrückischen erfolgte, und zwar zum Nachtheil der Sachsen. Karl brachte nun die folgenden Jahre (774 und 785) in ihrem Lande zu, und durchzog es, bald drohend, bald gütige Versprechungen bietend. Da endlich stellten sich die beiden furchtbarsten Anführer, Wittekind und Abbio, nach vielen Aufforderungen, zu Attigny in der Champagne bei Karl freiwillig ein, ließen sich taufen, und hielten von da an unverbrüchlich Glauben und Treue.

Jetzt forderten die Italienischen Angelegenheiten wieder Karl's Aufmerksamkeit. Geschreckt durch den unglücklichen Ausgang des Herzogs von Friaul, hatte sich der von Spoleto unterworfen, Arighis von Benevent aber, Eidam des Desiderius, dessen weites Gebiet einen großen Theil des heutigen Königreichs Neapel umfaßte, wollte völlige Unabhängigkeit behaupten. Doch als Karl selbst erschien (787), und Alles verheeren ließ, mußte er die Gegenwehr aufgeben und Treue geloben. Nach seiner Rückkehr hielt Karl einen Reichstag in Worms, auf welchem der Baiernherzog Thassilo angeklagt ward, daß er Schwur und Gehorsam gegen den König verletzt. Denn Thassilo strebte wie jene Italienischen Herzoge nach der Freiheit, wie seine Väter sie besessen, und hatte sich, aufgeregt durch den Ehrgeiz und den Haß seiner Gemahlin Luitberge, einer Tochter des gestürzten Longobardenkönigs Desiderius, zu einer Reihe unkluger Handlungen verleiten lassen, welche den mächtigen Oberherrn reizen mußten. Vergebens warnte und ermahnte der Papst. Thassilo besaß die Gaben nicht, ein solches Unternehmen durchzuführen. Trotz und Kleinmuth wechselten in seiner Seele. Jetzt (787), wo drei Heere wider ihn im Felde erschienen, demüthigte er sich, und stellte dreizehn Gei-

seln als Pfänder seiner Treue. Aber im folgenden Jahre (788) ward er aufs neue beschuldigt, daß er sogar mit den Avaren heimlich unterhandelt und sie zu einem Einfalle in das Fränkische Gebiet bewogen habe. Scheinbar ruhig kam er selbst zum Reichstage nach Ingelheim, doch alle anwesende Fürsten sprachen ihm das Leben ab, nicht allein wegen der letzten Ereignisse, sondern weil er auch schon einst zu Pipin's Zeiten ohne Urlaub das Heer verlassen hatte, ein Verbrechen (Herisliz genannt), worauf nach Fränkischen Gesetzen der Tod stand. Karl aber wollte kein fürstliches Blut vergießen, sondern begnadigte ihn, und da der Herzog selbst in ein Kloster zu gehen begehrte, so erließ er ihm auch noch auf sein Bitten den Schimpf der Haarschur in der Pfalz vor den versammelten Edlen. Er nahm zu St. Goar die Kutte und wurde nach Fulda geschickt. Die herzogliche Würde in Baiern stellte Karl nicht wieder her.

Im Jahre 789 unternahm der König auch einen Zug über die Elbe. In den östlichen Theilen Deutschland's, welche, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung noch von Germanen bewohnt, in Folge der großen Völkerwanderung leer geworden waren, erscheinen wie schon bemerkt worden ist (S. 77.), seit dem sechsten Jahrhundert Slavische Stämme. Es waren dies vornehmlich außer den bereits erwähnten Mähren, Böhmen und Sorben, die Bewohner der heutigen Länder Kärnthen, Steiermark und Krain; und nördlich von den Sorben die Wilzen in der Mark Brandenburg und die Obotriten in Meklenburg. Die Letzten, Karl's Verbündete, lebten mit den Wilzen in Feindschaft, und wurden von ihnen beunruhigt. Karl ergriff daher gegen diese die Waffen, demüthigte sie, und zwang sie Geiseln zu stellen, zur Gewähr künftiger Ruhe.

Andere unruhige Nachbarn, welche seit einer langen Reihe von Jahren räuberische Einfälle in Baiern und Italien machten, waren die Avaren, von den damaligen Fränkischen Geschichtschreibern Hunnen genannt. Seit dem Verfall ihrer Macht (oben S. 114.) hatten die Avaren ihre Wohnsitze nur noch im heutigen Ungern und in Oesterreich bis zur Ens. Karl beschloß, sie zu züchtigen, und ließ 791 drei Heere in Ungern einrücken. Die Avaren wurden geschlagen, und bis an die Raab verfolgt. Im zweiten Jahre darauf wollte er sie abermals angreifen, allein die Sachsen ließen ihn dazu nicht kommen. Dieses Volk konnte seine verlorne Unabhängigkeit noch immer nicht verschmerzen, empörte sich daher abermals, und veranlaßte Karl wieder zu einer Reihe

von Feldzügen *) in den Jahren 794 bis 798, die aber durch neue Ereignisse in Italien unterbrochen wurden.

Papst Hadrian I., Karl's kluger und wirksamer Freund, war 795 gestorben, und die Römer hatten Leo III. zu seinem Nachfolger gewählt. Diesen überfiel (799) bei einer öffentlichen Procession eine Rotte von Aufrührern, riß ihn vom Pferde, schleppte ihn in eine Kirche, wo er auf furchtbare Weise mißhandelt wurde, und dann in ein Kloster, wo er gefangen bleiben sollte. Aus diesem wurde er durch einen treuen Kämmerling gerettet; endlich erschien der Herzog von Spoleto, der ihn in Schutz nahm, und unter starker Bedeckung nach seinem Herzogthum führte. Der Vorfall wurde an Karl berichtet, und dieser befahl, den Papst zu ihm nach Sachsen zu bringen. So kam denn derselbe in Paderborn an, und ward von dem Könige und allem Volke mit größter Ehrerbietung empfangen. Karl versprach ihm alle mögliche Genugthuung, und sandte ihn unter einer zahlreichen Begleitung zurück. Im Herbste des folgenden Jahres (800) machte er sich selbst auf, und hielt in Rom in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, in der er selbst als Schutzherr des päpstlichen Stuhls den Vorsitz führte, strenges Gericht über die Rebellen. Bald darauf wurden seine Franken, und vielleicht er selbst, höchst seltsam überrascht. Am ersten Weihnachtstage nämlich, als er, nicht in seinem gewöhnlichen Waffenrocke, sondern in dem Feierkleide eines Römischen Patricius, am Altar der Peterskirche niederkniete, um nach seiner frommen Weise die Andacht zu verrichten, trat plötzlich der Papst herzu, und setzte ihm eine Krone auf, worauf das ganze Volk dreimal laut und freudig rief: Karolo Augusto, dem von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser der Römer, Leben und Sieg. Leo fügte hierauf nach alter Weise die sogenannte Adoration **) hinzu, und

*) Während dieser Kämpfe schickte er seinen Sohn Pipin gegen die Avaren, der auch so glücklich war, bis an die Theiß vorzudringen, das Hauptlager des Chans zu erstürmen und alle Schätze zu erbeuten, die diese Horden binnen zweihundertfunfzig Jahren in Griechenland gewonnen hatten. Bis dahin, sagt Einhard, waren die Franken ein armes Volk, aber diese Beute machte sie reich. In demselben Jahre (796) kam ein Chan der Avaren, Tudun, nach Aachen, ließ sich taufen, und schwur Karl Treue. In der Folge bewog derselbe Tudun die Avaren zwar zu einem Aufstande, aber sie erlagen wiederum den Fränkischen Waffen, und das Volk war in diesen Kriegen so zusammengeschmolzen, daß es allmählig ganz verschwindet, wogegen die ihm unterworfen gewesenen Slavenstämme wieder hervortreten.

**) D. i. er berührte mit der einen Hand seine Lippen, mit der andern die Hand des Gekrönten und neigte sich gegen ihn.

allenthalben wurde der neue Römische Kaiser mit dem Ausrufe Imperator und Augustus begrüßt.

Karl soll, nach Einhard's Bericht, nachher geäußert haben, wenn er das gewußt hätte, so wäre er an diesem Tage lieber nicht in die Kirche gegangen. Indeß ist es kaum glaublich, daß die Sache selbst ganz unverabredet gewesen seyn sollte. Genug, Karl der Große war nun Römischer Kaiser. An äußerer Macht und Besitz von Ländern gewann er dadurch eigentlich nicht, nicht einmal in der Stadt, die seiner neuen Würde den Namen lieh, vielmehr scheint er die weltliche Gewalt in Rom mit dem Papste getheilt zu haben. Dennoch wäre es ganz irrig, in dieser Erwerbung nichts zu sehen, als den eitlen Prunk eines höhern Titels. Das Reich der Römer im Abendlande wurde allerdings nicht in seinen alten Grenzen, sondern nur dem Namen nach wiederhergestellt; aber auch dieser Name flößte selbst den Barbaren, die es gestürzt, noch immer Ehrfurcht ein. Eine dunkle Kunde von der Macht der alten Römischen Imperatoren über alle Lande, von der Kaiser Augustus und Constantinus Herrlichkeit, verknüpfte mit dem Kaisertitel in den Gemüthern die Vorstellung von der ersten weltlichen Gewalt unter den christlichen Völkern, so wie vom obersten Schutze der Kirche, und verlieh dem erneuerten Throne einen Glanz, der ihn hob und befestigte. Deswegen war es auch kein ganz leerer Rangstreit, wenn der Griechische Hof zu Constantinopel über diese Ansprüche des Frankenkönigs an eine Würde, die nach seiner Meinung nur ihm gebührte, die höchste Eifersucht zeigte *). Auch ließ sich Karl jetzt von allen seinen Unterthanen, Geistlichen und Weltlichen, einen neuen Eid schwören, wobei er dringend einzuschärfen befahl, daß dieser Schwur von der größten Wichtigkeit sey, und mehr enthalte als die dem Könige früher gelobte Treue.

Karl hielt sich noch über ein Vierteljahr in Rom auf, wie er denn überhaupt gern in dieser, trotz allen Verwüstungen noch immer schönen

*) Damals war die oben (S. 136.) erwähnte Verbindung zwischen Karl und Irene im Werke, deren indeß nur Byzantinische Geschichtschreiber gedenken. Vielleicht dachte Karl auf diese Weise allem Streit mit den Griechen ein Ende zu machen, die sich ihm auch schon früher, durch Unterstützung der Bewegungen in Benevent, feindselig gezeigt hatten. Irenens Nachfolger, Nicephorus, weigerte sich beharrlich, Karl als Kaiser anzuerkennen, und nach einigen Jahren brach über den Besitz von Venetien und Dalmatien offener Krieg aus, welcher indeß im Jahre 810 durch einen für die Griechen vortheilhaften Frieden geendet ward. Auch gab nach dem Tode des Nicephorus sein Nachfolger Michael Karl'n den Titel Basileus (Kaiser).

Stadt verweilte. Er schrieb darüber einst an seinen, bald näher zu erwähnenden, Freund Alcuin zu Tours, der ihn dahin zu begleiten ausgeschlagen hatte, er könne nicht begreifen, wie man dem goldenen Rom die Strohdächer von Tours vorziehen könne. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem Unterschied damaliger Fränkischer Städte von den Italienischen machen. Um dieselbe Zeit (803), eroberten die Franken unter Anführung König Ludwig's von Aquitanien nach wiederholten Angriffen in Spanien Barcelona, welches jetzt der Sitz eines Spanischen Markgrafen wurde, und sogar die Balearischen Inseln wurden von ihnen besetzt.

Nach einem mehr als dreißigjährigen Kriege waren die Sachsen des unaufhörlichen Kämpfens müde, und geneigt, die Vorschläge des Kaisers anzuhören, da auch dieser nicht mehr auf unbedingter Unterwerfung bestand. Nach einem neuen Zuge (803) gegen die noch widerstrebenden Bewohner der Gegenden an der untern Weser, in Folge dessen an zehntausend Sächsische Familien aus ihren alten Sitzen fortgeführt wurden, hörte jeder Widerstand auf. Die jenseits der Elbe belegenen Landstriche erhielten die Obotriten, Karl's treue Verbündete. Die Sachsen erkannten Karl als ihr rechtmäßiges Oberhaupt, und wurden als Christen den Franken ganz gleichgestellt. Sie versprachen, den Bischöfen und Grafen Gehorsam zu leisten, und ihnen dasjenige zu entrichten, was auch bei den Franken gegeben würde. Dagegen sollten sie von allem Tribut befreit und nur nach ihren eigenen Rechten gerichtet werden. Es wurden in ihrem Lande acht Bischofssitze gegründet, aus denen nachher bedeutende Städte entstanden sind, Minden, Osnabrück, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Münster und Hildesheim, und den Metropoliten zu Mainz und Köln untergeordnet. Für den Unmuth, den die Betrachtung dieser so langen, hartnäckigen und blutigen Kriege einflößt, entschädigt die erfreuliche Erscheinung, daß daraus doch die wohlthätigsten Folgen für das Land hervorgegangen sind. Die Sachsen wurden dem rohen Zustande ihres Lebens entrissen, den sie freiwillig niemals aufgegeben hätten. Auch das Christenthum würde bei der großen Starrheit ihrer Natur ohne äußere Nöthigung schwerlich jemals Eingang bei ihnen gefunden haben. Diese Einverleibung des Sachsenlandes gab dem Frankenreiche in den Normannen und Dänen unruhige und feindselig gesinnte Nachbarn. Ihr trotziger Fürst Gottfried, der Südjütland beherrschte, fiel die Obotriten an; Karl sandte den Letzteren Hülfe, doch endeten die Un-

ruhen erst, als Gottfried von den Seinen erschlagen ward. Da wurde Friede (811), und die Eyder zur Grenze zwischen beiden Nationen bestimmt.

So viele Eroberungskriege erforderten mehr Streitkräfte, als die Vasallen stellten, daher mußte unter Karl außer diesen auch jeder Freie, der nicht schon als Lehnsmann auszog, unter seinem Grafen und dessen Hauptleuten und Centenarien *), sobald das Aufgebot zur Heerfolge (Heerbann) erging, erscheinen. Schon unter Karl Martell war die alte Sitte der Verpflichtung aller Freien zum Kriege wieder hervorgesucht worden, nur wurde jetzt kein Unterschied zwischen Vertheidigungs- und Angriffskrieg mehr gemacht und statt der früheren Mahnung, der jeder Folge leisten konnte oder nicht, trat jetzt ein Zwang ein. Wer nicht kam, bezahlte Strafe, und wenn er die sehr hohe Summe nicht aufbrachte, verfiel er in die Hörigkeit des Königs. Da aber nicht jeder Freie die Kosten der Ausrüstung tragen konnte, so setzte Karl fest, daß er nur dann in Person zu erscheinen brauchte, wenn er ein Landeigenthum von einer gewissen Größe besaß; von den Aermeren traten Mehrere zusammen, und rüsteten gemeinschaftlich einen Krieger aus. Jeder mußte mit einer Lanze und einem Schilde oder mit einem Bogen und zwölf Pfeilen, wer ein größeres Gut besaß, auch mit einem Harnisch versehen seyn. Lebensmittel sollte jeder auf drei Monate mitführen. Doch wurden nicht immer alle Heerbannpflichtige des Reiches aufgeboten, sondern gewöhnlich nur die Männer der Provinzen, welche dem Schauplatze des Krieges am nächsten lagen. Bei der Ausführung dieses Gesetzes fand, wie es in der Natur der Sache liegt, große Willkür von Seiten der Grafen Statt. Sie schonten ihre Hintersassen (S. 42.) so viel als möglich, und wälzten dagegen die Last des Heerbannes vorzüglich auf die gemeinen Freien. Daher traten viele der letzteren, um Schutz gegen diesen Druck zu gewinnen, in die Dienstpflichtigkeit, oder wol gar in die Hörigkeit **) des Grafen, oder anderer weltlichen Großen, oder der Kirche. Wenn sie diesen aber ihr freies Eigenthum übertrugen, und es von ihnen als Beneficium gegen Waffendienst zurückerhielten, kamen sie nur in das Verhältniß der Vasallen. Solche Besitzungen hießen in der spätern Sprache aufgetragene Lehen (**feuda oblata**).

*) Die Centenarien oder Centgrafen standen an der Spitze der Unterabtheilungen der Gaue, Centen oder Hunderte genannt (S. v. S. 41.).

**) Die Hörigkeit umfaßt die verschiedenen Stufen der Unfreiheit, welche zwischen der bloßen Zinspflichtigkeit und der Leibeigenschaft in der Mitte liegen.

Dadurch hat sich besonders die Zahl der kleinen freien Landbesitzer, die noch von keiner Lehnsunterwürfigkeit wußten, immer mehr vermindert. Karl suchte zwar diesem Uebel durch Gesetze zu steuern, aber sie waren unzulänglich, und der Geist der Zeit, der zur Lehnsverfassung hinneigte, verhinderte ihre strenge Durchführung.

Indeß that Karl Alles, um dieser, so wie anderer Willkür seiner Beamten und der Bedrückung des Volks durch die Vornehmen zu steuern. Herzoge mit solcher nationalen Macht und Bedeutung, wie die der Baiern, Alemannen u. A. gewesen waren, welche der königlichen Gewalt und der Ruhe des Staats so leicht gefährlich werden konnten, gab es jetzt im Fränkischen Reiche nicht mehr, und die Grafen standen überall unmittelbar unter dem Könige. Damit diese aber nicht ungebunden handeln können, was sonst in so weitläufigen Ländern sehr leicht eingerissen wäre, machte Karl die treffliche Einrichtung, sie unter die besondere Aufsicht eigener Abgeordneten, Sendgrafen (**missi dominici**) genannt, zu stellen. Diese, gewöhnlich ein Bischof oder Abt und ein Graf, bereis'ten alljährlich ihre aus mehreren Gauen bestehenden Districte (**missatica**), welche meist mit den kirchlichen Abgrenzungen der Erzdiöcesen zusammenfielen, um die Grafen und Centenarien in allen ihren Verrichtungen zu beaufsichtigen, Rechtssachen, welche jene noch nicht zu Ende gebracht hatten, zu entscheiden, oder, wenn deren Urtheil gescholten wurde, in zweiter Instanz zu sprechen, und besonders auch auf die Ausführung der Heerbanns-Verordnungen zu sehen. Zu diesem Ende hielten sie viermal im Jahre und an verschiedenen Orten Provinzialversammlungen. Auf den Reichsversammlungen statteten sie ihre Berichte ab, und so wurde der Zustand der Provinzen eben sowol Gegenstand der Berathung mit den Reichsständen, als die allgemeinen Staatsangelegenheiten. Solcher Zusammenkünfte wurden jährlich zwei gehalten. Bei der ersten, die im Frühling Statt fand, in Verbindung mit dem Maifelde (welches schon Pipin der Kleine an die Stelle des alten Märzfeldes gesetzt hatte), erschienen die Bischöfe und Aebte, und von den weltlichen Vasallen alle die, welche Hof- und Staatsbeamte waren; bei der zweiten, im Herbste, nur die Vornehmsten und die Räthe des Königs. Die Gegenstände der Berathung wurden den Ständen vom Könige angegeben. War die Discussion geendet, so legten sie ihm das Ergebniß derselben vor, und wenn es die königliche Bestätigung erhalten hatte, wurde es als Gesetz (Capitulare genannt) ausgefertigt. Neben den

alten germanischen Hofbeamten, dem Marschall, Truchseß, Schenken und Kämmerer erscheint an Karl's Hofe, an der Stelle des Hausmeiers, der nicht mehr angetroffen wird, der Pfalzgraf (comes palatii) mit besonderem Einfluß. Er vertrat die Stelle des Königs im höchsten Gericht, wenn dieser abwesend und verhindert war oder minder wichtige Dinge zum Spruche kamen. An den Pfalzgrafen gingen zunächst die Appellationen von den Aussprüchen der Grafen und Sendgrafen. In den Gerichten der Grafen und ihrer Unterbeamten versammelt sich von dieser Zeit an nicht mehr die ganze Gemeinde, sondern das Recht wird jetzt immer im gebotenen und ungebotenen Ding von Schöffen, deren Zahl gewöhnlich sieben war, gefunden, welche der Graf und die Markgenossen gemeinsam auswählten. Als Beweismittel sind noch die Eidhelfer und Ordalien im Gebrauch, welche letzteren sogar mit neuen Proben vermehrt sind. Ihre Anwendung beaufsichtigte die Kirche.

Auch den Fehden suchte Karl so viel als möglich zu steuern; er verbot, was früherhin gebräuchlich war, bewaffnet zur Gemeinde und zum Gericht zu kommen; der in der Fehde Gefangene sollte nicht getödtet werden, und auf Befehl des Königs sollte jedenfalls von dem Kampfe abgestanden werden. Hinterlistiger Mord und wiederholter Raub wurden mit Todesstrafen bedroht. Mit dieser Criminaljurisdiction, dem Blutbann, war ebenfalls der Graf des Gaues beauftragt, der in diesen Fällen, welche sonst eine Fehde zur Folge gehabt haben würden, nicht mehr bloß zu seinem Gericht mahnte, sondern bei Strafe des Königsbannes (es waren sechzig Solidi) zu erscheinen gebot.

Die größeren Lehnsträger, so wie die Kirchen und Klöster, ließen sich häufig die Exemtion ihrer Besitzungen von der Gewalt des Grafen, das eigene Gericht über ihre Dienstmannen und Hintersassen (s. o. S. 42.) auch in allen übrigen Sachen als denen des Dienstes und des Zinses, durch königliche Privilegien ertheilen und bestätigen; doch mußten sie bei Klagen wider ihre Leute diese beim Gericht vertreten und in Criminalfällen die Beschuldigten dem Grafen ausliefern. Ein so eximirtes Gebiet wurde Immunität genannt. Heeresfolge leisteten aber die Dienstmannen, wenn ihr Beneficium so groß war, daß es diese auch für den freien Besitzer bedingt hätte, ganz wie die Eigenthümer. Mußte indeß der Herr allein der Lehnspflicht genügen, so richtete sich die Zahl der Leute, welche er mitbrachte,

wohl nach dem guten Willen und nach dem Umfange des Lehns, welches er selbst vom Könige hatte.

Die Grenzen seines weiten durch einen einfachen und gleichmäßigen Organismus zusammengehaltenen Reiches — auch in den ehemals Longobardischen Ländern war nach dem zweiten Italischen Zuge die Fränkische Verfassung eingeführt worden — schützte Karl der Große durch militärisch eingerichtete Landschaften, Marken genannt, welche sich vom Adriatischen Meere aufwärts bis zur Eider, längs den äußersten Wohnsitzen der Longobarden, Baiern, Franken, Thüringer und Sachsen hinzogen. Hier wurden Burgen erbaut, die benachbarten Völker im Zaum zu halten und die allmählige Verbreitung des Germanischen Lebens in deren Ländern ist vorzüglich diesem trefflichen Institute zuzuschreiben.

Den Geistlichen bezeigte Karl große Achtung; er erkannte die Wichtigkeit derselben für die religiöse und wissenschaftliche Bildung seiner Völker, nicht minder als für den Staat, wo sie die Einzigen waren, welche den König gegen die emporstrebende Macht der trotzenden Vasallen unterstützen konnten. Darum vermehrte er ihr Ansehen, ihre Vorrechte und ihre Reichthümer. Zu diesen Begünstigungen der Geistlichkeit gehören besonders die Gesetze über den Zehnten. Schon lange hatten die Bischöfe die Laien ermahnt, den zehnten Theil vom Ertrage ihrer Güter alljährlich an die Priester abzutragen, weil Gott es im alten Testamente ausdrücklich befohlen habe, aber ohne Erfolg, wenigstens ohne allgemeinen. Erst Karl war es, der diese in Anspruch genommene Verpflichtung zu einem förmlichen Gesetze erheben ließ, und nicht einmal die königlichen Kammergüter davon ausgeschlossen wissen wollte. Indeß fand sich bei den Großen sowol, als beim Volke anfangs wenig Geneigtheit zur Entrichtung dieser Abgabe. Besonders schien sie den Sachsen, in deren Ländern der Zehnte wol mit besonderer Strenge eingetrieben werden mußte, da hier zum Unterhalte der Geistlichkeit zunächst keine ausreichenden liegenden Grundstücke vorhanden waren, — eine Einbuße an ihrer Freiheit, und trug nicht wenig dazu bei, sie gegen das Christenthum so halsstarrig zu machen *). Uebrigens wurde verordnet, daß die Armen von der Kirche einen Theil des Zehnten zu empfangen hätten. Daß die Bevorzugung der Geistlichen bei Karl indeß ihre sehr vernünftigen

*) Decimae Saxonum subverterunt fidem, schreibt Alcuin.

Grenzen gehabt hat, kann schon aus folgenden Fragen hervorgehen, die er ihnen, um sie auf ihre wahrhaften und höhern Pflichten aufmerksam zu machen, zur Beantwortung vorlegte: „Wie weit ist es einem Bischof oder Abt erlaubt, sich in weltliche Dinge zu mischen? — Was für Dinge verspricht ein Christ in der Taufe, und welchen entsagt er? — Heißt das die Welt verlassen, wenn man bald durch Versprechung des Himmels, bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlassen, wenn man noch eine unersättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menschen durch Geld zu Meineiden und falschen Zeugnissen verführt? — Wo steht geschrieben, daß jemand wider Willen zum Geistlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommt's der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tüchtigkeit seiner Untergeistlichen sieht, und sich mehr um ihr Singen als um ihren Lebenswandel bekümmert? Mag doch ein Mönch immerhin ein unvollkommener Sänger seyn, wenn er nur kein schlechtes Leben führt. Reine und edle Sitten sind ja doch das Erste am Menschen!"

Auch die Bischöfe, obgleich sie vom Volke und vom Klerus des bischöflichen Sitzes, der **ecclesia cathedralis** erwählt werden sollten, (Th. III. S. 367.) ernannte Karl häufig ohne weiteres, und Klöstern, die sich seinen besondern Schutz gegen Eingriffe der Bischöfe ihrer Diöcese bei Erwählung ihrer Aebte und in Betreff ihrer Güterverwaltung erbaten, gewährte er solchen nach dem Beispiel seiner Vorgänger durch Privilegien, welche sie zu königlichen Klöstern machten. Die Aebte der bedeutenderen unter diesen erhielten dann auch Sitz und Stimme in den Reichsversammlungen. Doch wurden dagegen ihre Güter häufig, weil sie theils von den Königen geschenkt, theils von den Kirchenoberen an Dienstmannen verliehen waren, vom Kaiser weltlichen Großen zur Verwaltung und Benutzung verliehen, so weit sie nicht zum Unterhalt der Mönche nöthig waren. Eine noch größere Beschränkung erlitt die Gewalt der Bischöfe, die Einkünfte ihrer Kirchen nach Belieben für sich, die Geistlichen, die Armen, die Erhaltung der Gebäude u. s. w. zu verwenden, daß man den Laien, welche neue Klöster und Kirchen bauten und ausstatteten, nachgeben mußte, die Verwendung dieser Gü-

ter zu bestimmen und zu beaufsichtigen. Oft behielten auch die Stifter sich selbst und ihren Nachkommen die Vogtei der neu gestifteten Kirchen oder des reich begabten Klosters vor. Dieses Amt bestand in dem Vorsitz des Gerichtes der Dienstleute und Hintersassen der Kirche, in der Anführung derselben im Kriege und in der Vertretung derselben vor dem Gerichte der Grafen. Es mußte ihnen und ihren Familien auch gewöhnlich das Recht der Bestätigung oder Verwerfung der für solche Kirchen eingesetzten Geistlichen überlassen werden.

Wie weitgepriesen Karl's des Großen Name schon unter den Zeitgenossen war, zeigen die Gesandtschaften, welche die Araber aus Asien, Africa und Spanien an ihn schickten, ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. Der berühmte Chalif Harun al Raschid ließ ihm zu seiner Kaiserkrönung Glück wünschen und sandte zugleich einen Elephanten, der nicht geringes Staunen erregte, außerdem (unten II., 2.) machte er ihm Geschenke mit den kostbarsten Indischen Gewürzen und mit morgenländischen Kunstarbeiten, worunter eine Uhr merkwürdig ist, als ein Beweis der großen mechanischen Fertigkeit der Araber. Es war eine Wasseruhr von Metall, die einen Zeiger hatte, und den Wechsel der Stunden noch außerdem durch kleine Kügelchen, welche klingend auf eine Metallplatte fielen, ja selbst durch Reiter, welche sich an selbst aufspringenden Thürmen zeigten, kund that. Karl's Gaben bestanden in Pferden, trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und anderen Weberarbeiten, worin die Fränkischen und Friesischen Frauen sehr geschickt waren. Zu seinem Gesandten nach Bagdad brauchte er einen Juden, Namens Isaak.

Alle Großthaten des Krieges aber, durch welche vornehmlich dieser Glanz erworben war, achtete Karl für gering gegen die Bemühung, seiner Völker Geist und seinen eigenen durch Kenntnisse auszubilden. Das schöne Vorbild der alten Römerwelt, das er noch in den Trümmern jener majestätischen Stadt ehrte, ließ ihn nicht rasten. In Italien hatte er einen Englischen Mönch, Namens Alcuin (geb. 735 gest. 804), kennen gelernt, der, in der weit berühmten Schule zu York gebildet, auf allen damals angebauten Feldern der Wissenschaften wohl bewandert war. Er zeichnete sich besonders durch die Gabe aus, seine vielfachen Kenntnisse auf eine die Zuhörer anziehende und befriedigende Weise mitzutheilen. Dadurch gefiel er dem Könige so sehr, daß er ihn nach Deutschland berief, zum Lehrer seiner Söhne

und Töchter. Bald darauf kam ihm ein munterer, wißbegieriger Knabe, Namens Einhard, aus dem Odenwalde gebürtig, vor Augen, den er seinen Söhnen, als einen Sporn zur Nacheiferung, zum Gesellschafter gab. Es ist ein trefflicher Mann aus ihm geworden, der nachher seines Wohlthäters Leben in gutem Latein beschrieben hat. Noch einen andern Jüngling von feinem Geiste gewann Karl dem schönen Bunde, den glücklichen Angilbert, der Capellan an seinem Hofe wurde, welche Stelle der Kaiser mit seltener Güte bald darauf in ein weltliches Ehrenamt verwandelte, als, wie überliefert wird, die schöne Bertha, Karl's liebste Tochter, ihm heimlich ihr Herz geschenkt, und ihn vom Vater sich zum Gemahl erbeten hatte. Etwas Aehnliches, aber noch weniger verbürgtes, wird von Einhard erzählt: daß nämlich eine andere von Karl's unehelichen Töchtern, Emma, ihn eines Abends auf den Schultern über den Schloßhof getragen, damit nicht die männliche Spur im Schnee den unerlaubten Besuch verriethe; daß aber der alte Kaiser, der eine schlaflose Nacht gehabt, selbst am Fenster dem seltsamen Auftritt zugesehen, und die Liebenden am folgenden Morgen entlarvt habe.

Der große Mann war, so oft seine Zeit es erlaubte, bei dem Unterrichte zugegen, welchen Alcuin seinen Söhnen gab, und lernte selbst noch von ihm. Latein sprach er fertig, im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen, und bei seiner so großen Thätigkeit hatte er doch noch Zeit zum Lesen übrig. Besonders verehrte er die beiden berühmten Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredten Ausdruck er nicht genug bewundern konnte. „Ha! rief er einst voll edlem Eifer aus, wenn ich doch zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte." Worauf Alcuin erwiederte: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat nur diese zwei gehabt, und du verlangst ihrer zwölfe!"

In dem gelehrten Verein, welchen diese und andere am Hofe lebende ausgezeichnete Männer bildeten, verläugnete Karl durchaus den Kaiser. Er ließ sich David nennen, Alcuin hieß Flaccus, Angilbert Homer u. s. w. Hier besprach man sich über die Ausbildung der Muttersprache, es wurden ältere Deutsche Heldenlieder gesammelt, eine Deutsche Grammatik versucht, Deutsche Namen für die Monate und Winde erfunden, und über die Erziehung des Volks und besonders der Geistlichen berathschlagt. Karl gab nur geschickten Männern die besseren Pfründen, und befahl auf das strengste bei allen Kathedra-

len und Klöstern Schulen einzurichten, in welchen Lesen, Schreiben und das Christenthum, und für die Geistlichen auch höhere Wissenschaften gelehrt werden sollten. Die Schule im Kloster des heiligen Martin zu Tours, welcher Alcuin später als Abt vorstand, hat lange ihren Ruf behalten. Auch Paris, Soissons, und viele Deutsche Klöster hatten gute Schulen. Für die Geistlichen, welche selbst keine Predigten ausarbeiten konnten, ließ Karl durch Paul Warnefrid im Kloster zu Montecassino eine Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer entwerfen und machte diese zum Gebrauch der Kirchen bekannt mit einer Vorrede, in welcher er selbst die Geistlichen zum eigenen Studium der heiligen Schrift aufmunterte. Ferner ermahnte er die Mönche zum Bücherabschreiben, und brachte für sich eine Bibliothek zusammen, welche auf seinen Befehl nach seinem Tode zum Besten der Armen verkauft wurde.

Eine eigene Schule richtete er am Hofe ein, als Muster für die übrigen, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niederen, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in das Gemach und ließ die Schüler prüfen. Die geschickten mußten sich auf seine rechte, die ungeschickten auf seine linke Seite stellen, und hier fand sich, daß die Letzteren gerade die Vornehmen waren, und fast nur diese. Darauf wandte er sich zu den fleißigen aber armen Kindern, und sagte: „Ich freue mich, meine lieben Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei, und werdet immer vollkommner. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr, Söhne der Edlen, ihr feinen Burschen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben; ich sage euch, euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; und ihr habt nichts Gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!"

Auch der Verbesserung des Kirchengesanges widmete Karl seine Aufmersamkeit. Papst Hadrian sandte ihm aus Rom, wo durch Gregor's Bemühungen (s. o. S. 94.) diese Kunst eine gewisse Ausbildung empfangen hatte, zwei seiner besten Sänger. Karl wies dem einen zu Metz, dem andern zu Soissons seinen Wohnsitz an. Hier mußte nun jeder, der an einer Schule den Gesang lehren, oder an einer Kirche Vorsänger werden wollte, sich in der Römischen Gesang-

weise unterrichten lassen. Im Orgelspiel sollten die Schüler ebenfalls geübt werden. Aber die plumpen Franken stellten sich eben so ungeschickt zum Singen als zum Spielen an. Die Italiener verglichen ihren Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere und dem Gerumpel eines Lastwagens auf einem Knüppeldamm, und Alcuin klagt oft in seinen noch vorhandenen Briefen, daß er so äußerst wenig ausrichten könne, und mit einer fast bestialischen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe.

Es ist von dem höchsten Interesse, einen großen Mann auch in seinen geringen Beschäftigungen zu betrachten, und zu sehen, wie es das nämliche Licht ist, das ein kleines Zimmer und draußen die ganze Welt erleuchtet. Es war dieselbe Thätigkeit, mit welcher Karl Heere anführte und Schulprüfungen anhörte, Gesetze für große Völker ersann, und Griechische Vocabeln lernte. Für Alles schien er geboren, und alle Meister übersah er. Wenn er auf seine Höfe kam, ließ er sich die Rechnungen vorlegen, wo Alles, bis auf die Anzahl der Eier, eingetragen seyn mußte, überzählte Einnahme und Ausgabe, rechnete seinen Verwaltern nach, und machte Bauanschläge, als wäre er nichts als ein Landmann. Seine Verordnungen und Anweisungen zum Betrieb der Cultur auf den königlichen Gütern werden von Kennern als ein bewundernswürdiges Denkmal seiner Einsichten in die Landwirthschaft gepriesen.

Seine Bauten waren zahlreich und sehr bedeutend. An mehreren Orten ließ er prächtige Paläste aufführen, unter welchen die zu Aachen, Ingelheim und Nimwegen die berühmtesten sind. Denn einen festen Wohnsitz hatte Karl nicht, am liebsten aber wohnte er auf seinen Schlössern in den Rheinlanden und vorzüglich zu Aachen in den Gegenden, von welchen die Macht seines Hauses ausgegangen war, wo er, außer jener Pfalz, der Mutter Gottes zu Ehren eine Kirche bauen ließ, welche Einhard als ein Gebäude von bewundernswürdiger Schönheit beschreibt. Ferner ließ er Dörfer und Klöster anlegen, Sümpfe austrocknen und Wälder urbar machen. Eben so ward Anderen das Bauen dringend empfohlen und vorzüglich den Bischöfen ans Herz gelegt, die Kirchen ihres Sprengels in gutem Stand zu erhalten. Die Mönche bauten selbst, schon weil die Regel des heil. Benedict ihnen neben Andacht und Beten Handarbeit gebot, und weil sie allein im Besitz der an sich freilich sehr geringen, aber in Vergleich mit der Unwissenheit der Weltlichen immer etwas bedeutenden,

mathematischen Kenntnisse jener Zeit waren. Zur Beförderung der Schiffsahrt wollte Karl einen Canal graben lassen, welcher die Rednitz mit der Altmühl, und dadurch den Main mit der Donau, folglich die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbinden sollte. So wäre eine Wasserverbindung zwischen Constantinopel — damals dem Hauptsitze des den Orient und Occident verbindenden Handelsverkehrs — und dem Herzen der Fränkischen Staaten zu Stande gekommen. Aber vergebens ward mehrere Monate an dem kühnen Werke gearbeitet, häufiges Regenwetter spülte das Ausgegrabene wieder ab, und bei den mangelhaften Anstalten und unvollkommenen Werkzeugen mußte man die Fortsetzung des Unternehmens aufgeben.

Es wird den Lesern willkommen seyn, Einiges von dem Aeußern des großen Mannes hier zu finden. Wir wollen Einhard reden lassen. Von Körper, sagt er, war Karl der Große voll und stark, vom Wuchs erhaben, denn er maß sieben seiner Fußlängen. Sein Kopf war rund, die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase ein wenig mehr als mittelmäßig, das Haar glänzend weiß, die Miene heiter und fröhlich, die ganze Gestalt, sitzend und stehend, voll hoher Würde. Obgleich der Nacken ein wenig gebückt und kurz, und der Bauch etwas zu weit vorragend war, so deckte doch das schöne Verhältniß der übrigen Glieder diese Fehler. Der Gang war fest, die gerade Haltung des Körpers männlich, die Stimme hell, wiewol der Kraft des Körpers nicht ganz angemessen. Seine glückliche Gesundheit ward nur in den vier letzten Jahren durch häufige Fieber angegriffen, gegen die er nach eigenen Einfällen mancherlei, doch nichts auf den Rath der Aerzte, versuchte. Denn diese haßte er, weil sie ihm Gebratenes, seine Lieblingsspeise, verboten. Karl's Vergnügungen bestanden in Reiten, Jagen und Schwimmen, worin er es allen Anderen zuvorthat. Vorzüglich wegen der Nähe der Bäder baute er den Palast zu Aachen, und lud jedermann zum Baden ein, daher man oft mehr als hundert Badende beisammen sah. Er bediente sich stets der Fränkischen Kleidung; auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemde (von seinen Töchtern gesponnen und gewebt), darüber ein Wamms, das von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten ward, an den Beinen Strümpfe und Schuhe, um die Lenden Binden, im Winter auch noch um Schultern und Brust einen Ueberwurf von Otterfell. Sein Oberkleid war ein kurzer Venedischer Mantel. Immer sah man ihn mit dem Schwert umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber, bei feier-

lichen Gelegenheiten auch wol, wie die Schuhe und das alsdann hervorgesuchte Diadem, mit Edelsteinen besetzt war. Ausländische Kleidung war ihm verhaßt, und nur zweimal hat er zu Rom, auf Bitten der Päpste Hadrian und Leo, die lange Römische Tracht angelegt. In seinem gewöhnlichen Anzuge war er fast in nichts von den Gemeinen unterschieden. Speise und Trank genoß er mäßig, und Trunkenheit war ihm ein Abscheu. Gastereien fanden selten statt, und nur an festlichen Tagen; dann aber liebte er, recht viel Menschen um sich zu sehen. An seiner gewöhnlichen Tafel wurden vier Gerichte gegeben, außer den Braten, welche die Jäger an den Spießen hereinbringen mußten. Während der Mahlzeit ward irgend ein Geschichtsbuch von den Thaten alter Könige vorgelesen, auch liebte er die Schriften des heiligen Augustin, besonders die vom Gottesstaate. Nach Tische ruhete er zwei bis drei Stunden, dagegen unterbrach er seinen Nachtschlaf vier bis fünfmal, nicht bloß durch Erwachen, sondern selbst durch Aufstehen. Beim Ankleiden unterhielt er sich mit seinen Freunden, oder ließ auch wol Geschäftsleute oder Kläger vor, und entschied ihre Händel auf der Stelle. Er sprach viel und gern, und wußte sich über alles höchst klar und fließend auszudrücken. Er ließ sich Vorlesungen über Grammatik, Rhetorik und Dialektik halten, und viel Zeit verwendete er auf Sternkunde und Sterndeutung. Auch das Schreiben versuchte er, und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, damit er in müßigen Stunden seine Hand üben konnte. Aber die zu spät angefangene Kunst wollte nicht recht gelingen. Die Religion ehrte er tief im Herzen; die Kirche besuchte er früh und Nachmittags, oft auch des Abends, unverdrossen, und litt durchaus nichts Unanständiges oder Störendes darin. Karl's Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf die eigenen Unterthanen, sondern seine Almosen gingen über das Meer nach Syrien, Aegypten und Africa, nach Jerusalem, Alexandrien und Karthago hin, wo er von nothleidenden Christen hörte; und vorzüglich deshalb unterhielt er die Gemeinschaft mit jenen entfernten Königen, damit diese Wohlthaten den armen Gläubigen in ihren Staaten desto sicherer zukämen. Seine Geschenke an den päpstlichen Stuhl sind nicht zu zählen, und es gehörte zu seinen liebsten Beschäftigungen, sein verehrtes Rom, das er viermal besucht hat, zu schmücken und emporzuheben. Kraft seines Testaments wurden zwei Drittel seines gesammten Schatzes, seines Hausraths und seiner Kostbarkeiten, gleich-

mäßig als Almosen an die Geistlichen in den ein und zwanzig Metropolitanstädten seines Reichs vertheilt, so daß der Metropolitan für seine Kirche den dritten Theil, und seine Unterpfarrer die beiden anderen Theile erhielten. Jene Städte waren Rom, Ravenna, Mailand, Friaul, Grado, Köln, Mainz, Salzburg, Rouen, Trier, Sens, Besançon, Lyon, Rheims, Arles, Vienne, Tarascon, Yverdun, Bordeaux, Tours und Bourges. Unter den Kostbarkeiten waren drei schöne, massive silberne Tische, auf deren einem die Gestalt der ganzen Erde, so wie auf dem andern eine Abbildung von Rom und Constantinopel gearbeitet war. Sie wurden den Kirchen zu Rom und Ravenna geschenkt. — So weit Einhard.

Karl hatte den Schmerz, von seinen drei Söhnen, unter welche er bereits das ganze Reich getheilt hatte, noch vor seinem Tode zwei, Karl und Pipin, sterben zu sehen. Der übrig gebliebene Ludwig, König von Aquitanien, war also sein einziger Erbe. Karl übernahm, als hätte er die künftigen Ansprüche der Päpste geahnet, auf einem Reichstage zu Aachen das Geschäft der Krönung selber (813). Er unterredete sich mit seinen Großen, ermahnte sie, seinem Sohne allezeit treu zu bleiben, und fragte jeden, von den Vornehmsten anfangend, ob er sein Vorhaben ins Werk richten solle. Sie antworteten einmüthig: Gott wolle es also haben. Karl ging demnach am nächsten Sonntage (16. November) im kaiserlichen Ornat in die Marienkirche (o. S. 160.) und nachdem er das Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote in Allem zu halten, für die Kirche Sorge zu tragen, und sie gegen böswillige Menschen zu schützen, sich gegen seine Schwestern und jüngeren (außerehelichen) Brüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte zu bestellen, Keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursach und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu verhalten. „Willst du das Alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es. „Nun wohl, so setze dir selbst die Krone auf, und stets erinnere sie dich an dein Versprechen." Er that's vor allem Volke. Der Vater beschenkte ihn hierauf herrlich, und schickte ihn, nach einem unter vielen Thränen genommenen Abschied, nach Aquitanien, seiner Provinz. Es war das letzte Mal, daß er ihn gesehen.

Im Januar 814 verfiel der zwei und siebzigjährige Greis in ein heftiges Fieber, das mit Seitenstechen verbunden war. Er wollte sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten heilen, allein die erschöpfte Natur hatte keine Hülfe mehr. Er starb am 28sten desselben Monats, nachdem er sich noch den Tag vorher mit der Verbesserung einer biblischen Handschrift beschäftigt hatte*). Unter allgemeinem Wehklagen des Volks ward er in der von ihm erbauten Kirche zu Aachen beigesetzt, wo sein Leichnam ruhte bis auf Kaiser Friedrich I., der ihn in eine prächtigere Grabstätte legen ließ, und es zugleich bei dem Papst Paschalis III. bewirkte, daß der durch so viele Thaten große und unvergeßliche Krieger und Gesetzgeber auch zu den Helden der Kirche gezählt, und unter die Zahl der Heiligen gesetzt ward.

---

*) Einhard ermangelt nicht, die Vorzeichen anzugeben, die des Kaisers nahen Tod deutlich vorher verkündigt haben sollen: häufige Finsterniß, der Einsturz des bedeckten Ganges zwischen dem Schlosse und der Kirche zu Aachen, das Abbrennen der neuen Rheinbrücke bei Mainz, an welcher zehn Jahre lang gebaut worden war u. s. w.

Mittlere Geschichte.

Zweiter Zeitraum.

Von Karl dem Großen bis auf den ersten Kreuzzug. (814 – 1096.)

I. Einleitung.

Ueberblicken wir die im Laufe von mehr als drei Jahrhunderten an unsern Blicken vorübergegangenen Ereignisse, so ist deren wesentlicher und bleibender Inhalt die Befestigung und Ausbildung des Germanischen Lebens im westlichen Europa und die Durchdringung desselben mit den Lehren und Formen des Christenthums und der Römischen Kirche. Die Ostgothen, Vandalen, Heruler, Burgunder, alles Zweige der großen Gothischen Völkerfamilie sind von der Weltbühne wieder verschwunden; nur noch einen Stamm derselben, die Westgothen, sehen wir bemüht, von den nordwestlichen Bergen Spanien's her sein Reich zurückzuerobern und in diesem Kampfe die verlorne Germanische Kraft und Eigenthümlichkeit allmählig wieder erlangen. Vergebens war das Bemühen Theoderich des Großen gewesen, den Völkern seiner Abstammung in dem Italischen Reiche eine feste Stütze und einen dauernden Mittelpunkt zu geben, wenn er sie auch durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit bei seinem Leben einander näher verband. Die Gothen hatten kräftigeren Naturen den ersten Platz abtreten müssen. So brachten denn die Franken durch Waffengewalt die übrigen Germanen unter ihre Herrschaft. Die Karolinger vollendeten dieses Reich; den unterworfenen Alemannen, Baiern und Thüringern fügten sie die Friesen, die Longobarden und die Sachsen hinzu. Araber und Avaren hatten indeß die Länder des mittleren Europa geängstiget, aber schon Kaiser Karl konnte sein Schwert wieder erobernd gegen beide wenden. Es ist ein Streben in Karl's des Großen Regierung nicht zu verkennen, die einzelnen Nationalitäten zu einer großen Einheit zusammenzuführen. Die Könige und Herzöge der beherrschten Völker verschwanden, das Reich wurde ein systematisch geordnetes, allgemeine Gesetze, Verfügungen und Anordnungen wurden getroffen.

Der Staat der Germanen hatte durch Pipin's Verlangen, vom Papste die Bestätigung und Anerkennung seiner neuen Würde zu erhalten, die Kirche ausdrücklich für das Höhere, über der Welt stehende, anerkannt und Papst Leo schien demnach nun mit der Kaiserkrone seinem Beschützer Karl die Weihe der höchsten irdischen Gewalt ertheilt zu haben. Wir haben gesehen, wie die Päpste und die Fränkischen Herrscher durch gegenseitiges Bedürfniß und gegenseitige Dienste einander näher kamen; jetzt waren beide Theile zur Herrschaft in ein und demselben Reiche der Christenheit vereinigt, denn mit den Erinnerungen von der Weltherrschaft der alten Römischen Kaiser verknüpfte sich bald die Vorstellung von der Oberhoheit des höchsten christlichen Herrschers über alle, die den Glauben an den Gekreuzigten bekennen. So erhielt wie die Kirche in dem Papste, auch die Welt in dem Kaiser ihre höchste Spitze. Christus hatte Petrus, Petrus hatte seinen Nachfolgern die Gewalt auf Erden zu lösen und zu binden verliehen. Das Schwert des Herrschers zu führen, übertrug Gott dem Kaiser durch den Papst; und der Kaiser vergab wiederum Macht und Besitz an seine Vasallen.

Die vollständige Ausbildung dieser Ideen gehört dem Zeitraume an, dessen Schwelle wir jetzt betreten. Karl's des Großen Gebäude zerfällt, weil die Germanen für ein so geordnetes Staatsleben ohne den gewaltigen Geist jenes Herrschers noch nicht reif sind, weil die einzelnen Völker schon zu bedeutende Verschiedenheiten entwickelt hatten, um in der beengenden Einheit eines solchen Reiches ausdauern zu können. Wir erinnern an den großen Gegensatz des rein Germanischen und des Romanischen Wesens, und an die Verschiedenheit welche innerhalb des Letzteren nach der Eigenthümlichkeit der Stämme und der Länder, in denen die Niederlassung geschehen war, sich erzeugt hatte. Doch blieb dem westlichen Europa, soweit überhaupt die Deutschen gedrungen waren, die höhere geistige Einheit und Gemeinsamkeit der Denkweise so wie der ganzen Gestaltung des Lebens, dessen organische Glieder und Unterschiede die einzelnen Staaten in ihrem zugleich gesonderten und doch übereinstimmenden Daseyn von nun an bilden.

Zunächst schien Alles kaum Gegründete wieder der Auflösung und Zerstörung anheim gegeben zu werden. Es folgten Zeiten großer Verwirrung, aber nicht des verworrenen Treibens der Kraft wie zur Zeit der Völkerwanderung, sondern der thatlosen Schwäche wie damals, als die Merovinger den Franken geboten. Wie man sich früher der

Raubzüge der Avaren und Araber kaum zu wehren vermocht, so plünderten jetzt die Ungern und Normannen in Deutschland, Italien, Frankreich und England, im Süden landeten wieder dieselben Sarracenen, fast ebenso ungestraft als Bulgaren und Slaven das Byzantinische Reich durchzogen. Während dieser bedrängenden Kriege von außen, und unaufhörlicher wilder Fehden im Innern erhielt das Lehnswesen seine durchgreifende Gestaltung. Karl's des Großen Verfassung hatte noch einen starken Hintergrund an der Gemeinde der freien Männer gehabt; jetzt zwingt die Noth und die höchste Schutzlosigkeit jeden Schwachen, bei dem Stärkern Hülfe zu suchen und deshalb sein Mann zu werden. Manches Große und Herrliche entwickelte sich in diesen Formen, aber wie hoch auch das lebendige Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen angeschlagen werden muß, so hingebend auch die Treue und Liebe der Dienstleute zum Herrn seyn mochte, so schön das patriarchale Bezeigen des Grundherrn zu seinen Eingesessenen und Hörigen, es war doch hier wie bei allen rein auf das Innere und das Gemüth gestellten Verhältnissen nichts Gesichertes und Festes und der vorherrschende Charakter dieser Zustände war die Gewalt. Was sonst geschah trug den Stempel privater Uebereinkunft zwischen Zweien. Eines allgemeinen geistigen und höheren Inhalts, als dieses weltliche Treiben in sich haben konnte, war sich nur die Kirche bewußt, so wie auch diese allein durchgreifender Gesetze und Bestimmungen über ihr Leben sich erfreute.

Allmählig kamen die Staaten wieder zu größerer Festigkeit. Glänzend vor allen erhebt sich Deutschland unter einer Reihe ausgezeichneter Herrscher und erringt seinen Königen die Kaiserwürde. Der Normannen Einfälle enden, wie einst die der Deutschen in die Römischen Provinzen, mit ihrer Niederlassung in den geplünderten Landstrichen, und das erschlaffte Germanische Leben erhält durch sie seine letzte nordisch kräftige Verstärkung.

Was aber hatte das Papstthum gewonnen indem es sich den abendländischen Reichen anschloß? Für seine Herrschaft über die Kirche sehr Bedeutendes. In rein geistlichen Dingen konnte der Papst auf die unbedingte Unterstützung der weltlichen Macht zählen. Die andere Seite war aber das Verhältniß zu dieser selbst. Hier lag es nicht fern, daß die Kaiser (auch Karl der Große sah die Sache wol so an) die Päpste als die ersten Bischöfe ihres Reiches betrachteten, in deren Wahl und sonstige weltliche Verhältnisse einzugreifen sie sich

wie bei den anderen geistlichen Vorstehern berechtigt hielten. Den größten Bischöfen hatten die Frankenherrscher die größten Besitzungen und die größte Immunität ertheilt; sehr häufig wurden sie zum Schutze derselben gegen Arglist und Gewalt herbeigerufen; sollten sie nicht auch die Rechte, welche mit solcher Stiftung und Beschirmung verbunden waren, in Anspruch nehmen? Zuerst nach Karl's des Großen Tode schien allerdings das Papstthum einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen, unter den schwachen Karolingischen Königen konnte man glauben, mit dem Vorrechte, die Krone aufzusetzen, sey auch das der wirklichen Ertheilung verbunden. Bald sah sich indeß die emporstrebende Macht in ihrem Laufe gehemmt, und zwar durch Umstände, von denen sie wahrscheinlich gerade die höchste Unabhängigkeit von allem weltlichen Einfluß erwartet hatte. Es war nämlich der Landbesitz der Römischen Kirche, welcher unfähige und verderbte Männer auf den heiligen Stuhl brachte. Ganz wie damals in allen Staaten die Kirche durch die unauflösliche Verflechtung, in welche sie durch Grundeigenthum, bedeutende Einkünfte und Hoheitsrechte mit dem Staate gerieth, immer mehr in ihr fremde Interessen gezogen wurde, wie die Könige solchen Reichthum in ihnen geneigte Hände zu bringen suchen mußten, wie große Familien in einer Diöcese alles daran setzten, diesem oder jenem ihrer Glieder das Hirtenamt derselben zu verschaffen, wie Volk und Klerus der Gemeinden das alte Recht, die Vorsteher zu wählen, fast nirgend mehr durchsetzen konnten, weil Bischöfe und Aebte wirklich nicht mehr bloß ihre geistlichen Pfleger und Seelsorger waren; wie darum in der jetzt wieder einbrechenden allgemeinen Verwilderung der Sitten selbst die Geistlichen nicht ausgenommen bleiben, so fand sich auch dieses alles hemmend und hindernd um den höchsten Bischofsstuhl der Christenheit herum vereinigt. Vor allem gefährlich zeigte sich der Einfluß der Römischen Vornehmen in der eines Herrn im eigentlichen Sinne entbehrenden Stadt. Hinterlist, Gewalt und Mord setzten diese, in Parteien zerrissen, jetzt daran, ihnen verwandte, oder ihrer Faction befreundete Männer zu Päpsten zu erheben, um dann durch diese zu herrschen und die eigene Macht zu verstärken. Diese Umtriebe forderten, sobald in Deutschland wieder kräftige Herrscher an die Spitze traten, einen wirksameren Schutz und ein thätigeres Eingreifen in die Zustände des Römischen Stuhles als je vorher nützlich und nöthig gewesen war. Auch die ersten Versuche, das ganze entartete und verderbte Kirchenwesen

zu reformiren gingen von den Kaisern aus, bis dann am Ende Gregor VII. erkannte, daß eine solche Verbesserung unmöglich sey, ohne die völlige Befreiung der Papstwahl von weltlichen Einflüssen, ohne die vollständige Losreißung der Kirche vom Staate. Und wenn bisher alles, was die Päpste Umsichtiges gethan, Kluges gewollt und Lohnendes erreicht, immer nur aus den nächsten Bedingungen hervorging und die nächsten Zwecke im Auge hatte, und nur der Irrthum neuerer Geschichtschreiber ihre ganze Stellung als prämeditirt angesehen hat, so tritt dagegen jetzt das klarste Bewußtseyn über den großen und erhabenen Gedanken der vollendeten Unabhängigkeit der Kirche ein. Mit Gregor dem VII. beginnt eine neue Aera für die Hierarchie.

Ehe wir aber alle diese Begebenheiten im ausführlichen Zusammenhange betrachten, wenden wir zuerst den Blick auf die Reiche der Araber und Byzantiner, um deren Schicksale bis zu ihren neuen Berührungen mit dem Abendlande in wenigen Zügen zu überschauen.

---

2. Die Araber.

Unter den ersten Chalifen aus dem Hause Abbas entwickelte sich ein großer Glanz innerhalb des Arabischen Reiches, wenn es an Spannkraft auch schon eingebüßt und durch die Losreißung Spanien's an Länderumfang schon verloren hatte. Der Bruder und Nachfolger des Abul Abbas (o. S. 112.), Al Mansur (754—775), gründete in der Nähe des alten Ktesiphon einen neuen Herrschersitz, Bagdad, welches sich schnell zu einer Stadt von ungemeiner Größe, unermeßlicher Bevölkerung, großer Pracht und schimmerndem Reichthum erhob. Harun al Raschid, al Mansur's Enkel, der fünfte Abassidische Chalif (786—809), regierte mit so vielem Ruhme, daß er in den morgenländischen Erzählungen und Mährchen als das Ideal der Macht, Weisheit und Glücksfülle eines Herrschers erscheint. Er that inneren Empörungen kräftigen Einhalt, und als der Griechische Kaiser Nicephorus es sich einfallen ließ, die Zahlung der Summen, für welche Irene den Frieden erkauft hatte, zu verweigern, machte Harun den Griechen die Kraft der Saracenischen Waffen von neuem fühlbar, und zwang ihren Fürsten, einen jährlichen Tribut zu versprechen *).

*) Als Nicephorus seine Thronbesteigung meldete, und die Zahlung aufkündigte,

Indeß war der Krieg nicht mehr die herrschende Leidenschaft der Araber; es verbreitete sich vielmehr Neigung zu den Beschäftigungen und Künsten des Friedens. Der Gewerbfleiß blühte auf, der Handel erhielt bald den größten Umfang und die wichtigste Bedeutung; Kairo, Balsora, Damaskus mit herrlichen Moscheen und Palästen geschmückt, wurden große Waarenniederlagen und Stapelplätze, welche die Reichthümer der östlichen Welt empfingen und vertheilten. Auch Geschmack an den Wissenschaften fand sich ein. Der großen Liebe der Araber für die Poesie ist schon oben Erwähnung geschehen. Dieser war die ausschließliche Bewunderung und Verehrung des Koran nicht sehr günstig gewesen, noch weniger das Waffengeräusch unter den ersten Chalifen, und als die Dichtkunst sich unter den Abbassiden wieder hob, nahm sie einen andern Charakter an. Die Dichter wurden Schmeichler des Hofes und der Großen, und die natürliche Genialität der älteren Sänger machte zum Theil einer gelehrtern und gesuchtern Manier Platz *). Die aus dem Arabischen übersetzten, in der bekannten Sammlung, Tausend und Eine Nacht, in Europa allgemein verbreiteten und berühmten Mährchen, sind, wie die Kenner der orientalischen Litteratur jetzt annehmen, großentheils nicht Arabischen, sondern, und zwar die phantasiereichsten derselben, Persischen Ursprungs.

Die Wissenschaften waren den älteren Arabern, so lange sie nicht mit anderen Völkern in Berührung traten, ganz fremd, und da unter den beiden ersten Chalifendynastien selbst die einheimische Poesie in den Hintergrund trat, so war an Beschäftigung mit fremden Geistesproducten noch weniger zu denken. Jene Fürsten waren aus Religionsfanatismus sogar Verächter der Gelehrsamkeit, und suchten den Inbegriff aller Weisheit im Koran. Die Abbassiden dagegen sahen den Werth wissenschaftlicher Kenntnisse für das Leben ein, und wurden Beförderer derselben. Schon Al Mansur und Harun al Raschid erwarben diesen Ruhm, vorzüglich aber der siebente der Chalifen dieses Hauses, Al Mamun (813—833). Auf die Ermunterung dieser Herrscher, und besonders des Letztern, wurden die Schriften berühmter Griechen, namentlich des Aristoteles, Euklides, Ptolemäus, Hippokrates, Galenus, ins Arabische übersetzt, und ihre Werke wurden nun die

---

schrieb Harun auf die Rückseite des Briefes: „Harun, der Beherrscher der Gläubigen, an Nicephorus, den Hund der Römer. Ich habe Deinen Brief gelesen, Sohn der ungläubigen Mutter. Die Antwort darauf wirst Du sehen, nicht hören."

*) Gesenius in der allgemeinen Encyklop. von Ersch und Gruber. Th. V. S. 62.

Quellen und Führer der Araber in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Um die Liebe zur Litteratur noch mehr zu wecken und anzuregen, stiftete Al Mamun einen Verein von Gelehrten in Bagdad, und wohnte selbst den Versammlungen und Verhandlungen dieser Männer bei. Auch in Balsora, Kufa und Bochara gründete er höhere Schulen, und ließ Bibliotheken sammeln. Mehrere seiner Nachfolger und die Fürsten anderer Arabischen Dynastien traten in seine Fußtapfen. Hauptsitze der Arabischen Bildung wurden im Westen Aegypten und Spanien (vergl. unten Abschn. 33.), und Letzteres namentlich blieb nicht ohne Einfluß auf das damit in so naher Berührung stehende christliche Europa, so daß die Scholastiker das System des Aristoteles sogar größtentheils aus den Arabischen Uebersetzungen der dortigen Gelehrten kennen gelernt haben. Außer der Philosophie beschäftigten sich die Araber, wie schon aus der Anführung jener Griechischen Schriftsteller geschlossen werden kann, besonders mit Mathematik, Sternkunde und Arzneiwissenschaft. Die nach ihnen genannten Ziffern sind durch sie zu den Europäern gekommen, aber ihr Ursprung ist Indisch (Th. I. S. 28.); auch daß die Algebra eine Erfindung der Araber sey, weil der Name ihrer Sprache angehört, hat man zu voreilig geschlossen. In der Arzneikunde bestehen ihre größten Verdienste in der Auffindung neuer chemischer und pharmaceutischer Zusammensetzungen. Die Chemie soll ebenfalls Arabischen Gelehrten ihren Ursprung verdanken, doch steht nichts Gewisses darüber fest. Die Araber, welche auch in ihrer Neigung zur Astrologie, einem Ueberbleibsel ihres früheren Sterndienstes, große Vorliebe für magische Künste zeigten, beschäftigten sich mit der Chemie vorzüglich in der Hoffnung, das Geheimniß des Goldmachens, welches durch das ganze Mittelalter bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein so viele Köpfe und Hände in Bewegung gesetzt hat, aufzufinden, und diesen mannichfaltigen Versuchen, Metalle und andere Stoffe zu scheiden und zu verbinden, wird manche nützliche Erfindung verdankt. Im Allgemeinen zeigen sich die Araber in ihren wissenschaftlichen Bemühungen, als Schüler und Nachahmer der Griechen, ohne rechte Originalität und eigenen Schwung. Für die herrlichen Formen, welche diese ihre Meister den schönen Redekünsten gegeben, blieb ihr Sinn verschlossen; und die Geschichtschreibung, die mit großer Neigung getrieben ward, und in der Arabischen Litteratur den größten Raum einnimmt, erhob sich nie zu der höhern künstlerischen Behandlungsweise, welche gleichfalls unter jenem herrlich

begabten Volke zuerst emporblühte, und Rom, so wie das neuere Europa zur Nacheiferung gereizt hat.

Wie in der geistigen Cultur waren die Araber auch in Kunstfleiß und Gewerbe die Schüler ihrer Unterworfenen, der Griechen und Perser. Nur der Handel war eine Fortsetzung frühern Lebens und lang gewohnter Caravanenfahrten. Bei der Eroberung hatten die Araber das alte Leben der bezwungenen Länder nicht zerstört, um auf die Trümmer desselben den Koran zu legen; vielmehr hatten zuerst nur Arabische Besatzungen in den größeren Städten die neue Herrschaft gesichert. Die Verwaltung der Provinzen war geblieben, und Christen wie Juden gaben ein Kopfgeld (Dschisijet), verschieden nach Maßgabe des Vermögens, waren aber sonst ungehindert in ihrem Leben und Treiben. Sie fanden sich leicht in ihr Schicksal, ja sie konnten sogar bis zu den höchsten Staatswürden emporsteigen. Hie und da fielen allerdings auch Verfolgungen vor, doch nur vorübergehend und in einzelnen Statthalterschaften. Härter wurde das Loos der Christen erst unter Motawakkel, welcher, um die sinkende Macht der Regierung zu heben, strengere Maßregeln gegen die Nichtmoslemen ergriff; es stieg bis auf den höchsten Gipfel der Unterdrückung in Aegypten unter dem Fatimiden Hakem Beamrillah (999—1021), der alle Kirchen und Synagogen außerhalb Kairo's niederreißen, alle heilige Gefäße wegnehmen ließ, eine besondere Kleidung für Christen und Juden einführte und ihnen Pferde zu reiten untersagte. Beides letztere hat sich bis auf den heutigen Tag im Osmanischen Reiche erhalten.

Außer der Kopfsteuer bezahlten die Unterworfenen eine hohe Grundsteuer (Charadsch), und hatten sehr häufig noch die in den Umgegenden stehenden Truppen zu erhalten. Die Araber selbst gaben den Zehnten ihrer Ernten dem Chalifen, der außerdem noch den Zehnten der Waaren beim Verkauf und den fünften Theil der Beute erhielt. Späterhin kamen zu alle dem noch die willkürlichsten Auflagen und Erpressungen. Unter Harun al Raschid und Al Mamun, als das Chalifat im höchsten Flor stand, beliefen sich die Einkünfte der 36 Statthalterschaften des Reiches auf 7500 Centner Goldes*), wozu vielerlei Tribute der Provinzen in Naturerzeugnissen kamen.

Diese Einnahme verwendete der Chalif für sich und für die Erhaltung des Heeres und der Beamten, welche Letzteren er meist nach Willkür belohnte. Omar hatte zuerst zur Verwaltung der Finanzen eine

*) J. v. Hammer über die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Berlin 1835.

Kammer eingerichtet, mit vielen Rechnern und Schreibern in drei Abtheilungen, Divane genannt, und dann noch einen vierten Divan für das Kriegswesen hinzugefügt. Moawiah errichtete zu diesen noch den Divan der Sendschreiben d. i. nach unsern Vorstellungen das Staatssecretariat. Die Provinzen werden durch Statthalter, Walis oder Emire genannt, verwaltet; hatten diese zugleich den Truppenbefehl in ihren Ländern, so wurden sie vom Chalifen mit zwei Fahnen, der der Verwaltung und des Commandos, installirt. Für die Aufrechthaltung der Gesetze sorgte die Polizei (Hisbet); in jeder Stadt befand sich einer ihrer Vögte (Mohtesib), der die Aufsicht über Maß und Gewicht, Preise der Lebensmittel, Brücken, Straßen u. s. w. führte. Eine besondere bewaffnete Macht, die Schaarwache (Schorta), sorgte für Ordnung und Sicherheit im Innern, und vollzog die Strafen und Blutbefehle.

Der Chalif ist höchster Vorsteher des Glaubens und des Staats, Imam und Emir, Papst und Kaiser zugleich. Die Legitimität desselben ruht in der Abstammung vom Propheten. Die ersten Nachfolger wurden von den angesehensten Männern und höchsten Beamten gewählt, dann folgten erbliche Dynastien. Als Imame standen die früheren Herrscher der Gläubigen selbst dem fünfmaligen Gebet am Tage vor, und waren Chatibs d. h. Prediger, denn sie redeten am Freitage zum Volke in der Moschee. Sie übten die höchste Rechtspflege, indem sie an öffentlichen Tagen, umgeben von ihren Hofbeamten, den Gelehrten der Religion (Ulema) und des Rechts (Fukeha), die Beschwerden über Richter und Statthalter anhörten. Doch ernannten die Chalifen zu diesem Zwecke, so wie zur Beaufsichtigung der ganzen Staatsverwaltung, auch wohl Vesire. Gewöhnlich spricht der Khadi das Recht; in zweifelhaften Fällen entscheidet der Mufti, der Rechtskundige; zur Begutachtung wählt der erstere zuweilen achtbare Männer, Schuhud genannt, als Beisitzer seines Gerichts.

Zwei Jahrhunderte nach Mohammed waren die Anhänger seiner Lehre mit wenigen Ausnahmen noch zu einem Reiche vereint, war dies Reich mächtig und blühend gewesen. Länger aber vermochte die Gleichheit des Glaubens die politische Einheit nicht aufrecht zu erhalten. Als der Mittelpunkt des Ganzen keine bindende Macht mehr hatte, als die Herrscher Kraft und Tüchtigkeit verloren und sich der größten Verschwendung und Ueppigkeit überließen, als Weiber und Verschnittene die Belohnungen, welche der Tapferkeit gebührt hätten,

vergeudeten; da stürzte das unermeßliche Gebäude fast so schnell wieder zusammen, als es errichtet worden war. Die Theilung der Provinzen unter die Söhne Harun al Raschid's, welche dieser angeordnet hatte, beförderte den Fall, und mit seinem Sohne Motassem (833—842) sank der alte Glanz des Chalifats. Dieser bildete eine Leibwache von erkauften Türken, und erschuf in diesen rohen aber tapferen Barbaren die wahren Prätorianer des Reichs. Schon sein zweiter Nachfolger, Motawakkel, erlag ihren Streichen; binnen vier Jahren (866—870) erhoben und ermordeten sie drei Fürsten der Gläubigen. Wurde diese Kette von Ohnmacht und Frevel dann auch zuweilen durch einen bessern Herrscher unterbrochen, so schien das Verderben nur gehemmt um desto heftiger wieder hervorzubrechen. Von neun und funfzig Chalifen, welche die Geschichte aufzählt, haben acht und dreißig das Leben oder den Thron auf gewaltsame Weise verloren.

Ein anderes fast noch größeres Unheil für den Staat der Araber war das Entstehen einer Menge abweichender Secten innerhalb der Glaubenslehre. Sie wurden meisten Theils durch die größere Ausbildung reflectirender Betrachtung, welche die von den Besiegten aufgenommene wissenschaftliche Beschäftigung erzeugt hatte, hervorgerufen. Jede religiöse Parteiung mußte bei der Einheit von Kirche und Staat, wie sie hier bestand, sogleich zu einer politischen werden, welche gewöhnlich nur von dem Ausgang der Waffen die Entscheidung ihres Rechts und ihres Bestehens erwartete. In Persien, wo sich viele Ueberbleibsel früherer Cultur erhalten hatten, gründete Abdallah, ein Mann, dem die Lehren der alten Magier nicht unbekannt waren, eine geheime Gesellschaft mit mehreren Graden der Einweihung. Der oberste zeigte die Eitelkeit aller Religionen und die Gleichgültigkeit aller Handlungen, weder hier noch dort sey Strafe oder Belohnung zu erwarten. Seine Ansichten gewannen viele. Endlich traten sie offen gegen die Chalifen auf. Sie behaupteten, daß den Nachkommen Ismaël's, eines Abkömmlings Ali's, die Nachfolge des Propheten gebühre. Von jenem Ismael nannten sie sich selbst Ismaeliten, von ihren Gegnern wurden sie nach einem ihrer Anführer Karmaten genannt. Das östliche Arabien wurde der Hauptsitz ihrer Macht. Von hier aus verwüsteten sie das Reich, plünderten Balsora, selbst Mekka (930), und bedrohten Bagdad, während alle Statthalter in den Provinzen sich unabhängig machten und die Gewalt der Chalifen immer mehr zusammenschmolz. Vergebens legte der Chalif Rhadi (934—940)

alle weltliche Gewalt in die Hände des mächtigen Ebn Raik, indem er demselben den Oberbefehl über sämmtliche Heere und Statthalter übertrug und ihn zum Emir al omra, d. i. Fürst der Fürsten, ernannte. Diese Beamten sind von nun an der Mittelpunkt des Staates; sie glichen jedoch nur darin den Majordomen des Frankenreichs, daß sie den Chalifen nichts übrig ließen, als den Namen, denn Rhadi war der letzte unter den Herrschern der Gläubigen, der zum Volke sprach und ihm den erbleichenden Glanz dieser höchsten Würde zeigte. Keinesweges aber vermochten die Emire, wie jene Franken, das Reich gegen innere und äußere Feinde zu schützen, und so war durch ihre Erhebung nichts gewonnen, als ein neues Ziel aller ehrgeizigen Bestrebungen der Machthaber.

Auch in einem Reiche, welches in seinem Mittelpunkte nicht so heftige Erschütterungen erfuhr, wäre es schwer gewesen, die Statthalter vom Atlasgebirge bis zum Indus in Unterwürfigkeit zu erhalten; wie hätten es die ohnmächtigen Weichlinge vermocht, die sich Nachfolger des Propheten nennend, in ihrer eigenen Hauptstadt Sklaven waren. Keine Landschaft, wo es nicht einem kühnen Krieger an der Spitze wilder Schaaren gelang, sich zum Herrn aufzuschwingen. Die Glücklicheren dieser Fürsten verbreiteten ihre Waffen oft über weite Länder, aber wenn sie es auch erreichten, ihre Gewalt auf eine kurze Reihe von Nachfolgern zu vererben, so war doch keine dieser Herrschaften dauernder, als das Chalifat, mit dessen Raube sie sich schmückten. Sie richteten ihr Schwert eine gegen die andere, und fielen, wie sie entstanden, da nur der wilde Despotismus der Kriegsgewalt in ihnen lebte, die Völker aber, die ihnen unterworfen waren, sich nicht als eigene und selbständige erkannten. Als Rhadi starb, herrschten zu Balsora, Wasit und Ahwas die Brüder Berid, in Taberistan die Dilemiten, in Fars die Buiden, in Mosul und Diarbekr die Familie Hamdan, in Chorasan das Geschlecht Saman, in Aegypten und Syrien die Familie Achschid, in Jemen die Karmaten, in Spanien die Omijaden. Wir wollen aus diesem großen Gewirr einander verdrängender Dynastien nur zwei derselben besonders herausheben, die Fatimiden und die Ghasnaviden. Gründer der ersten war Mahadi-Obeidallah (910—934). Er gab vor, von jenem schon erwähnten Ismael und durch diesen von der Fatime, der Tochter des Propheten, abzustammen. So gewann er alle Anhänger der weit verbreiteten Ismaelitischen Secte in Africa und stürzte das zu Tunis herrschende Geschlecht der Aglabiden. Sein

Nachfolger breitete sich bis Fez aus, wo vorher die Edrisiden, ebenfalls Abkömmlinge Ali's geherrscht hatten, und sein Urenkel Moez eroberte Aegypten (970), vertrieb die Achschiden, machte es zum Hauptlande seiner Herrschaft und gründete Cairo (972), wohin er die Leichname seiner Väter bringen ließ. Er nahm den Titel eines Chalifen an, so daß es jetzt statt eines drei Chalifate gab: zu Bagdad das Abassidische, zu Cordova das der Omijaden, zu Cairo das Fatimidische. Syrien und Palästina wurden erobert, und die Fatimiden erhielten sich nach Moez noch einige Zeit auf ihrer Höhe, dann verweichlichten sie, und überließen die Geschäfte den Veziren. Da sank ihre Macht, und die Ländermasse schmolz zusammen. Im Innern sorgten die Herrscher Aegypten's, da sie durch die Alitische Partei emporgekommen waren, für die Beschützung Schiitischen Glaubens und für die Befestigung Ismaelitischer Lehren. Der oben schon erwähnte Chalif Hakem Beamrillah (1002—1021) verfolgte sogar, wie die Christen und Juden, so auch die orthodoxen Moslemen. Er gründete zu Cairo eine Akademie, das Haus der Weisheit (Darol hikmet) genannt, und stattete es mit großen Einkünften für die Gelehrten, mit Büchern, mathematischen Instrumenten u. s. w. reichlich aus; verband aber zugleich mit demselben eine geheime Gesellschaft zur Ausbreitung Ismaelitischer Ansichten. In den ersten Graden wurde dem neu Aufgenommenen das Unhaltbare der Vorschriften des Koran gezeigt, im sechsten fand der Fortgeschrittene, daß die religiöse Gesetzgebung den Aussprüchen der Philosophie weichen müsse, auf der siebenten Stufe wurde ein mystischer Pantheismus gelehrt, und im letzten Grade, dem neunten, erfuhr dann der Eingeweihte, daß er Nichts zu glauben habe und Alles thun dürfe *)

Die Macht der Buiden im westlichen Persien und die der Samaniden in den östlichen Provinzen stützte sich nicht, wenn auch den ersteren Hinneigung zu Schiitischer Ketzerei Schuld gegeben wurde, auf religiöse Grundlagen wie die Fatamidische Herrschaft. Beide Dynastien wetteiferten in Beförderung und Pflege aller mit dem Islam verträglichen Cultur. Wissenschaftliche Bestrebungen, wie Gewerbfleiß und vor allem ein überaus lebendiger Handel, wurden genährt und gehoben. Trotz häufiger Kriege blühte selbst der Ackerbau in jenen Ländern, da die üppige Vegetation und die Thätigkeit der Einwohner schnell alle Zerstörungen ersetzte. Schiras, eine von den Arabern erbaute Stadt,

*) Hammer Geschichte der Assassinen. S. 52. flg.

war die Residenz der Buiden, welche, nachdem sie die Hamdaniden verdrängt hatten, auch die Würde des Emir al omra erblich besaßen. So wenig Einfluß auf die Regierung sie den Chalifen auch verstatteten, so behandelten sie dieselben doch äußerlich mit großer Achtung und Ehrerbietung, und deren Würde als höchste Imame blieb in ihren Gebieten überall anerkannt.

Der Glanz dieser beiden Herrscherfamilien wurde bald von einer dritten überstrahlt, die sich nicht funfzig Jahre nach ihnen erhob. Der Samanidische Statthalter von Chorasan, Alphtekin, ein Türke, empörte sich, warf sich in die Feste Ghasna und gründete von hier aus ein neues Reich, dessen Fürsten nach der Hauptstadt die Ghasnaviden genannt werden. Alphtekin's Nachfolger, Sebekthekin erweiterte die noch engen Grenzen und wandte seinen Blick nach Indien, wohin die Araber schon lange Handelsverbindungen unterhielten. Dieses Land gehorchte damals so wenig als früher einem Oberhaupte, und schien unter viele kleinere Herren zertheilt, eine leichte Beute des Mahommedanischen Schwertes. Mahmud Jemin ed daula, Sebekthekin's Sohn (999—1031), verfolgte mit großem Glück, außerordentlicher Kühnheit und preiswürdiger Tapferkeit den vom Vater eingeschlagenen Weg, während er zu gleicher Zeit Chowaresm, Aserbeidschan, Fars und Seistan seinem Reiche erwarb. In zwölf Feldzügen unterwarf er die Rajas von Lahore, Multan und Delhi, zerstörte die uralten Indischen Riesentempel zu Nagrakote auf den Vorhöhen des Himalaya, zu Thanusar am Saresvati, und plünderte das reizende Thal von Kasmira. Ungeheure Ströme Bluts wurden vergossen, unermeßliche Beute wurde heimgeführt: Tausende von Elephanten, Jahrhunderte lang durch reiche Opfergaben frommer Hindus aufgehäufte Tempelschätze. Mahmud drang weit tiefer als Alexander in Hindostan ein; den eigentlichen Sitz Indischen Lebens, das Gangesland, hatten die Macedonier nicht erreicht. Dagegen kam Mahmud in den Jahren 1016 und 1017, nachdem er zwanzig Tage lang das reiche Mathura am Yamuna hatte plündern lassen, bis nach Kanodscha an jenem Flusse. Auf seinem letzten Feldzuge zerstörte er den Somnathatempel am Meeresufer von Guzurate, zu dessen Cultus zweitausend Ortschaften steuerten.

So verwüstend nun auch Mahmud's Züge nach Indien waren, so fanatisch er sich gegen das Brahmanenthum zeigte, so strebte er doch zugleich nach dem friedlichen Ruhm eines Schützers und Förderers der Wissenschaften. Die Persische Nationallitteratur, anfangs durch die

erobernden Araber und den Islam zurückgedrängt, erhob sich auf der Grundlage des Koran von neuem. Schon unter den Samaniden werden wieder Persische Dichter genannt, und Mahmud's Ruhm sollen vierhundert Poeten und Gelehrte verherrlicht haben, die Jemin ed daula (d. i. Säule des Reiches) mit Schätzen zu belohnen pflegte, wenn er es auch hie und da an Laune und Art des orientalischen Despoten nicht fehlen ließ. Vor allen glänzte am Hofe zu Ghasna Ishak ben Scheresschah, gewöhnlich Ferdusi (d. i. der Paradiesische) genannt, der Dichter des Schah nameh (des Heldenbuches). In diesem großen Epos besang er die Thaten der Persischen Könige und Helden von der ältesten mythischen Zeit bis auf den Sturz der Sassaniden. Neben ihm verdient der berühmte Philosoph Abu Ali Hosain ben Abdallah Ebn Sina (992—1050), den Abendländern bekannter unter dem Namen Avicenna, eine besondere Erwähnung. Er hat ein physisches, metaphysisches und logisches System und einen Kanon der Medicin geschrieben, die in Europa sehr verbreitet gewesen sind und einen bedeutenden Einfluß auf die occidentalische Cultur geäußert haben.

Wenn auf diese Weise die Arabische Nationalität ihr Uebergewicht in Asien zu verlieren begann, und Persisches Wesen den Vorrang zu gewinnen schien, so war schon wieder ein anderes Volk bereit, sich über Araber und Perser zu erheben. Schon früher ist im Laufe unserer Geschichte der Türken gedacht worden (o. S. 85. 94.). Sie hausten nomadisch auf beiden Seiten des Aralsee's, vom Kaspischen Meere bis in die Berge des heutigen Turkestan. Ein Emir, Namens Seldschuck, entzog sich mit dem nach ihm benannten Stamm der Herrschaft des Chans, bekannte den Islam, und ließ sich östlich von Bochara nieder. Mahmud Jemin ed daula wies diesen Horden, durch Raubsucht und Tapferkeit furchtbar, diesseit des Gihon Wohnplätze an. Danach empörte sich Seldschuck's Enkel, Togrul Beg, brach in Chorasan ein, während Massud (1031—1040), Mahmud's Sohn, gegen die empörten Rajas in Indien stand, bemächtigte sich dieser ganzen Provinz und überwand dann jenen selbst, worauf er sich zum Sultan von Ostpersien ausrufen ließ (1038). Thronstreitigkeiten, welche im Reiche der Ghasnaviden ausbrachen, erleichterten ihm fernere Eroberungen. Chowaresm, Dschordschan, Taberistan wurden den Seldschucken unterthan; den Buiden wurde das wichtige Isfahan entrissen. Der Chalif Kaem Beamrillah (1031—1075) ließ dem mächtigen Türken Unterwerfung und Freund-

schaft anbieten. Togrul Beg kam nach Bagdad, und befahl den letzten Buiden Malek ar Rahim zu ergreifen und gefangen nach Rei zu führen, wo dieser bis an sein Ende blieb. Aus den Händen des Chalifen selbst empfing der Seldschucke die Würde des Emir al omra. Der Fürst der Gläubigen saß auf einem sieben Ellen hohen Divan, angethan mit dem schwarzen Mantel Mohammed's. Des Propheten Stab hielt er als Zepter in der Hand. Togrul küßte die Erde und setzte sich dann zur Seite des Chalifen auf einen Sessel. Nachdem das Diplom über seine Bestallung verlesen war, wurden ihm sieben Ehrenkleider angelegt, und sieben Sklaven aus den sieben Reichen des Chalifats ihm übergeben. Dann wurde sein Haupt mit einem goldnen, moschusdurchwürzten Schleier verhüllt, und zwei Bunde, die Arabische und Persische Krone, ihm aufgesetzt. Zweimal küßte er die Hand des Chalifen, mit zwei Schwertern ward er umgürtet, als Herrscher des Ostens und des Westens (1058).

Von dieser Zeit an war die Herrschaft der Seldschucken auch in den vorderen Ländern Asien's gesichert, nur in den östlichen Provinzen behaupteten sich die Ghasnaviden noch bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Siebenzig Jahr alt starb Togrul Beg kinderlos, aber mit dem Ruhm eines edlen und würdigen Herrschers. Ihm folgte seines Bruders Sohn, Alp Arslan, d. i. muthiger Löwe (1063—1072), als Emir al omra und Sultan der Seldschucken. Er erweiterte sein Reich durch Eroberungen gegen die Griechen. Armenien und Georgien wurden ihnen entrissen und der Kaiser Romanus Diogenes bei Zahra besiegt (1071). Dann richtete er seine Blicke nach Norden und faßte den kühnen Plan, sämmtliche Steppenvölker jenseits des Gihon seiner Herrschaft zu unterwerfen. In der Ebene von Rascedan musterte er 200,000 Reiter. Aber sein Ziel war ihm in diesen Gegenden gesteckt. Als er den Befehlshaber einer Festung zu grausamer Todesstrafe verurtheilte, stürzte dieser wüthend mit dem Dolch auf den Sultan los. Die Wächter wollen ihn ergreifen, aber Alp Arslan, seinem Bogenschießen vertrauend, winkt zurück und ergreift seinen Bogen. Beim Losdrücken gleitet er aus, der Pfeil irrt seitwärts ab und der Sultan empfängt eine tödtliche Wunde. Er ließ sich zurücktragen über den Gihon, und die Schrift, welche er in Merv über sein Grab zu setzen befahl, lautet der Sage nach: Kommt Alle, die ihr Arslan's bis zum Himmel erhobene Größe bewundert habt, hinab nach Merv; ihr werdet sie unter dem Staub begraben finden. Unter seinem Sohne

Malek Schah (1072—1092) erreichte die Seldschuckische Herrschaft ihren höchsten Glanz und ihre größte Ausdehnung. Mehr als kriegerische zierten die friedlichen Tugenden diesen Herrscher; er übte Gerechtigkeit, liebte und beförderte, von seinem großen Vezier Nisam al Molk (d. i. Reichsordnung) unterstützt, die Wissenschaften. Schon unter Alp Arslan hatte dieser die verfallenen Schulen des Koran in Bagdad und in den übrigen Provinzen wieder hergestellt; Malek Schah setzte diese Bemühungen fort und gründete jetzt zu Isfahan, wo er seinen Sitz aufgeschlagen hatte, eine große Sternwarte. Um die innere Verfassung der Unterworfenen kümmerten sich die Seldschucken wenig, mit dem Islam hatten sie Sitten und Gebräuche der Araber in ihren wesentlichen Bestandtheilen, und die Verehrung der Chalifen in geistlichen Dingen, angenommen; doch legte das Volk sein ursprünglich roheres Wesen nie ganz ab. Aus einer Kriegsbande hervorgegangen kannte man nur die Theilung der Beute als Grundlage des Staates. Jeder Anführer erhielt mit den Seinigen eine Provinz, deren Einwohner ihn durch Tribute ernähren mußten, und gab dann wieder Landschaften an untere Emire. So gab Malek Schah dem Suleiman, einem Urenkel Seldschuck's, die Herrschaft über die vordern Provinzen. Dieser nahm den Griechen zur Zeit der Regierung des schwachen Michael (S. 190) fast ganz Kleinasien bis auf die Küstenländer, und eroberte in Syrien Antiochia, das die Byzantiner noch immer behauptet hatten. Malek Schah's Bruder Tutusch erhielt die den Fatimiden entrissenen Gebiete in Syrien und Palästina. Aber gerade diese Theilungen beschleunigten den Sturz des großen Reiches, der nach Malek Schah's Ende eintrat, als dessen Söhne und Brüder um die höchste Sultanschaft kämpften, und nach einer Reihe von verheerenden Kriegen zeigen sich fünf Seldschuckische Hauptdynastien; nämlich die von Iran (Persien), Kerman, Iconium, Aleppo und Damaskus. Malek Schah's Nachkommen regierten in Persien.

---

3. Das Byzantinische Reich.

Nicephorus (802—811), der Nachfolger der Kaiserin Irene, unter dessen Herrschaft wir das Reich von Constantinopel (oben S. 124.) verlassen haben, war, wenn auch habsüchtig und hartherzig, dennoch

ein geschickter Herrscher, der von seiner frühern Thätigkeit besonders das Bestreben, den Schatz zu vermehren, bewahrt hatte. Eine Reihe strenger Finanzgesetze entfremdete ihm das Volk; doch schien ihm nur auf diese Weise ein Staat, dessen militärische Kräfte größtentheils in Miethstruppen bestanden, gesichert werden zu können. Damals beunruhigten, wie gewöhnlich, Saracenen und Bulgaren das Reich. Gegen beide focht er tapfer, gegen die Letzteren auch mit Glück, und wollte dies bis zur Vernichtung der verhaßten Nation verfolgen. Er wüthete durch ihr ganzes Land mit Feuer und Schwert, ließ die Erschlagenen unbegraben liegen, verweigerte dem bittenden Fürsten standhaft den Frieden, und eroberte dessen Sitz mit allen seinen Schätzen. Von Verzweiflung getrieben, sammelten sich die Bulgaren noch einmal, entschlossen, ihr Daseyn um den höchsten Preis zu verkaufen. Sie umgingen das Heer des Nicephorus, verrammelten alle Pässe der Umgegend, und brachen dann mit wildem Grimm in die Feinde. Der vollständigste Sieg war der Preis ihrer Tapferkeit, und da die Fliehenden die Verhaue nicht leicht übersteigen konnten, so entrannen nur wenige dem Tode. Auch Nicephorus ward nach der muthigsten Gegenwehr niedergehauen. Die Bulgaren steckten seinen Kopf auf eine Stange, und stellten sie mehrere Tage zur Schmach der Römer auf. Dann wurde der kaiserliche Schädel zu einer versilberten Trinkschale für ihren König umgeformt.

Stauracius, der Sohn des erschlagenen Kaisers, war schwer verwundet entkommen. Nur wenige Monate regierte er; da erfuhr er, daß man seinen Schwager, Michael, auf den Thron heben wolle. Er gab Befehl, ihn zu blenden, aber der damit beauftragte Oberst der Leibwache ließ statt dessen Michael zum Kaiser ausrufen, und Stauracius ging in ein Kloster, wo er bald darauf an seinen Wunden starb. Michael I. Rhangabe war mild und freigebig, aber der Regierung eben so wenig gewachsen, als sein Vorgänger; er ließ sich von der Geistlichkeit und seiner Gemahlin Procopia blindlings leiten. Gegen die Saracenen war sein Feldherr Leo glücklich, die Bulgaren wollte Michael selbst zu Paaren treiben. Aber das gelang nicht so leicht. Krummus, ihr König, bot zwar Frieden an, doch unter harten Bedingungen. Außer einem ansehnlichen Tribut verlangte er noch eine gewisse Anzahl Kleider und roher Felle, und bestand auf einer genauen Festsetzung der Grenzen und auf Auslieferung sämmtlicher Ueberläufer, wozu ein ganzer Bulgarischer Stamm ge-

hörte. Die beiden ersten Bedingungen waren für den Kaiser offenbar schimpflich, dennoch bewilligte er sie; aber die letzte fand Schwierigkeiten. Die Geistlichen wollten in die Herausgabe der meist schon getauften Bulgarischen Ueberläufer an ihre ungetauften Landsleute darum nicht willigen, weil in der Bibel der Ausspruch Jesu stehe: „wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen." Der wilde Barbar wartete indessen die Lösung der theologischen Scrupel nicht ab, sondern nahm den Griechen die wichtige Stadt Mesembria in Macedonien weg. Kaiser Michael rathschlagte noch einmal wegen der Ueberläufer, doch ein Theil der Geistlichkeit widersetzte sich hartnäckig. Ein neuer Einbruch der Bulgaren nöthigte ihn, sich nachdrücklich zu rüsten; allein die Schlacht ging durch den Verrath eines der Anführer, Michael's des Stammelnden, der späterhin Kaiser wurde, verloren (813). In dieser Noth übergab der Kaiser dem Feldherrn Leo den Oberbefehl, aber dieser ward von den Truppen zum Herrscher ausgerufen und zu Constantinopel von dem Patriarchen gekrönt. Michael schnitt sich demüthig die Haare ab, und ging in ein Kloster, wo er noch fünf und dreißig Jahre lebte.

Leo V. der Armenier war ein thätiger und einsichtiger Mann, der sich der Rechtspflege annahm, Arme und Niedrige gegen Vornehme und Mächtige schützte und mit allem Eifer bedacht war, den Mißbräuchen der Verwaltung abzuhelfen. Seine Abneigung gegen den Bilderdienst erregte indeß allerlei Unruhen, obgleich er mit Vorsicht und Mäßigung zu Werke ging. Mit seinem Freunde Michael dem Stammler, der ihn einst mit gezogenem Schwerte zur Besteigung des Thrones gezwungen, als er den Antrag des Heeres verwerfen wollte, war er zerfallen und hatte ihn als des Hochverraths dringend verdächtig, vor Gericht gestellt. Michael wurde schuldig befunden und Leo wollte ihn sogleich in die Oefen, welche die Bäder des Palastes heizten, werfen lassen. Allein es war Abend vor Weihnachten und die Kaiserin beschwor ihren Gemahl, das heilige Fest durch solche That nicht zu beflecken. Leo gab nach, zu seinem Verderben. Denn in derselben Nacht fand Michael Mittel, den entschlossensten seiner Freunde Nachricht zu geben: wenn sie ihn nicht befreiten, werde er sie als Mitverschworene angeben. In der Dämmerung des Morgens werden die Geistlichen zur Abhaltung des Frühgottesdienstes in den Palast gelassen, mit ihnen die Anhänger Michael's, unter Priestergewändern Schwerter verborgen haltend. Als der Gesang beginnt, fal-

len sie über den Kaiser her, der sich mit dem Crucifix vertheidigt, bis er ihren Streichen erliegt. Noch in Fesseln wurde Michael II., der Stammler, auf den Thron gesetzt. Seine Regierung war nicht ruhiger als die seines Vorgängers. Einer seiner Feldherrn, Namens Thomas, verwüstete mit einem großen Schwarm räuberischen Gesindels das Land, und wagte es sogar, Constantinopel zu belagern. Es gelang aber dem Kaiser, ihn lebendig in seine Hände zu bekommen, und seine Strafe war der Barbarei jener Zeiten angemessen. Man hieb ihm Hände und Füße ab, setzte ihn dann auf einen Esel, und führte ihn so zur Schau herum, bis er an der Verblutung starb.

Um diese Zeit gingen Kreta an Arabische Seeräuber und Sicilien an die Aglabiden verloren, so daß das Kaiserthum von seiner frühern Ausdehnung nur noch Griechenland, Macedonien, Epirus, Thracien, Kleinasien und in Italien das Herzogthum Neapel übrig hatte. Dieser Umfang war indessen so unbedeutend nicht, daß ein tüchtiger Regent an der Spitze eines regsamen Volkes und bei guter Staatsverfassung es nicht zu einem der mächtigsten Reiche jener Zeit hätte erheben können. Aber alle diese Dinge fehlten den Byzantinern. Der Besitz des Thrones war der unsicherste von der Welt, die Regierungsform despotisch, keine ständischen Einrichtungen belebten den Antheil des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten; die Religion verlor in der Richtung, die sie auf spitzfindige Streitfragen genommen hatte, allen erhebenden Einfluß; die mangelhafte Kirchenverfassung gestattete der Geistlichkeit keine eigenthümliche Entwickelung; die Wissenschaften und Künste der großen Vorfahren waren den entarteten Enkeln zu einem fast todten Besitze geworden; jene Eigenthümlichkeit der einzelnen Städte, welche in dem alten Griechenlande so viel Herrliches hervorgerufen, war längst verschwunden, und konnte sich nicht wieder bilden, da die Hauptstadt und die Last der Verwaltung das Leben in den Provinzen niederdrückte. Wenn sich trotz dem das Reich von dieser Zeit noch länger als ein halbes Jahrtausend erhielt, so ist der Grund meist in äußeren Umständen zu suchen. Constantinopel war eine der festesten Städte in der Welt, und was von wissenschaftlicher Cultur für das praktische Leben Nützliches kommen konnte, war, von den besseren Zeiten her, hier noch am ersten anzutreffen. Die Feinde des Reichs konnten sich an Kriegskunst mit den Griechen nicht messen, und gingen mehr auf Plünderung und Brandschatzung, als auf planmäßige Unternehmungen aus. Stand ein kräftiger Kaiser an der Spitze der

Truppen, so zogen Bulgaren und Saracenen fast immer den kürzern, nur Schade, daß dieser Fall selten eintrat.

Theophilus, der Sohn und Nachfolger Michael's II. (829—842), gehört zu den besseren Byzantinischen Herrschern. Gegen die Araber focht er mit abwechselndem Glücke, doch nicht ruhmlos. Seine Gerechtigkeit war streng, artete aber wie die eines Despoten zuweilen in Willkür und empörende Grausamkeit aus. Letztere zeigte er besonders gegen die Bilderfreunde, aber der Sturm, den sie jetzt erfuhren, war der letzte, denn nach dem Tode des Theophilus stellte seine Gemahlin Theodora, die für ihren unmündigen Sohn das Reich verwaltete, den Bilderdienst wieder her, und es gelang ihrem Eifer, die Partei der Bilderstürmer für immer zu unterdrücken. Ihr Sohn Michael III. ergriff, achtzehn Jahr alt, selbst die Zügel der Regierung, und entehrte den Thron durch schändliche Ausschweifungen und eine unsinnige Verschwendung. Zur Zeit seiner Regierung traten unter den Feinden des Reiches auch die Russen auf. Endlich ward Michael auf Anstiften des Basilius, den er zum Cäsar erhoben hatte, dann aber wieder stürzen wollte, ermordet (867).

Basilius der Macedonier, der sich von niedrem Stande emporgeschwungen hatte, wurde der Stifter einer neuen Dynastie, die mit weniger Unterbrechung den Byzantinischen Thron bis 1056 besaß. Wenn ein Mord ihm den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte, so gelang es ihm, diese That durch die Weisheit seiner Regierung, durch die Kraft, mit welcher er die Saracenen demüthigte, durch seine Gerechtigkeit und Milde vergessen zu machen.

Die Geschichte des Byzantinischen Reiches wird indeß in ihrem steten Einerlei von unaufhörlichen Kriegen, die nichts Großartiges darbieten, und von Verschwörungen im Innern im Ganzen immer ermüdender und weniger belehrend, so daß wir von hier an nur die wichtigeren Kaiser namhaft machen werden.

Constantin VII. Porphyrogenitus (gest. 959), ein Enkel des Basilius, häufig genannt als Freund und Beförderer der Litteratur, und selbst Schriftsteller, vernachlässigte über diese Thätigkeit die öffentlichen Angelegenheiten. Nicephorus II. Phocas (963—969) und Johann Tzimisces (969—976), zwei Fürsten durch die Kaiserin Theophano, die ihnen nach einander ihre Hand reichte, auf den Thron erhoben, waren dagegen ausgezeichnete Feldherren, die eine bessere Zeit herbeiführten, Russen und Araber besiegten, und innere Unordnungen

mit Glück bekämpften. Auch der ihnen wieder aus dem Macedonischen Hause folgende Kaiser Basilius II. (976—1025) regierte mit Ruhm, besiegte die Russen und machte das Bulgarische Reich (1018) zur Byzantinischen Provinz. Im Laufe dieses Krieges nahm er einst funfzehntausend Bulgaren gefangen. Diesen ließ er Mann für Mann die Augen ausstechen, gab jedem Hundert einen Wegweiser mit einem Auge mit, und schickte die Unglücklichen so nach Hause. Ihr König Samuel fiel bei diesem Anblick in Ohnmacht, und starb zwei Tage darauf.

Nach dem Abgange des Macedonischen Kaiserhauses folgte das der Comnenen, doch nicht in ununterbrochener Folge; schon auf Isaac, dem ersten Kaiser dieses Geschlechts (1057—1059), folgte Constantin X. Ducas, aus einer andern Familie. Nach diesem nahm Romanus IV. Diogenes den Thron ein, ein Fürst, dessen Geschichte wir als merkwürdiges Beispiel eines sonderbaren Glückswechsels ausführlicher erzählen wollen.

Romanus Diogenes war ein wackerer Mann, tapfer und kriegserfahren. Da er aber als Mitverschworner einer rebellischen Partei entdeckt wurde, sollte er sterben. Schon dem Tode nahe, erhielt er auf die Fürbitte des Volkes von der Kaiserin Eudocia, die nach ihres Gemahls, des Constantin Ducas, Tode als Vormünderin ihrer drei Kinder die Regierung führte, Verzeihung im Gefängnisse. Ein ungehofftes Glück; aber er sollte noch viel Ungehoffteres erleben. Die Kaiserin hatte sich schriftlich verpflichten müssen, nicht wieder zu heirathen, und hatte diese Urkunde in die Hände des Patriarchen Xiphilinus niedergelegt. Allein die unaufhörlichen stürmischen Bewegungen der Factionen in der Stadt und die feindlichen Annäherungen der Türken lehrten sie ihre Schwäche nur allzubald fühlen; das Volk selbst haßte das Weiberregiment, und Eudocia hielt sich nicht sicher vor einer Empörung. Sie richtete ihre Augen auf den neulich begnadigten Romanus, und eröffnete ihm geheime Herzenswünsche, die ihn mit den frohesten Hoffnungen entzückten. Er sollte ihr Gemahl und Oberhaupt des Reiches werden. Und um die hindernde Schrift in ihre Hände zu bekommen erfand die List der Kaiserin ein Mittel. Der Patriarch hatte einen Neffen. Für diesen Liebe heuchelnd ließ Eudocia den Oheim wissen, sie wünschte ihn wol zum Gemahle, wenn jene Urkunde nicht im Wege stände. Ein gewandter Verschnittener betrieb die Sache bei dem alten Priester mit allem Eifer, und dieser ehrgeizige

Mann konnte solche Gelegenheit, seinem Verwandten auf den Thron zu helfen, unmöglich vorbeigehen lassen. Er trat demnach im Senat mit einer Rede auf, in der er vorstellte, wie nachtheilig der Eid sey, den die Kaiserin ihrem verstorbenen Gemahle habe leisten müssen. Er habe ihr denselben gewiß auch nur aus Eifersucht abgedrungen. Die Lage der Sachen mache jetzt aber offenbar einen männlichen Beistand nothwendig, und er (der Patriarch) trage also darauf an, daß die Kaiserin von jenem Schwur entbunden werde, und ihre Schrift zurück erhalte. Die meisten Senatoren stimmten sogleich bei, die übrigen wurden mit Gelde gewonnen, und Eudocia nahm das Document in Empfang. Noch in der Nacht kam Romanus heimlich ins Schloß. Die Vermählung ward auf der Stelle vollzogen, und am folgenden Morgen der Gemahl der Herrscherin zum Kaiser ausgerufen, zum großen Erstaunen des Hofes und zum nicht geringen Aerger des getäuschten Patriarchen.

Um diese Zeit waren die Seldschuckischen Türken unter Alp Arslan in das Reich eingefallen. Romanus that drei rühmliche Feldzüge gegen sie, und trieb sie über den Euphrat zurück. In dem vierten hoffte er auch Armenien zu befreien. Der Sultan bot ihm Frieden, er verwarf ihn. Der Tag der Schlacht erschien, die Türken hielten nicht Stand und wurden zurückgedrängt, aber Romanus fürchtete für sein Lager, und beschloß umzukehren. Da sprengte einer der Griechischen Anführer, Andronikus, des vorigen Herrschers Neffe, aus, der Kaiser fliehe. Hiedurch entstand eine allgemeine Unordnung, welche die sich sofort wendenden Türken so gut zu benutzen wußten, daß sie einen vollständigen Sieg errangen, und der Kaiser selbst von den meisten der Seinigen verlassen, verwundet, und nachdem sein Pferd getödtet war, in ihre Gewalt gerieth (bei Zahra 1071). Alp Arslan war indeß menschlicher als viele Christen jener Zeit. Der Gefangene küßte vor ihm die Erde; nach der Sitte seines Volkes setzte ihm der Sultan den Fuß auf den Nacken zum Zeichen der Besiegung; dann aber hob er ihn auf und redete ihn liebreich an: „Traure nicht über dein Unglück. Das ist das Schicksal des Krieges. Du sollst keine Ursache haben, dich über uns zu beklagen, denn ich will dir nicht als einem Gefangenen, sondern als einem Kaiser begegnen." Wirklich erfuhr Romanus die ehrenvollste Behandlung, und nach abgeschlossenem Frieden, in welchem er ein großes Lösegeld und einen jährlichen Tribut verhieß, ward er auf sein Wort entlassen.

Allein es war diesem Manne kein anderes Schicksal beschieden, als das unerwartete. In Constantinopel gab man ihn ganz auf; einige aus der Schlacht entkommene Soldaten erzählten, er sey gefangen, andere, er sey todt, und seine Feinde drangen darauf, daß Eudocia und ihr ältester Sohn Michael die Regierung übernehmen sollten. Endlich kam ein Brief von dem befreiten Romanus der Eudocia zu Händen, aber die Räthe und besonders der Cäsar Johannes Ducas, Oheim des jungen Kaisers, fürchteten die Rache des Romanus, wenn er wieder den Thron bestiege, und versuchten, seine Ausschließung durchzusetzen. Auf des Cäsars Betrieb rief die Leibwache der jungen Michael zum Kaiser aus, und Eudocia ward in ein Kloster gebracht. Romanus erfuhr den verrätherischen Vorgang, noch ehe er nach Kappadocien kam. Er fand indeß in Kleinasien einige treue Schaaren, und ging mit diesen auf das kaiserliche Heer los, ward aber geschlagen und mußte fliehen. Was konnte er nun noch hoffen? Doch wider Erwarten erschien ihm plötzlich ein Freund, der Statthalter von Antiochien, der ihm sein Glück verdankte. Mit edler Dankbarkeit nahm dieser sich seiner an, und führte ihn mit einiger Mannschaft nach Cilicien. Hier hätte er sich vielleicht lange halten können, aber Andronikus, dem jetzt der Krieg gegen ihn anvertraut war, drang unbemerkt in die Pässe, griff ihn an, und zwang ihn, sich zu ergeben. Romanus sollte allen Ansprüchen auf die Krone entsagen und in ein Kloster gehen. Er ergab sich in die Nothwendigkeit, und einige Bischöfe beschworen im Namen der Regierung den Vergleich. In Mönchskleidern folgte Diogenes, ein Mitleid erregendes Bild des Falles menschlicher Größe, dem Heere; da kam von Constantinopel der grausame und treulose Befehl, den Unglücklichen zu blenden. Es war Johannes Ducas, der ihn ausgestellt hatte, da er die neue Regierung nicht eher sicher glaubte. Vergebens that Andronikus Einspruch, vergebens widersetzten sich die Bischöfe dem Bruche des feierlichen Schwures, das Furchtbare geschah. Man verband dem Unglücklichen nicht einmal die Wunden, — so war es ausdrücklich befohlen — sondern schleppte ihn in dem entsetzlichsten Zustande nach der Insel Prota. Der Kopf schwoll ihm fürchterlich an, Würmer sammelten sich in den stinkenden Augenhöhlen; und bald endete der bejammernswerthe Mann (1071). Seine schwache Gemahlin, die ihn nicht hatte retten können, ließ ihn wenigstens prächtig begraben. Er ward in einem Kloster beigesetzt, welches er selbst erbaut hatte.

Jener zum Kaiser erhobene Michael VII., der den Beinamen Parapinaces führt, brachte die Regierungszeit in träger Unthätigkeit zu, während Servier und Seldschucken das Reich um die Wette bedrängten, und ward 1078 vom Nicephorus Botaniates besiegt, der sich nur durch den tapfern Feldherrn Alexius Comnenus, einen Neffen des Kaisers Isaac, auf dem Throne behauptete. Dafür ward Alexius mit Mißtrauen angesehen, und die Beleidigungen, die er erfuhr, rießen den Ehrgeiz in ihm hervor, den man fürchtete. Er eroberte Constantinopel (1081), Botaniates ging in ein Kloster, und das Reich erhielt an Alexius einen Kaiser, der es in schwierigen und gefahrvollen Zeiten mit vielem Geist und Muth leitete.

In diese Periode der Byzantinischen Geschichte fällt die gänzliche Trennung der Römischen und Griechischen Kirche, durch welche die bis auf den heutigen Tag fortdauernde Absonderung derselben gegründet ward. Die gegenseitige Eifersucht der Kirchen des alten und neuen Roms hatte schon Jahrhunderte gedauert, und in den Bilderstreitigkeiten neue Nahrung erhalten; aber im neunten Jahrhundert brach der Zwist mit größerer Heftigkeit, als je aus. Vorzüglich schmerzte die Päpste die verlorne kirchliche Gerichtsbarkeit in mehreren ansehnlichen Provinzen des Byzantinischen Reiches, welche ihnen die Kaiser seit den Zeiten Leo's des Isauriers, wo ihre Widersetzlichkeit und Abneigung gegen den Hof immer entschiedener hervortrat, nach und nach entzogen hatten. Sie ergriffen daher mit Freuden jeden Anlaß, ihr Ansehen in Constantinopel von neuem geltend zu machen, und sich dort eine Partei zu bilden. Unter der Regierung Michael's III. wurde der Patriarch von Constantinopel, Ignatius, abgesetzt, und Photius, ein Mann, der an Gelehrsamkeit über alle seine Zeitgenossen hervorragte*), kam an seine Stelle (857). Ignatius wandte sich an den Papst Nicolaus I. und dieser, froh zum Schiedsrichter aufgerufen zu seyn, schleuderte den Bannfluch gegen Photius, der aber, ohne sich schrecken zu lassen, seinerseits Bann und Absetzung wider den Papst aussprach. Ja er ging so weit, seine persönlichen Händel mit diesem in allgemeine Streitigkeiten der beiden Kirchen zu verwandeln, indem er die abweichenden Kirchengebräuche des Abendlandes mit ungemeiner Heftigkeit angriff, wodurch der Streit auf ein ganz anderes

*) Wir verdanken ihm eine Sammlung von Auszügen aus Griechischen Schriftstellern, unter denen viele schätzbare Bruchstücke längst verlorener Bücher erhalten sind.

Feld gespielt und zu einem unheilbaren Risse wurde. Photius wurde zwar nach einiger Zeit durch den Kaiser Basilius I. entsetzt, und Ignatius wieder Patriarch, aber der Streit entbrannte von neuem über die Frage, ob die eben bekehrten Bulgaren der morgenländischen oder abendländischen Kirche unterworfen seyn sollten. Photius wurde zum zweiten Male Patriarch und zum zweiten Male abgesetzt, und diese Händel wurden nicht ausgeglichen, auch nach seinem Tode nicht, eben weil sie aus einem Patriarchenzwiste allgemeine Angelegenheiten der Kirchen geworden waren. Sie ruhten zwar fast zwei Jahrhunderte, aber es herrschte ein großer Kaltsinn zwischen beiden Kirchen und sehr geringe Verbindung, und im elften Jahrhundert riß das schwache Band vollends, als Michael Cerularius, Patriarch von Constantinopel, wiederum die abendländische Kirche wegen irrthümlicher Gebräuche, besonders wegen des ungesäuerten Brotes im Abendmahl heftig und ungeziemend angriff. Der Kaiser Constantin IX. Monomachus wünschte zwar dringend, den Streit beigelegt zu sehen, und bewog den Papst Leo IX., Gesandte nach Constantinopel zu schicken; aber diese vergaßen des Zweckes ihrer Sendung, Friede zu stiften, so sehr, daß sie über den Patriarchen, den sie unbeweglich fanden, mit einer Anmaßung, welche alle Griechen erbittern mußte, in der Hauptkirche öffentlich und feierlich den Bannfluch sprachen, und sodann die Stadt verließen (1054). Seit dieser Zeit war aller Zusammenhang zwischen den beiden Kirchen aufgehoben.

---

4. Ludwig der Fromme.

(814—840.)

Nach Karl's des Großen Tode erhielt sich sein Geschlecht noch mehr als anderthalb Jahrhunderte auf dem Throne, aber sein Geist war von der Erde verschwunden und die großartige Ordnung, welche dieser hervorgerufen, lös'te sich bald in traurige Verwirrung auf. Der Erbe, Ludwig I., der den Beinamen des Frommen führt, war in der That ein devoter, wohlwollender und gelehrter Mann, aber ein schwacher König. Seine ängstlichen, unsicheren Schritte entzogen ihm in kurzem alle Achtung; die von seinem Vater so kräftig unterdrückten Großen erhoben wieder kühn das Haupt, und die bedeutenden ihnen vom Kaiser ertheilten Güter und Befreiungen gaben ihrem Stre-

ben nach Eigenmacht neue Kraft und frische Wurzeln. Noch waren indeß Glanz und Ansehen des Thrones unvermindert. Als Stephan IV., Leo's III. Nachfolger, 816 den päpstlichen Stuhl bestieg, ließ er nicht nur das Volk zu Rom dem Kaiser den Eid der Treue schwören, sondern schickte auch Gesandte nach Deutschland, die seine Erwählung und Ordination Ludwigen anzeigen mußten. Ja er unternahm bald darauf persönlich eine Reise zu ihm, und brachte große Geschenke mit, unter andern eine kostbare Krone, die er ihm am vierten Tage nach seiner Ankunft in der Kathedrale zu Rheims unter dem Gottesdienst feierlich aufsetzte. Bei der ersten Begrüßung hatte sich der fromme Ludwig vor dem Papste dreimal zur Erde gebeugt.

Schon im vierten Jahre der Regierung bestimmte er, auf das Andringen seiner Räthe, nach dem Beispiele seines Vaters die Verhältnisse der Söhne und das Schicksal des Reiches nach seinem Tode. Pipin und Ludwig erhielten, zur abgesonderten Verwaltung, doch unter seiner oberen Herrschaft, die Grenzprovinzen Aquitanien und Baiern als Könige, der älteste Lothar sollte, für jetzt zum Mitkaiser erhoben, nach seinem Tode als Haupt des ganzen Reiches folgen. Nach dreitägigem Fasten und Gebet that er seinen Entschluß den Großen 817 auf einem Reichstage zu Aachen kund, und ließ sich von ihnen schwören, daß sie über den Vertrag halten wollten.

Diese Verfügung brachte großes Elend über ihn und das Reich. Zuerst sann seines Bruders Sohn, Bernhard, der seinem Vater Pipin als König von Italien noch zu Karl's Lebzeit (812) gefolgt war, auf Empörung, und machte Anspruch auf die Kaiserwürde. Die Reichsversammlung verurtheilte ihn mit dreien seiner Anhänger zum Tode, obgleich es gar nicht bis zum Kampfe gekommen war; und Ludwig verwandelte dieses Urtheil in das der Blendung, woran der Unglückliche indeß doch einige Tage nachher starb. Allein auch dann ruhte der einmal wach gewordene Argwohn Ludwig's so wenig, daß er bald darauf noch drei minderjährige Stiefbrüder, natürliche Söhne Karl's des Großen, ins Kloster stecken ließ.

Der gräßliche Tod Bernhard's hatte indessen im Herzen des Kaisers eine weit größere und peinigendere Unruhe hervorgerufen, als einst des Lebenden Entwürfe, und vergebens brachte er zur Besänftigung seines Gewissens ganze Tage lang betend zu. In dieser Seelenstimmung faßte er sogar den Entschluß, der weltlichen Herrlichkeit ganz zu entsagen und sich in die Einsamkeit des Klosters zurückzuziehen und

wenn dies auch die mächtigen Großen seines Hofes, die durch ihn am besten herrschen zu können glaubten, hintertrieben, beruhigte er sich dennoch nicht eher, bis er auf dem Reichstage zu Attigny (822) öffentlich bekannt hatte, daß er gegen Bernhard grausam, gegen seine Brüder mit unbrüderlicher Härte gehandelt habe. Zugleich forderte er die versammelten Bischöfe auf, ihm eine Kirchenbuße zu bestimmen. Nur so hielt er sich gereinigt vor Gott und vor den Menschen. Wie lauter aber auch die Beweggründe dieser Handlung seyn mochten, so sahen doch die Mächtigen des Reiches in weltlicherem Sinne nur ein Bekenntniß großer Schwäche in derselben und eine Aufforderung, diese nach Kräften zu benutzen. Eine Gelegenheit hiezu fand sich bald. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Irmingard (819), hatte der Kaiser eine zweite Ehe geschlossen mit Judith, der Tochter des Baierschen Grafen Welf (unt. Abschn. 20.), welche, als auch sie einen Knaben geboren (823), den ganzen Einfluß ihrer großen Schönheit und die gewandte Ueberlegenheit ihres Geistes aufwendete, diesem ihren Nachkommen einen Thron zu erwerben und für die Zukunft zu sichern. Den Absichten der Kaiserin widerstrebten am Hofe mit aller Anstrengung der Kanzler Elisachar, der Erzkapellan Hilduin, die Grafen Matfred von Orleans und Hugo von Tours, der Schwiegervater Lothar's, und Wala, Abt des Klosters Corvey, ein Enkel Karl Martell's, welche in dem jungen Kaiser Lothar, dem Ludwig im Jahr 820 die Verwaltung Italien's übergeben hatte, ein Gegengewicht gegen das wachsende Ansehen Judith's zu finden hofften. Aber diese hatte ihren Sturz schon beschlossen. An den Grenzen erlitten die Fränkischen Waffen durch das Ungeschick und die Saumseligkeit eben jener höheren Beamten einige Verluste gegen Araber und Bulgaren; und auf die hiedurch erregte Unzufriedenheit des Volkes bauend, gelang es der Judith, den Kaiser zu bewegen, den Bernhard, Markgrafen von Barcelona und Herzog von Septimanien, einen tüchtigen Kriegsmann und ihr vollkommen ergeben, als Reichskämmerer an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Dies geschah auf der Versammlung zu Worms, wo zugleich Ludwig seinen jetzt erst sechsjährigen Sohn von der Judith, Karl, zum Herzog von Alemannien ernannte, wider die erste fest beschworene Theilung des Reiches.

Das Mißfallen, welches diese Erhebung bei den älteren Söhnen des Kaisers, besonders bei Lothar, der dadurch noch ein bedeutendes Gebiet seiner zukünftigen unmittelbaren Herrschaft entrissen sah, erregte, wuß-

ten die früheren Rathgeber des Königs, jetzt größten Theils ihrer Aemter entsetzt und vom Hofe verwiesen, trefflich zu benutzen. Im Volke wurden böse Gerüchte ausgestreut über den ehebrecherischen Umgang der Kaiserin mit dem Herzoge, und wie sie den frommen Ludwig durch arge Liebestränke berückt hielte. Als der Kaiser darauf im Frühjahr 830 den Heerbann gegen die stets unruhige Bretagne aufbot, wußten jene dem Pipin glauben zu machen, der Zug gelte ihm, die böse Stiefmutter wolle ihm seines Erbes berauben. Der König von Aquitanien eilte mit seinen Getreuen nach Paris, wo das Kriegsvolk des Kaisers lag und gewann es gegen Judith und den Kämmerer, so daß es ihm gen Compiegne, wo der Kaiser sich aufhielt, folgte. Bei seiner Annäherung floh Bernhard nach Barcelona, und Judith suchte Zuflucht in einem Kloster. Schon triumphirte die Gegenpartei, schon hoffte sie ihr Werk mit der Erhebung Lothar's zu krönen. Die alten Räthe nahm der Kaiser willig wieder auf, und diese sorgten sogleich dafür, ihn mit eifrigen Mönchen zu umgeben, welche die Vortrefflichkeit des Gott geweihten Lebens preisend, ihn allmählig zur freiwilligen Abdankung bewegen sollten. Ludwig schien auch nicht abgeneigt; doch traf er in der Stille seine Anstalten. Lothar war inzwischen aus Italien herbeigekommen, und auf dem großen Reichstage des Herbstes zu Nimwegen sollte Alles festgesetzt werden. Aber hier erschienen die Deutschen Herren auf des Kaisers Anordnung mit zahlreicher Begleitung, vor allen die treuen Sachsen, deren Druck der Kaiser vormals gemildert, und Ludwig der Jüngere, entschlossen den Vater zu schirmen. Lothar und die Seinigen sahen sich getäuscht und wagten nichts zu unternehmen, denn die Uebermacht war entschieden auf des Kaisers Seite. Die Versammlung erklärte Alles für ungültig, was geschehen war. Die Häupter der Rebellen wurden sogar zum Tode verurtheilt, doch Ludwig, Bernhard's wohl eingedenk, strafte nur einige mit Entfernung und Gefängniß, den anderen schenkte er vollständige Begnadigung. Zu Aachen empfing er darauf freudig seine Gattin; sie schwur mit zahlreichen Eidhelfern den Reinigungseid, und Bernhard forderte öffentlich seine Ankläger zum Gottesurtheil des Zweikampfes. Es erschien keiner.

So viel Glück führte Judith über das Maß hinaus. Zuerst wurde dem Lothar angekündigt, die künftige Oberherrschaft habe er verscherzt durch Gemeinschaft mit den Empörern. Mit Pipin brachen sodann ebenfalls neue Zwistigkeiten aus, und jetzt sollten ihm nun wirk-

lich seine Länder entrissen werden. Auf der anderen Seite hatten die gestürzten Großen des Hofes weder ihrer ehemaligen Stellung vergessen, noch hatte Ludwig's Milde sie entwaffnen können. Der jüngere Ludwig, von ihnen gereizt und unwillig, die Vergrößerung seines Gebiets, welche er für seine Dienste zu Nimwegen erwartet, nicht erhalten zu haben, brach in Alemannien ein, sich zu nehmen was ihm verweigert wurde. Schnell entschlossen, berief der Vater den Heerbann der Sachsen und Franken nach Mainz. Er erschien zahlreich und die Baiern wichen der größern Stärke. Der Kaiser bot Verzeihung, Ludwig kam und gelobte, in Zukunft nicht wieder eigenmächtig zu verfahren. Gleich darauf wendete sich der Kaiser nach Aquitanien, Pipin wurde abgesetzt und nach Trier geführt; an seiner Statt ward der jetzt neunjährige Karl zum König jenes Reiches erklärt. Bei Douay aber befreiten treue Männer den Pipin, und die Folge dieser Ereignisse war ein Bund der drei Brüder zur Entfernung der Stiefmutter und ihres Anhangs. In der Gegend von Colmar vereinigten sie ihre Heere, mit Lothar kam der Papst Gregorius IV., durch sein Ansehen die Könige zu unterstützen, zugleich aber in der Absicht, den Lothar aus seiner Nähe in Italien zu entfernen; während bei Worms Ludwig seine Kriegsleute sammelte. Die Bischöfe des Reiches hatten sich hier ebenfalls auf den Ruf des Kaisers eingefunden und sandten jetzt Botschaft an Gregor, falls er sich zum Richter über Kaiser und Reich aufwerfen und den Bann über Ludwig aussprechen wolle, so würden sie, die Bischöfe von Gallien und Deutschland, sich von ihm lossagen. Ludwig aber zog den Rhein hinauf und lagerte seinen Söhnen gegenüber auf dem Rothfeld, nach diesen Begebenheiten späterhin das Lügenfeld genannt. Am 24. Juni 833 standen die Heere gerüstet und schlagfertig gegenüber. Da erschien plötzlich der Papst. Der Kaiser hielt unbeweglich an der Spitze seiner Krieger; niemand kam, den heiligen Vater zu begrüßen. Kalt wurde sein Segen empfangen und Ludwig sprach: Heiliger Bischof, wir empfangen dich nicht mit Gesängen und Lobliedern, weil du nicht gekommen bist, wie deine Vorgänger kamen *). Gregor entgegnete: Wir sind gekommen der Eintracht und des Friedens willen. Nimmst du uns in den Frieden Christi gebührend auf, so wird er bei dir und deinem Reiche bleiben, wo nicht, so soll er von dir gewendet seyn. Ludwig ließ sich zu seinem Verderben zu Unterhandlungen mit dem

*) Funk Ludwig der Fromme, S. 130.

Papst verführen, und während dieser Zeit brachten die Söhne des Vaters Heer zum größten Theil auf ihre Seite. Der Papst ging am 28. Juni ohne etwas ausgerichtet zu haben zurück, und in derselben Nacht folgten ihm des Kaisers Vasallen und Kriegsleute. Ein kleines Häuflein sah dieser am Morgen, der die Entscheidung der Waffen bringen sollte, um sich. Geht auch ihr zu meinen Söhnen, sprach er, ich will nicht, daß um meinetwillen einer das Leben verliere. So ritt der Kaiser mit seiner Gemahlin und seinem jüngsten Sohn ins Lager der älteren feindlichen Söhne hinüber. Diese kamen ihn entgegen, stiegen von den Pferden und empfingen ihn ehrerbietig. Die Kaiserin wurde über die Alpen nach Tortona geführt und der Vater versprach, sich auf immer von ihr zu trennen. Der junge Karl kam ins Kloster nach Prüm. Pipin und Ludwig gingen darauf ruhig in ihre Reiche, aber Lothar verfolgte größere Pläne, führte den Kaiser mit sich nach Soissons und sperrte ihn in das Kloster St. Medardus. Hier versammelten sich mehrere Bischöfe, und forderten den Kaiser auf, Buße zu thun für seine Sünden. Nach einigem Zögern ließ er sich in die Kirche führen, die mit Zuschauern angefüllt war. Vor dem Altar lag ein härenes Bußgewand, auf diesem mußte er nieder knieen, und las in dieser Stellung weinend eine Schrift vor, welche ein langes Verzeichniß seiner Uebelthaten enthielt. Dann stand er auf, gürtete sein Wehrgehenk ab, und legte es auf den Altar; worauf ihm die Priester das Büßerkleid anzogen und in das Kloster zurückführten. Die Absicht dieser unwürdigen Behandlung war, ihn in der Meinung des Volks herabzusetzen, und einem alten Gesetz zufolge, als Einen, der eine solche Kirchenbuße gethan, der Waffenführung, folglich auch der Königs- und Kaiserwürde, unfähig zu machen.

Aber dieser Zweck ward nicht erreicht. Das Mitleid des Volks erwachte wieder, und Lothar's Anmaßungen reizten die Eifersucht der Brüder, deren Plan es gar nicht gewesen war, den Kaiser abzusetzen. Sie zogen nun gegen Lothar zu Felde; er fühlte sich zu schwach, gab den Vater wieder frei, bat um Gnade, und erhielt sie unter dem Versprechen, Italien ohne des Vaters Erlaubniß nie wieder zu verlassen.

Kaum sah sich Ludwig indeß wieder im Besitz der Macht und Judith an seiner Seite, als er eifrig das alte Streben fortsetzte, für den Lieblingssohn Karl durch neue Reichstheilungen zu sorgen, die wiederum Mißhelligkeiten zwischen dem Kaiser und Ludwig von Baiern zur Folge hatten. Unterdessen starb Pipin. Die Kaiserin, welche den

herrschsüchtigen Lothar am meisten fürchtete, beschloß diesen für sich und ihren Sohn zu gewinnen, damit Ludwig von Baiern der Uebermacht weichen müßte. Sie überredete daher den schwachen Kaiser zu einem neuen Plane; Ludwig sollte nämlich nichts als Baiern behalten, die nachgelassenen Söhne Pipin's sollten ganz übergangen werden, und Lothar und Karl der Kahle sich in das Uebrige theilen. Darüber standen die Aquitanier im Namen der Söhne Pipin's auf. Ebenso erhob sich Ludwig von Baiern, der sich mit Recht beschwerte, daß er, der es bisher mit seinem Vater am treuesten gemeint, am schlechtesten belohnt werden solle. Er nahm Schwaben in Besitz, und überzog den alten, betrübten Vater mit Krieg (839). Der Schmerz darüber erdrückte den Unglücklichen. In eben diesem Kriege gegen seinen Sohn endete er auf einer Rheininsel, Ingelheim gegenüber (840). An seinem Sterbelager stand ermahnend und tröstend sein natürlicher Bruder Drogo, den er einst ins Kloster geschickt, nunmehr schon lange Bischof von Metz. Böses mit Gutem vergeltend, hatte er in allen Nöthen treu bei Ludwig ausgehalten, und für das ewige Heil der Seele besorgt, forderte er jetzt den Kaiser auf, nicht mit Zorn im Herzen von der Welt zu scheiden. Ludwig wollte erst nichts davon hören. Endlich sprach er: nun wohl, ich will meinem Sohne Ludwig vor Gott und vor euch vergeben, aber eure Sache wird es seyn, ihn zu erinnern, daß er die grauen Haare seines Vaters mit Gram in die Grube gebracht habe. Schwer hatten sich auch die Kinder an dem Vater versündigt, doch ist die Hauptquelle der Verwirrung, welche die bürgerlichen Kriege über das Reich gebracht, in der sträflichen Nachgiebigkeit des Kaisers für seine zweite Gemahlin Judith und deren ehrgeizige Pläne zu Gunsten ihres Sohnes zu suchen.

---

5. Krieg der Söhne Ludwig's und Vertrag zu Verdun.

(840—843.)

Lothar war es, welcher die Waffen, die er einst gegen den Vater erhoben hatte, nun gegen seine Brüder kehrte, um ihnen, unbegnügt mit seinem Antheil, auch den ihrigen zu entreißen. Ludwig und Karl verbanden sich demnach gegen ihn, und lieferten ihm 841 bei Fontenai, unweit Auxerre, ein so blutiges Treffen, daß man die nachmalige große Schwäche des Frankenreiches von dem außerordentlichen Men-

schenverluste dieses Tages abgeleitet hat. Lange schwankte der Sieg; endlich floh Lothar mit den Seinen. Aber anstatt ihren Sieg zu benutzen, und den Lothar rasch zu verfolgen, brachten die Brüder auf Anordnung der Bischöfe drei Tage ruhend mit Fasten und Gebet zu, zur Danksagung gegen Gott für den ihnen geschenkten Sieg, und damit jeder, der in Grimm und Haß, nicht aber im Gefühl der Gerechtigkeit seiner Sache gestritten, beichten und Buße thun könne.

Die Folge davon war, daß sie im nächsten Jahre noch einmal gegen ihn zu Felde ziehen mußten. Sie verbanden sich deshalb zu Strasburg, wo ihre beiderseitigen Heere 842 zusammenstießen, durch einen feierlichen Eid, einander treulich gegen Lothar beizustehen. Ludwig der Deutsche schwur vor dem versammelten Kriegsvolk in dem sich damals bildenden Französisch, damit Karl's Heer ihn verstehen konnte, folgendermaßen mit lauter Stimme:

Pro Deo amur et pro Christian poblo et nostro commun salvament, dist di[1]) in avant, in quant Deus savir et podir[2]) me dunat[3]), si salvaracio cist[4]) meon fradre Karlo et in adindha[5]) et in cadhuna[6]) cosa, si cum om[7]) per dreit son fradra salvar dist[8]); in o quid[9]) il mi altresi fazet[10]); et ab Ludher nul plaid numquam prindrai, qui meon vol[11]) cist meon fradre Karle in damno sit.

Dagegen wandte sich Karl der Kahle mit demselben Schwure folgendermaßen zu Ludwig's Deutschem Volke:

In Godes minna, ind in thes Christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage framordes, so fram so mir god gewizzi indi maht furgibit, so hald ih thesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher seal, inthiu thaz er mih so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegangu, the minan willon imo ce scadhen werdhen*).

Auch die beiden Heere mußten schwören, daß sie auf die Haltung

1) de isto die 2) pouvoir. 3) donne. 4) cel. 5) aide. 6) chacune. 7) comme on. 8) doit. 9) en quoi. 10) aussi fasse. 11) volonté.

*) Beides heißt: Aus Liebe gegen Gott und wegen des christlichen Volks und unserer beiderseitigen Erhaltung, von diesem Tage an und fernerhin, so lange mir Gott Wissen und Vermögen verleiht, so halte ich aufrecht diesen meinen Bruder (und will ihm zu Hülfe seyn in jeder Sache) so wie ein Mensch mit Recht seinem Bruder (helfen) soll, und damit er eben so thue; und mit Lothar will ich keinen Vergleich eingehen, der mit meinem Willen ihm, meinem Bruder, zum Schaden wäre. Vgl. Heidelbergische Jahrbücher der Litteratur für Philologie ꝛc., Jahrg. 2. Bd. 1. S. 315 fg.

dieses Bündnisses sehen wollten. Dann rückten sie gegen Aachen an, wo Lothar stand, und dieser floh, nachdem sie den Uebergang über die Mosel erzwungen, wieder neben ihnen weg nach Lyon. Die Brüder entschlossen sich demnach zur Theilung ohne Lothar. Da schickte dieser Gesandte mit Freundschaftserbietungen und Theilungsvorschlägen, und die Nachgiebigen bewilligten ihm Alles. Hiedurch kühner gemacht, und weil er nun auch wieder über ein größeres Heer gebieten konnte*), verlangte Lothar jetzt mehr, als vorher, worüber sich die Unterhandlungen wieder in die Länge zogen, und bis zum folgenden Jahre hinausgeschoben wurden.

Endlich kam der Friede zu Stande, und das Reich wurde in drei Stücke zertheilt. Dies ist die berühmte Theilung von Verdun, durch welche Frankreich und Deutschland von einander geschieden worden sind. Ostfrankreich (Deutschland) bekam Ludwig (der Deutsche), bis an den Rhein, und jenseits desselben noch die Städte Mainz, Speier und Worms mit ihren Gauen; Westfrankreich (später blieb diesem Lande allein der Name Frankreich) Karl II. (der Kahle); endlich Lothar nahm die Kaiserwürde, Italien, und alles Land zwischen Frankreich und Deutschland, von der Nordsee an, die Schelde, Maas und den Rhein hinauf, und dann wieder die Rhone hinunter bis zum Mittelmeere. Lothar's Haus regierte nicht lange. Er selbst ging 855 ins Kloster Prüm. Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt nun Italien nebst der Kaiserwürde, der zweite, Lothar II., die Länder am linken Rheinufer, die nach ihm Lotharingien (Lothringen) genannt wurden**); der dritte, Karl, wurde König der Provence, worunter damals ein größeres, weiter nach Norden laufendes Gebiet begriffen ward, als die spätere Provinz dieses Namens umfaßte. Von diesen drei Brüdern starb Karl zuerst kinderlos; die beiden anderen theilten sein Erbe; aber wenige Jahre darauf (869) starb auch Lothar II., und nun theilten sich, den Kaiser Ludwig übergehend, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Lothringen; damals ward die Maas die Grenze beider Reiche. Mit Ludwig II., welcher 875 starb, erlosch der Stamm Lothar's.

---

*) Dies sagen die Annales Fuldenses ad ann. 842 ausdrücklich. Es war also nicht bloß die Schwäche und Unentschlossenheit der Brüder, wodurch Lothar zu größeren Vortheilen gelangte.

**) Nur ein Theil derselben führt bis auf unsere Tage diesen Namen.

6. Die Deutschen Karolinger.

(843 – 911.)

Die Theilung des großen Reiches, von der man genauere Beaufsichtigung der einzelnen Länder, und Wiedererweckung der in der Gesammtmasse ermattenden Volkskraft hätte erwarten sollen, führte diese Wirkungen keineswegs herbei. Die Eifersucht der Brüder und ihre Neigung, sich zu beeinträchtigen, dauerte fort; Ludwig der Deutsche ließ sich durch die Klagen der Westfranken über seinen Bruder Karl, der die Erwartungen, welche er als Jüngling erregt hatte, nicht erfüllte, zweimal zu dem Versuche verleiten, Frankreich zu erwerben, fand sich aber beide Mal von den Großen und Bischöfen, die ihn gerufen hatten, verlassen, und mußte das Unternehmen aufgeben. Auch erhoben sich gegen Ludwig aufrührerische Söhne, wie er sich einst gegen seinen Vater erhoben hatte. Bei diesen inneren Unruhen und der schlaffen Regierung konnten fremde Völker es wagen, den Deutschen zu trotzen und ihnen Schrecken einflößen. Am schlimmsten spielten die Normannen den Frankenreichen mit. Man versteht unter diesem Namen die Bewohner der Skandinavischen Länder, Völker, den Germanen an Sprache und Sitte verbrüdert, die, gleich ihnen voll kühnen Kriegsmuths, von der Neigung zu Abenteuern, Kampf und Beute in die Fremde getrieben wurden. Das Meer, welches sie von den schöneren und angebauteren Ländern Europa's trennte, war ihr Element, und im neunten Jahrhundert war fast keine Küste Westeuropa's vor ihnen sicher. Wo sie landeten, verwüsteten sie die Gegend, und schleppten Menschen und Güter als Beute mit sich fort. So zerstörten sie im Jahre 845 Hamburg, daß sogar der von Ludwig dem Frommen zur Bekehrung des Nordens in dieser Stadt gestiftete erzbischöfliche Sitz dort nicht mehr bestehen konnte, und in der Folge nach Bremen verlegt ward. Andere Feinde, welche das östliche Deutschland beunruhigten, waren die Slaven, gegen deren Einfälle sogar in Thüringen und Sachsen wieder Herzöge eingesetzt wurden, zu einem fortwährenden Schutze der Grenzen, und nach und nach kam diese Würde, ganz wider Karl's des Großen Plan und Zweck, in allen Deutschen Hauptprovinzen wieder empor. Damit verschwand auch die treffliche Einrichtung der Sendboten, durch welche der große Kaiser über seine Beamte eine so genaue Aufsicht geführt hatte. Das Ansehen des

Adels, der Grafen und Bischöfe wuchs zu einer vorher nie erreichten Höhe, und das geringe Volk, von dessen Unterdrückung sie durch keine Gegenkraft mehr abgehalten waren, sank zu immer größerer Abhängigkeit und politischer Unfreiheit herab.

Als Kaiser Ludwig II., der letzte Lotharide, im Jahre 875 starb, hatte Ludwig der Deutsche unstreitig das nächste Recht auf die Kaiserwürde, aber Karl der Kahle kam ihm zuvor. Er eilte nach Rom, erhielt vom Papste Johann VIII., wahrscheinlich in Folge einer frühern Verabredung, die Kaiserkrone, und vergalt ihm diesen Dienst durch reiche Geschenke. Ludwig dachte dies nicht ruhig zu dulden, sondern sandte zuerst seine Söhne gegen ihn, dann, als diese nichts ausrichteten, rüstete er, um selbst auszuziehen, ward aber darüber zu Frankfurt am 28. August 876 vom Tode überrascht. Seine Söhne wollte der neue Kaiser auch ihres Erbes berauben, ward aber von einem derselben, Ludwig dem Jüngern, bei Andernach geschlagen, so daß er selbst nur mit weniger Mannschaft entrann. Hierauf theilte Ludwig mit seinen Brüdern das Deutsche Reich. Er selbst erhielt Sachsen, Ostfranken, Thüringen und Friesland, sein älterer Bruder, Karlmann, Baiern mit den zinsbaren Reichen der Slaven in Böhmen und Mähren, der jüngste, Karl der Dicke, Alemannien (Schwaben). Karlmann ging mit einem großen Heere von Baiern und Slaven nach Italien wider seinen Oheim Karl, der wiederum in dieses Land gezogen war, aber auf die Nachricht vom Anrücken des Deutschen Heeres eiligst zurückkehrte. Auf dem Heimwege starb er (6. Oct. 877), und hinterließ Frankreich seinem Sohne Ludwig dem Stammler in der schlechtesten Verfassung. Auch dieser sank bald ins Grab (879) und seine beiden Söhne Ludwig III. und Karlmann waren kaum der Vertheidigung ihres eigenen Reiches gewachsen; dabei hatten sie mit einer Partei im Innern zu kämpfen, welche die Herrschaft Ludwig dem Ostfranken zuwenden wollte. Alle diese Fürsten wurden schnell vom Tode hingerafft; Ludwig III. starb schon 882 im zwei und zwanzigsten, Karlmann 884 im achtzehnten Jahre seines Alters.

Karlmann, König von Baiern, wollte zwar aus diesen günstigen Umständen Vortheil ziehen, Italien zu erwerben; allein auch ihm war dies schöne Land nicht beschieden. Eine lähmende Krankheit unterbrach seine Bestrebungen, und schon 880 ereilte ihn der Tod. Johann VIII. wurde von den Saracenen, die sich damals in Sicilien (v. S. 185.) und Calabrien niedergelassen, und von dort aus ihre Raubzüge bis nach

Mittelitalien ausgedehnt hatten, so hart bedrängt, daß er selbst Karl den Dicken von Schwaben nach Italien einlud, und ihm zu Rom die Kaiserkrone aufsetzte (881). Da nun auch Ludwig der Jüngere, welchem Baiern, das Erbe Karlmann's, zugefallen war, bald starb (822), so wurde jetzt das ganze Deutsche Reich, sammt Italien und der Kaiserwürde, durch Karl den Dicken vereinigt.

Dies scheinbare Glück war aber ein Unglück für den Staat und für den Kaiser selbst. Damals verwüsteten die wilden Normannen die Gegenden am Niederrhein bis nach Köln und Trier hin; der Papst wurde von den Arabern und dem Herzoge Guido von Spoleto beunruhigt. Diesen und noch anderen Verwirrungen zu begegnen, reichte Karl's ohnmächtige Schwäche nicht hin. Doch versuchte er sich gegen die Normannen. Nach einem Reichstage zu Worms zog er 882 mit einem großen aus allen Deutschen Ländern aufgebotenen Heere gegen sie, und schloß sie in ihrem festen Lager bei Haslov an der Maas ein. Schon hofften die Deutschen darauf, die barbarischen Räuberhorden mit Stumpf und Stiel zu vernichten, als Karl, von bestochenen oder feigen Räthen bewogen, einen Vergleich mit dem Anführer der Normannen, Gottfried, schloß, in welchem dieser ein Christ zu werden und das Reich nicht mehr zu beunruhigen versprach, wogegen ihm ein Stück von Friesland eingeräumt und zweitausend Pfund Gold und Silber bezahlt werden sollten. Der Kaiser selbst vertrat Pathenstelle bei Gottfried's Taufe, und die verlangte Summe ward von gerettetem Kirchengelde bezahlt. Unwillig über den ehrlosen Frieden ging das Deutsche Heer nach Hause. Aber die Normannen hielten ihn nicht einmal, sondern setzten ihre Streifereien fort, und verbrannten Deventer noch in demselben Jahre.

Allein das Geschick wollte den schwachen Karl noch höher erheben. Als 884 auch der Französische König Karlmann starb, und nur einen fünfjährigen Bruder, nachmals Karl der Einfältige genannt, hinterließ, unterwarfen sich die Französischen Großen Kaiser Karl dem Dicken. Wirklich empfing Karl den Eidschwur dieser neuen Vasallen zu Gondreville, und so war unter ihm fast die ganze Macht Karl's des Großen vereinigt.

Doch nur kurze Zeit; denn Karl der Dicke war nicht Karl der Große. Wie in diesem der Zuwachs an Arbeit die Fülle der Kraft entwickelt hatte, so offenbarte er in jenem die Blöße der Ohnmacht. Man drängte ihn abermals, die Normannen aus dem Lande zu schlagen,

welche Paris umlagert hielten (885). Erst im Herbste des folgenden Jahres nahte er mit einem Heere zum Entsatz der schwer bedrängten Stadt. Allein anstatt die Normannen nun muthig anzugreifen, kaufte er ihnen den Frieden abermals mit Gelde und Provinzen ab, und diese, Deutschen Männern doppelt schimpfliche Art, sich eines Feindes zu entledigen, brachte ihn um den letzten Rest von Achtung. Leutward, Bischof von Vercelli, früher vom Kaiser hochgeschätzt, Erzcapellan und sein getreuester Rathgeber in Staatsgeschäften, aber jetzt vom Hofe verwiesen, reizte den tapfern Herzog von Kärnthen (des 880 gestorbenen Karlmann von Baiern natürlicher Sohn), die allgemeine Stimmung der Nation zu benutzen, und sich an die Spitze des Reichs zu stellen. Die Ostfranken, Thüringer und Sachsen wurden bald gewonnen. Endlich fielen auch die Schwaben, die als Karl's älteste Unterthanen am längsten an ihm gehangen, von ihm ab, und erklärten sich auf dem Reichstage zu Tribur (887) für Arnulf. Karl überlebte seine Schande nicht lange; er starb schon 888, den 13. Januar, fast in Dürftigkeit.

Arnulf trat fest und männlich auf. Unter seiner tapfern Anführung wurden zuerst die allgefürchteten, bisher unbesiegbar geglaubten Normannen, an der Dyle, nicht weit von Löwen, gänzlich aufs Haupt geschlagen, zwei ihrer Könige, Gottfried und Siegfried, getödtet, und funfzehn Feldzeichen erobert; ein herrlicher Sieg, der jedes Deutsche Herz mit Ehrfurcht und Liebe für den Retter der allgemeinen Sicherheit und den Rächer der Nationalehre erfüllte. Dagegen forderte er gegen den Slavischen König Zwentibold von Mähren, dessen Macht er selbst durch Böhmen vergrößert hatte, und der ihm dann dennoch treulos den Gehorsam verweigerte, die Hülfe eines andern Volkes auf. Dies waren die Ungern, die sich nach den Zeiten Karl's des Großen in Pannonien niedergelassen hatten, und von den Schriftstellern jener Jahrhunderte als so wild, ungeschlacht und verwegen geschildert werden, wie die Hunnen. Sie kamen auf Arnulf's Ruf, während dieser von der andern Seite her in Zwentibold's Lande eindrang. So ward der stolze Slave gedemüthigt und mußte sich unterwerfen, aber Deutschland erhielt zum Unglück nach Arnulf's Zeiten an den neuen Freunden die schlimmsten Feinde.

Arnulf's Blick war nicht bloß auf Deutschland beschränkt, er versuchte auch die übrigen Karolingischen Länder zur Anerkennung seines oberherrlichen Ansehens zu zwingen. Wirklich mußten sich die Herr-

scher von Frankreich und der beiden neu entstandenen, von Frankreich losgerissenen Burgundischen Reiche (unten Abschn. 8.) dazu bequemen, doch hatte es mit dieser Abhängigkeit nicht viel zu bedeuten. Mit Italien gelang es ihm dem Anschein nach am besten, weil der Kampf mehrerer Parteien ihm die Pforten dieses Landes öffnete. Denn dort stritten seit dem Tode Karl's des Dicken Herzog Guido von Spoleto und Markgraf Berengar von Friaul, welche beide ihr Geschlecht in weiblicher Linie von Karl dem Großen ableiteten *), um den Thron. Berengar war schon (888) zu Pavia zum König von Italien gekrönt, **) und hatte Arnulf's Oberherrschaft anerkannt. Da ward er von Guido in zwei Schlachten besiegt, und flehte nun des Deutschen Königs Hülfe an. Günstige Umstände für einen tapfern Kriegsmann, der selber Ansprüche auf Italien machte. Arnulf that 894 einen Feldzug über die Alpen und, da nach Guido's indeß erfolgtem Tode die Spoletinische Partei für dessen Sohn Lambert die Unruhen fortsetzte, im nächsten Jahre einen zweiten. Er sprengte die Thore Rom's, jagte die Spoletiner aus der Stadt, ließ sich vom Papst zum Kaiser krönen und vom Römischen Volke den Eid der Treue schwören (896). Indeß dauerte diese neue Deutsche Herrschaft nicht lange. Lambert starb zwar schon 898, allein nun trat Berengar hervor, vertrieb den König des Cisjuranischen Burgund's, Ludwig, den seine Gegner herbeigerufen hatten, um ihn zum König zu erheben, und behauptete die Herrschaft.

Von den Deutschen konnte er nicht gehindert werden, denn Arnulf war gleich nach seiner Heimkehr aus Italien 899 gestorben. Sein sechsjähriger Sohn Ludwig, das Kind genannt, ward von den Fürsten zu seinem Nachfolger erwählt, und der Erzbischof Hatto von Mainz zum Reichsverweser während seiner Minderjährigkeit bestimmt. Lothringen, welches Arnulf seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Königreich gegeben, fiel von diesem durch große Gewaltthätigkeiten verhaßten Herrscher ab, und begab sich zum Deutschen Reiche. Sonst ist von dieser Verwaltung nichts glückliches zu melden. Die Großen achteten der königlichen Macht nicht; in Sachsen schaltete Herzog Otto der

*) Von dem Erstern ist diese Abstammung zweifelhaft.

**) Bei dieser Gelegenheit soll zuerst von der berühmten eisernen Krone Gebrauch gemacht worden seyn. Diese Krone, von der Königin Theodelinde (oben S. 93.) in die von ihr erbaute Kirche Johannis des Täufers zu Monza geschenkt, ist von Gold, ohne Zinken, und umschließt einen eisernen Reif, den eine spät erfundene Wundersage aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet seyn läßt.

Erlauchte ohne Rücksicht auf das Reich; in Franken wüthete heftige Fehde zwischen den beiden mächtigen Geschlechtern der Babenberger und Rothenburger. Diese Schwäche des zwieträchtigen Staates benutzten die Ungern zu furchtbar zerstörenden Einfällen. Die Heere, die ihnen weder zahlreich genug, noch gut geführt, entgegengestellt wurden, schlugen sie, und verheerten dann, den wenigen Städten vorbeiziehend, das offene Land, ließen Dörfer und Klöster in Feuer aufgehen, und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft. Von tiefem Jammer über alles dieses Mißgeschick, welches er nicht zu wenden vermochte, erfüllt, starb Ludwig schon im achtzehnten Jahre seines Alters (911) und mit ihm erlosch der Stamm der Deutschen Karolinger.

---

7. Culturzustand unter den Karolingern.

Der wissenschaftliche Eifer, den Karl der Große erregt hatte, blieb auch in seinen nächsten Nachfolgern noch lebendig. Karl der Kahle bekundete seinen Sinn und seine Vorsorge für die Verbreitung höherer Bildung dadurch, daß er den Johannes Scotus Erigena (gest. 886.) aus England zur Leitung seiner Hofschule zu sich berief. Dieser war der berühmteste Philosoph und Litterator seiner Zeit, der eine damals seltene Kenntniß der Lateinischen, Griechischen, ja selbst der Arabischen Sprache besaß, ein Mann, der sich durch die Verbreitung seiner Gelehrsamkeit und seiner wahrhaft philosophischen Denkart große Verdienste um seine Zeitgenossen erwarb. In Deutschland reiften von jenen Bemühungen Karl's des Großen die schönsten Früchte. Die gelehrte Schule zu Fulda ging hier allen übrigen voran, besonders seitdem der berühmte Rabanus Maurus (gest. 856) als Lehrer an derselben auftrat, der seinen Meister Alcuin an Umfang der Kenntnisse noch übertraf. Lange Zeit glaubte man nicht allein in Deutschland, sondern auch in den benachbarten Ländern, man könne die höheren Wissenschaften nirgends besser als zu Fulda lernen, und es gab zu einem großen Kirchenamte keine vollgültigere Empfehlung, als die, unter Rabanus gebildet zu seyn; Prälaten sandten ihre Mönche, edle Geschlechter ihre Sprößlinge aus der Nähe und Ferne, um diesen berühmten Mann zu hören. Doch waren neben Fulda auch noch manche andere Klöster wegen guter Lehrer sehr geschätzt. Leider aber wirkten die Kriegsstürme von Normannen, Slaven und Ungern erregt, äußerst

nachtheilig, Klöster und Schulen wurden zerstört, und die kaum begonnene Bildung fing schon wieder an, zurück zu schreiten.

Alle jene Männer schrieben Lateinisch, weil die Grundlage ihrer Bildung aus den Trümmern der alten bestand, und ihre Gelehrsamkeit hatte sich in den Landessprachen noch eben so wenig ein neues Organ bilden können, als der Staat und die Kirche, deren Sprache ebenfalls fortwährend die Lateinische blieb. Einiges aber, was besonders für das Volk bestimmt war, ward doch auch schon in der Landessprache versucht, wovon wir selbst oben einige Proben gegeben haben. Otfried, ein wackerer Mönch und Vorsteher der Schule im Kloster zu Weißenburg im Elsaß, ein Schüler des Rabanus Maurus, tadelte mit edler Wärme Diejenigen, die, ihre eigne Sprache verachtend, die Lateinische vorziehen, die sie erst mit so vieler Mühe erlernen müssen. „Haben so viele andere Völker, sagt er, ihre eigene Sprache angebaut, warum sollen die Franken dies allein nicht thun, und sich nicht einmal getrauen, in ihrer eigenen Sprache das Lob Gottes zu singen?" Er selbst dichtete eine Umschreibung der evangelischen Geschichte in gereimten Strophen, die er dem Könige Ludwig dem Deutschen zueignete, wodurch er ein anregendes Beispiel gab, das Deutsche zur Schriftsprache auszubilden. Dankbar werde dafür der Name des würdigen Mannes von seinen spätesten Enkeln genannt.

Der Handel in Deutschland und Frankreich war fast bloß in den Händen der Juden. Diese, seit ihrer Zerstreuung über alle Lande vom Ackerbau, auf welchen ihr großer Gesetzgeber einst das ganze Daseyn des Volkes gegründet hatte, entwöhnt, hatten sich schon im Römischen Reiche ganz dem Handel, als dem einträglichsten Gewerbe, hingegeben, und sich durch den großen Reichthum, welcher ihnen durch denselben zufloß, eben so sehr den Weg zu Begünstigungen und Befreiungen von bürgerlichen Lasten eröffnet, als durch diese Vorzüge Haß und Mißgunst zugezogen. Ihre strenge Absonderung, ihr starres Festhalten an der Weise und den Gebräuchen ihrer Vorfahren, ihr Widerwille gegen das Christenthum trugen nicht wenig dazu bei, diese Feindschaft zu vergrößern und zu bestärken, welche in manchen Ausbrüchen der Volkswuth hervortrat. Aber der Schutz der Herrscher und die Handhabung vieler zu ihren Gunsten erlassener Gesetze waren mächtiger, und so fanden denn die Deutschen bei ihren Eroberungen im Römerreich Juden in großer Zahl und im Besitze bedeutender Reichthümer. Auch in Italien und den Rheinlanden war durch den Handel der größte Theil alles

baaren Geldes in ihren Händen. Daher wurden sie denn in den Karolingischen Zeiten auf den Territorien der Vornehmen gegen Erlegung von Kopfgeld geduldet und geschätzt, und selbst am Hofe wußten sie sich Einfluß zu verschaffen. Auch den damals sehr bedeutenden Sklavenhandel betrieben sie; denn der Verkauf von Leibeigenen war bei allen Germanen gebräuchlich, und bald fanden es die Juden am einträglichsten, dieselben an die Araber in Spanien und Africa zu verhandeln. Ganze Schaaren wurden dorthin geschleppt. Vergeblich bemühte sich schon Karl der Große, diesem Unwesen zu steuern, wenn er es auch beschränkte, so konnte er es doch nicht ganz unterdrücken.

Nächst ihnen waren die Kirchen und Klöster die größten Geldbehälter, die daher oft zur Zeit der Noth von den Fürsten durch außerordentliche Besteuerungen, Einlagerungen u. s. w. gebrandschatzt wurden. Wie ihrer in Folge der Siege Karl's des Großen im nördlichen Deutschland viele emporstiegen, ist oben erzählt. Die Stiftungen dieser Art verdienen unser dankbares Andenken, als die ersten Schritte zur Bildung unserer Voraltern, wie Manches auch, im Vergleich mit anderen Zeiten, den Bildnern selbst noch fehlte. Denn schon die geistliche Aufsicht, welche diese über ihre Pfarrkinder zu führen hatten, mußte bei dem Mangel fast aller Gerechtigkeitspflege und Polizei sehr nützlich seyn. Jeder Bischof mußte jährlich seinen Sprengel bereisen, und überall ein scharfes Sittengericht, Send (Synodus) genannt, halten. Alle waren gezwungen, bei Strafe des Kirchenbanns, zu erscheinen. Sieben ältere rechtliche Männer mußten schwören, nichts verheimlichen zu wollen, und hierauf begannen die Nachforschungen. Unter den üblichen Fragen, wovon uns Rhegino, Mönch zu Prüm (gest. gegen 915), ein langes Verzeichniß aufbehalten hat, kommen mehrere vor, die für die Sittengeschichte merkwürdig sind, z. B. ob jemand in der Pfarrei sey, der einen Menschen umgebracht; ob einer einen Reisenden oder einen Sklaven durch Schmeicheleien angelockt, und nachher außer Landes verkauft; ob jemand einen christlichen Knecht an einen Juden verhandelt, oder ob man einem Juden wisse, der mit christlichen Sklaven handle; ob ein Zauberer oder Wahrsager da sey, ob jemand zauberische Opfer verrichte, bei Bäumen, Brunnen oder Steinen; ob ein Weib vorhanden sey, die vorgebe, die Gemüther der Menschen zum Hasse oder zur Liebe lenken, fremde Güter besprechen zu können, des Nachts mit dem Teufel auf gewissen Thieren zu reiten oder in einem Bunde mit ihm zu stehen; ob jemand etwas bei sich trage, wodurch er glaube das Gericht Gottes

(z. B. den Zweikampf) verkehren zu können u. dgl. Die Strafen bestanden entweder in Geldbußen oder in Fasten oder langem Beten. Einen Monat nichts als Brot und Wasser genießen, sollte soviel seyn, als **1200** Psalmen kniend oder **1680** stehend beten.

Der Bann wurde mit kluger Vorsicht nur selten angewandt, um ihn nicht gewöhnlich und dadurch unkräftig werden zu lassen. Und da die Ausschließung von Messe und Gottesdienst von Vielen aus dem Volke wol nicht als eine sehr empfindliche Strafe betrachtet worden wäre, so blieb die Kirche bei diesen ursprünglichen Folgen des Bannes nicht stehen, sondern ließ es sich angelegen seyn, die Trennung von ihrer Gemeinschaft in eine von der ganzen menschlichen Gesellschaft zu verwandeln. Niemand, ward verordnet, solle mit den Gebannten essen und trinken, niemand mit ihnen sprechen oder sie grüßen. Ja man rief sogar die Hülfe des weltlichen Armes wider sie auf, und König Arnulf verordnete, daß Diejenigen, die, um Lösung des Bannes, in den sie verfallen, zu erhalten, sich nicht zur Buße und Genugthuung verstehen wollten, von den Grafen vor Gericht gezogen werden sollten.

Eine neue Erscheinung in der Kirche seit dem achten Jahrhundert war das kanonische Leben der Geistlichkeit, zur Besserung ihrer Sitten und ihres Wandels, gestiftet vom Bischof Chrodegang von Metz (gest. **769**). Verbreitet wurde es besonders durch Ludwig den Frommen, und bis gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts war es bereits in allen bischöflichen Kirchen von Deutschland, Frankreich und Italien eingeführt. Diesen Beifall verdankte es der Vorstellung der Zeit von der Heiligkeit des Mönchsstandes, die durch diese Einrichtung auf den ganzen Klerus übertragen werden sollte. Die Geistlichen traten hier in eine weit genauere Verbindung, wohnten und aßen im Münster (**monasterium**) beisammen und beteten gemeinschaftlich zu bestimmten Stunden. Die Glieder dieser Gemeinschaft wurden Chorherren oder Canonici genannt. Canonici cathedrales hießen sie bei den bischöflichen, collegiati bei den übrigen Kirchen. Von den Mönchen unterschieden sie sich dadurch, daß sie keine Gelübde ablegten und durch den erlaubten Besitz eigenthümlicher Güter, da bei jenen nur das Kloster als solches etwas besitzen konnte. Für die Unterhaltung dieser Anstalten wurde ein Theil der Kirchengüter ausgesetzt, oder von Laien Grundstücke und Einkünfte dazu geschenkt. In den Geistlichen dieser Stiftskirchen bildeten sich in der Folge kirchliche Corporationen, deren Stellung von der Einfachheit älterer Lehrer des Evangeliums sehr weit abwich. Der eigentliche Beruf

trat hinter den Geschäften, welche die Verwaltung der Güter und der damit verbundenen politischen Rechte nöthig machten, ganz zurück, und die Vorsteher dieser Institute, Pröbste und Decane genannt, wurden zu einem geistlichen Herrenstand, der dem weltlichen an Macht nichts nachgab. Durch die Chorherren wurde ferner die Gewalt des Bischofs über seinen Sprengel in so fern beschränkt, als diese unter dem Namen des Kapitels als Rath an seine Seite traten. Der Wille dieser Versammlung band den Bischof in vielen Fällen und späterhin hing auch gewöhnlich die Wahl desselben von den Kanonikern ab.

Die wichtigste Veränderung geschieht aber in dieser Zeit auf dem Gebiete des Staats selbst. Es ist die Gestaltung des Lehnsystems zur einzigen Form des politischen Lebens. Wir haben gesehen, wie schnelle Fortschritte die Verleihung von Gütern und die Ausbildung einer hierauf begründeten Aristokratie unter den Merovingern gemacht hatte. Die Kraft der Vorfahren Karl's des Großen und seine eigene hatte diese aufgehalten, jetzt aber beschleunigten sie die Schwäche der Herrscher, der Sturm der auswärtigen Kriege, der Drang der inneren Fehden. Es gab nirgend Recht mehr, nur Raub und Gewalt. Die wohlthätige Einrichtung der Sendboten war ganz verschwunden, und keine Aufsicht hielt die Macht der größeren Lehnsträger im Zaume. Trotz der Verbote der Könige befestigten sie ihre Höfe, und bauten Schlösser zur Abwehr wider den äußeren Feind, und Zwingburgen für die umliegende Gegend. Wenn schon früher Mangel an Unterhalt viele vermocht hatte, die Leute der Reicheren zu werden, so traten jetzt Hungerjahre ein, welche die Väter nöthigten, ihre Kinder als Knechte zu verkaufen. Die Grafen mißbrauchten ihre Gewalt, bis die freien Eigenthümer der Gaue ihnen ihr Gut auftrugen und es als Lehen zurückempfingen. Befehdeten sich die Vasallen, so mußten die Freien Schutz unter des einen oder des anderen Lehnsfahne suchen; die ärmeren wurden Zinspflichtige oder Leibeigene, und der Gutsherr machte in der Behandlung beider Klassen eben keinen großen Unterschied. So verschwanden die kleineren Bauern mit freiem Eigenthum in Italien und Frankreich fast ganz, in Deutschland erhielten sie sich etwas zahlreicher in einzelnen Gegenden, in den Hochgebirgen des Südens und an den Küsten der Nordsee.

Auch die ersten Schritte zur Erblichkeit der Lehen waren schon geschehen, man betrachtete es als Regel, daß Aemter, welche, wie z. B. die Grafengewalt, jetzt auch als Lehen angesehen wurden, und Territorialbeneficien des Vaters auf den Sohn übergingen, und die schwachen

Könige, ihre Gewalt durch beständige Austheilung der Stammgüter, um sich nur auf dem Throne zu erhalten, noch mehr vermindernd, hatten keine Mittel, sich hierin durchgreifend zu widersetzen. Die sittliche Grundlage des Gefolgwesens war die persönliche Liebe und treue Anhänglichkeit an den Führer gewesen, welche den Gefährten wiederum die Ehre gab. Diese Ergebenheit mußte jetzt durch das Interesse, welches die Vasallen gegen die Fürsten geltend machten, — die Sicherung ihres Besitzes für sich und ihre Familie, — immer mehr untergraben werden, und die Erblichkeit, als ein rein natürliches Princip, dieselbe fast ganz umstürzen. Ueberdies hatten die reich gewordenen Vasallen Mittel genug in Händen, auch ihren eigenen Willen durchzusetzen, und ob sie gehorchen wollten oder nicht, die gelobte Treue bewahren oder brechen, stand nur bei ihnen. Denn im Könige erblicken sie nicht jene allgemeine Spitze und Zusammenfassung des Staats wie die neuere Zeit, er steht ihnen ebenfalls nur als ein einzelner gegenüber, und hat, um sie zu zwingen, nur seine zufällige Privatmacht. So ist es gekommen, daß der auf die Liebe und Treue gegründete Staat der Germanen nur zu bald und zu oft in den des Hasses, der Untreue und der Gewalt übergegangen ist, in welchem der König sich fast durchgängig im Zustande der Abwehr gegen die Vasallen befindet, in welchem die einzelnen gewöhnlich nicht die Zwecke des Staats, sondern jeder seine besonderen verfolgt. Auf diese Weise hat sich jene reiche Welt von Einzelheiten und Selbstständigkeiten erzeugt, welche den Charakter des Mittelalters ausmacht. Auch die Römische Kaiserwürde, welche bald auf die Deutschen Könige überging, war nur eine Idee der im Grunde alle Realität mangelte, und es kam, wie überall in den weltlichen Verhältnissen des Mittelalters, rein auf das Talent und die Kraft der Persönlichkeit an, ob und in welchem Maße die in ihr liegenden Ansprüche geltend gemacht werden konnten.

---

8. Die Französischen Karolinger.

(843—987.)

Wir haben gesehen, daß Karl der Kahle seine Hände nach der Kaiserkrone von Italien ausstreckte. Aber er konnte daheim sein Erbreich kaum behaupten. Die Seeprovinzen von Frankreich und die Städte an den Ufern größerer Flüsse waren ein vorzügliches Ziel der räuberischen Normannischen Geschwader. Ja diese kühnen Nordmänner spotteten

der Macht Frankreich's so sehr, daß sie im Jahre 841 Rouen zerstörten, und 845 auf der Seine bis nach Paris segelten, und der Enkel des Mannes, dessen Schwert in ganz Europa mächtig gewaltet hatte, kaufte ihnen den Rückzug schimpflich ab. Dies wurde natürlich nur eine größere Lockung für sie; fast jedes Jahr erschienen sie wieder, und plünderten bald dort bald hier. Bordeaux, Orleans, Tours, Blois und andere Städte gingen in Flammen auf; sogar ihre Winterlager nahmen die Normannen in Frankreich. Den Süden verheerten die Saracenen. Es möge sich jeder helfen so gut er könne, sprach der König. Eben so tief wie das Ansehen des Reiches nach außen, sank die königliche Macht im Innern herab. Karl der Kahle wurde von den trotzigen Großen zu einer Reihe von Bewilligungen gezwungen, durch welche die Krone an Gewalt über die Vasallen immer mehr einbüßte. Ob die Erbfolge in den Grafschaften unter diesem Könige schon gesetzlich wurde, ist nicht ganz klar, gewiß aber erhielt das Herkommen, wonach der Sohn dem Vater in den großen Beneficien wie in einem Eigenthum folgte, alle Wirkungen eines ausdrücklichen Gesetzes. Die Grafen wurden aus Richtern und Anführern zu wahren Gebietern in ihren Bezirken, maßten sich in denselben fast alle Rechte der obersten Staatsgewalt an, und benutzten jede Gelegenheit, um ihre Besitzungen und Rechte zu vermehren. Die Mächtigsten derselben führten bald wieder den herzoglichen Titel. Auch rissen sich nach Karl dem Kahlen die zu dem ehemaligen Königreiche Burgund gehörigen Provinzen gänzlich von Frankreich ab. Die dortigen Bischöfe trugen unter Mitwirkung Papst Johannes VIII. im Jahre 879 dem Herzog Boso von Provence, einem Schwager Karl's des Kahlen, die Krone an, welche dieser bereitwillig annahm. Der neue Staat bestand außer der Provence und der Dauphiné, aus Theilen von Languedoc und der Franche Comté, dem Gebiet von Lyon u. s. w., und hieß das Königreich Provence, nachmals das Cisjuranische Burgund, zum Unterschiede von einem zweiten, Transjuranischen Königreiche Burgund, welches den größten Theil der Schweiz, Savoyen's und der Franche Comté umfaßte, und dessen erster König, Rudolf, ein Enkel des Welfen Konrad, des Bruders der Kaiserin Judith, war.

Den Entschluß, sich in den Gegenden, deren Statthalter er bisher gewesen, zum König aufzuwerfen, faßte Rudolf um die Zeit, wo Karl der Dicke abgesetzt und gestorben war (888), und in allen Ländern des ehemaligen Karolingischen Großreiches die Mächtigsten nach der Krone

griffen, in Deutschland Arnulf, in Italien Berengar und Guido. Auch der Adel des nördlichen Frankreich's bedurfte eines kräftigen Führers gegen die Normannen, und erhob daher den durch Tapferkeit erprobten Grafen von Paris und Herzog von Francien, Odo, gegen den indeß bald eine andere Partei aufstand, welche Karl den Einfältigen (oben S. 202.) zum Könige krönte. Nach Odo's Tode (898) wurde Karl, jetzt neunzehn Jahr alt, zwar von allen Vasallen anerkannt, aber leider war es gerade seine ungemeine Schwäche, welche sie dazu bewog, da sie nun desto ungestörter um sich greifen und ihre Macht befestigen konnten. Die Normannen, die auch Odo nicht hatte besiegen können, setzten ihre räuberischen Einfälle unaufhörlich fort, und Karl mußte sich endlich entschließen, einem kühnen Führer derselben, Rollo, von seinem Volke Gangahrolf d. i. Hrolf der Gänger genannt, der bis nach Clermont vorgedrungen war, eine ganze Provinz zu überlassen, unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse, und ihn, den König von Frankreich, als seinen Oberlehnsherrn erkenne (911). So wurde Rollo, in der Taufe Robert genannt, der erste Herzog der Normandie, welche Benennung die ihm eingeräumte Provinz von den neuen Ansiedlern erhielt, und der benachbarte Graf von Bretagne ward ihm sogar noch als Vasall untergeordnet. Bald wurden die Normannen der Sprache nach zu Franzosen und dieser Veränderung folgten dann auch Sitten und Gesinnung, welche sich jedoch eine festere Haltung bewahrten; aber um die Könige des neuen Vaterlandes bekümmerten sich ihre Herzoge wenig oder gar nicht.

Mit der Abfindung dieses beschwerlichen Feindes war für Karl den Einfältigen keine Zeit der Ruhe gekommen, vielmehr stand ihm das schwerste Mißgeschick noch bevor. Odo's Bruder Robert, der Erbe seiner Macht, erhob sich wider ihn als Gegenkönig, und nachdem dieser in einer Schlacht gefallen war (923), Rudolf Herzog von Burgund, besonders unterstützt von Robert's Sohn, Hugo dem Weißen, welcher nachher der Große genannt ward. Karl starb in der Gefangenschaft (929). Rudolf war nun zwar allein König, aber die verderblichen Parteiungen unter den Großen dauerten fort. Nach Rudolf's Tode (936) holten sie einen Sohn Karl's des Einfältigen, den seine Mutter nach England geflüchtet hatte, Ludwig IV., welcher deswegen der überseeische (**d'Outremer**) genannt wurde, von dort her, und ließen ihn zu Rheims zum Könige krönen. Auch er, wenn gleich kräftig und geschickt, war der Spielball der mächtigen Vasallen, besonders Hugo's

des Großen, dem jetzt auch das Herzogthum Burgund zugefallen war, und so an Ruhm, Ansehen und Größe der Besitzungen weit über alle Andere hervorragte. Abtretungen und Geschenke waren für diese schon so geschwächten Könige das einzige Mittel, die trotzigen Vasallen zur Ruhe zu bringen, und sie hatten sich dadurch zuletzt so arm geschenkt, daß Ludwig von dem großen Reichsgute der Karolinger nichts mehr übrig hatte, als die einzige Stadt Laon. Darum konnte auch dem Sohne und Nachfolger dieses Ludwig, Lothar (954—986), obschon es auch ihm weder an geistigen Fähigkeiten, noch an Muth fehlte, die Wiederherstellung der zu einem leeren Schatten herabgesunkenen königlichen Macht nicht gelingen. Selbst der Tod Hugo's des Großen änderte wenig, sein ältester Sohn Hugo Capet erbte mit dem Herzogthume Francien des Vaters Ansehen. Als nun Lothar's Sohn, Ludwig V., der wegen seiner Unthätigkeit den Beinamen des Faulen erhalten hat, schon nach einer Regierung von fünf Vierteljahren starb (987), rief Hugo Capet schnell seine Anhänger zusammen, nahm den Königstitel an, und wurde von den übrigen großen Vasallen im Norden der Loire bald anerkannt. Die südlichen Herzoge und Grafen zögerten, und mußten zum Theil mit den Waffen gezwungen werden, ihren Widerstand aufzugeben. Indeß konnte Karl, Herzog von Niederlothringen (s. unten Abschn. 13.), der letzte noch übrige Karolinger, seine Ansprüche nicht geltend machen, und starb zuletzt als Gefangener seines Gegners. Von Hugo Capet stammen alle Könige ab, welche Frankreich bis auf den heutigen Tag beherrscht haben.

---

9. Frankreich unter den ersten Capetingern.

(987—1060.)

Es war einer der ersten Schritte Hugo's, sich die Geistlichkeit durch Rückgabe vieler Abteien und Besitzungen, welche sein Haus an sich gerissen hatte, geneigt zu machen, denn er bedurfte mächtiger und einflußreicher Freunde. Der König war jetzt als Herzog von Francien (**Isle de France**), welches den größten Theil der Länder zwischen der Seine und Loire, Paris und Orleans, in sich begriff, zwar der mächtigste Güterbesitzer in Frankreich, aber er war doch immer nur der Erste unter Vielen, die ihm an Macht sehr nahe kamen. Diese großen unmittelbaren Kronvasallen waren: die Herzoge von Burgund (der Bourgogne, nicht mit den Burgundischen Königreichen zu verwechseln), von der

Normandie, von Aquitanien (Guyenne), und von Gascogne, und die Grafen von Vermandois (denen ein großer Theil der Picardie und fast die ganze Champagne gehörte), von Flandern, und von Toulouse (Languedoc). Mehr oder weniger bestanden damals in den übrigen Germanischen Reichen ähnliche Verhältnisse, und von jetzt an erhält die Geschichte des Mittelalters ihr größtes Interesse von dem Kampfe, den die Könige mit ihren Vasallen, oder der Feudalaristokratie, und der Geistlichkeit um die Oberherrschaft begannen. Frankreich ist dasjenige Land, in welchem dieser Kampf zuerst zum Vortheil der Krone beendigt worden, und es ist höchst anziehend zu sehen, auf welchen Wegen dies gelang.

Die ersten Capetinger *) waren zwar nicht eben große, durch ihre Persönlichkeit ausgezeichnete Fürsten, allein sie hatten das Glück, sehr alt auf dem Throne zu werden. In zweihundert Jahren regierten nur sechs Könige. Dabei brauchten sie die Vorsicht, ihren Söhnen noch bei ihrem Leben die Nachfolge zu sichern, so daß deshalb niemals Kämpfe entstanden. So wurde das Haus der Capete allmählig so eingewohnt auf dem Throne, daß ihr Name schon durch die Kraft des Alterthums Ehrfurcht erweckte.

Dessen ungeachtet war die Gewalt eines damaligen Königs von Frankreich noch ärmlich genug. Die Macht der späteren Capetinger wurde besonders dadurch erweitert, daß sie durch kluge Benutzung der Umstände, durch Heirathen mit Erbtöchtern z. B., die großen Lehen an sich brachten, aber bis gegen die Zeit des ersten Kreuzzuges gewann die Krone zu ihren ursprünglichen Besitzungen noch nichts **); und selbst diese Domänen waren noch von fremden Territorien durchschnitten. Alles übrige gehörte den Kronvasallen, die zwar dem Könige gehuldigt hatten, aber in ihren Gebieten als völlig unumschränkte Herren hauseten, Kriege führten, und nicht selten den Herrscher selbst befehdeten. Die mächtigen Untervasallen dieser Herzoge und angesehenen Grafen hielten sich gegen ihre Lehnsherren oft eben so unabhängig, als diese gegen den König, daher manche von ihnen zu unmittelbaren Lehnsträgern der Krone emporstiegen, wogegen schwächere Vasallen des Königs zu

*) Hugo Capet starb 997. Nach ihm regierten während dieses Zeitraums noch: Robert bis 1031; Heinrich I. bis 1060; Philipp I. bis 1108.

**) Denn das Herzogthum Burgund (die Bourgogne), welches König Robert erbte, gab dessen Sohn Heinrich I. seinem Bruder Robert, der Stammvater der älteren königlichen Linie der Herzoge von Burgund ward.

Unter- oder Aftervasallen herabsanken. In diesen Zeiten wurden in Frankreich wie in anderen Staaten beinahe soviel verschiedene kleine Kriege geführt, als feste Schlösser im Lande waren. Es gab nur noch zwei freie Stände im Reiche, die Geistlichkeit und den Lehnsadel; alle andere lebten in Abhängigkeit und waren zu Hintersassen derselben herabgesunken. Folge dieses Zustandes war häufiger, oft harter Druck der Untergebenen, welche bei den Gesetzen keinen Schutz gegen ihre Herren finden konnten, weil es hierüber keine Vorschriften gab, und falls dergleichen wirklich da gewesen wären, dennoch niemand ihnen Ansehen und Nachdruck hätte verschaffen können. Daß aber trotz dem hier bei weitem nicht so viel Uebles geschah, als geschehen konnte, geht am besten daraus hervor, daß die Nation nicht alle Kraft und allen Lebensmuth verlor, sondern sich aus diesem Zustande zu höherer Entwickelung und Bildung aus eigenen Kräften emporhob. Auch trat die Kirche häufig mildernd ein, durch Ermahnung, Warnung, Drohung, oder auch durch geistliche Strafen. Eine sehr wohlthätige Einrichtung derselben war der Gottesfriede. Da nämlich mancher Adelige sein ganzes Leben hindurch die Fehden mit seinen Nachbarn fortsetzte, darüber Aecker und Saaten zerstampft wurden, und alles Gewerbe liegen blieb, verordneten die Bischöfe durch Concilienbeschlüsse (zuerst 1041), daß in jeder Woche von neun Uhr Sonnabends bis ein Uhr Montags keiner den andern angreifen dürfe. Nachher verlängerte man die Zeit des Waffenstillstandes von Mittwoch Abend bis Montag früh; in anderen Ländern setzte man auch andere Fristen. Auch vom ersten Advent bis Epiphanias sollten alle Fehden ruhen. Wer diesen Gottesfrieden*) brach, kam in den Bann. Allein es war fast unmöglich, ihn überall als feste Sitte geltend zu machen.

In der großen Verwirrung unter den späteren Karolingern waren die Anstalten wieder verfallen, welche Karl der Große und seine nächsten Nachfolger zur Aufnahme der Wissenschaften getroffen hatten. Die Bischöfe lagen den Waffenübungen und der Jagd ob,

*) Eigentlich treuga Dei, Waffenstillstand Gottes. Die erste Absicht war auf einen allgemeinen Frieden gegangen, und da die Gemüther der Menschen damals eben (es war gleich nach dem Regierungsantritt Heinrich's I. (1031), als die ersten Versammlungen zu diesem Zweck gehalten wurden) durch furchtbare Hungerjahre und vieles Elend in deren Gefolge erschreckt und gebeugt waren, hatten die Vasallen darein gewilligt. Aber ein solcher Friede widersprach zu sehr den Verhältnissen und Gesinnungen der Zeit, als daß er auch nur von einiger Dauer hätte seyn können.

Chorherren, Aebte und Mönche verwilderten, viele Geistliche konnten nicht einmal lesen, und so versank ganz Frankreich, bis auf eine kleine Zahl auserlesener Männer, die sich in der Einsamkeit mit den Wissenschaften beschäftigten, in große Unwissenheit. Eine bessere Zeit begann erst am Ende des zehnten Jahrhundert; und im elften hoben sich die Schulen wieder, besonders erhielt Paris schon einen wissenschaftlichen Ruf, welcher sogar viele Ausländer herbeizog. Neu erwachte Wißbegierde belebte die Geistlichkeit, es entstanden Bibliotheken, und der Lateinische Vortrag ward besser.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die von der nächsten Zukunft außerordentliche Dinge erwarteten; in jenen Jahrhunderten, wo die Bildung so wenig verbreitet war, waren solche Vorstellungen natürlich weit allgemeiner. So erfüllte der Glaube, daß mit dem Ende des Jahrtausends nach des Erlösers Geburt die Welt untergehen würde, die Menschen mit kindischer Furcht und abergläubischer Frömmigkeit. Man schenkte dem Klerus weit mehr als sonst. Niemand besserte an seinem Hause etwas aus, und Alles gerieth in Verfall. Da man aber endlich sah, daß das gefürchtete Jahr ruhig vorüberging, faßte man wieder Muth, und erbaute im elften Jahrhundert desto eifriger neue Kirchen und Klöster.

Unter den Herrschern Frankreich's stand besonders Robert, Hugo Capet's Sohn, im Rufe großer Gottesfurcht. Er hatte nicht die Erziehung erhalten, welcher ein König jener Zeiten bedurfte. Früh war er, in der Schule von Rheims, dem Unterrichte des berühmten Gebert (gest. 1003), eines der ersten Beförderer der Aristotelischen Philosophie im Abendlande, übergeben worden, und hatte sich schon im Jünglingsalter durch ungewöhnliche Frömmigkeit und Bildung ausgezeichnet. Auch als König versäumte er keine Messe, las täglich in dem Psalmbuch, fastete, wachte häufig, und schlief während der Passionszeit auf bloßer Erde. Er speisete viele Arme, oft tausend auf einmal, und am grünen Donnerstage bediente er bei Tische dreihundert Arme kniend und Psalmen singend. Nach der Mahlzeit wusch er ihnen die Füße, und beschenkte sie mit Gelde. Zur Ehre der zwölf Apostel hatte er jederzeit zwölf Arme bei sich, die auf Eseln vor ihm her ritten und Gott lobten. Unverschämte Menschen benutzten die Mildthätigkeit des gutmüthigen Königs so keck, daß sie ihm die goldenen Zierrathen vom Mantel rissen, welches er mit unermüdlicher Langmuth trug.

10. Deutschland unter Konrad I.

(911 – 918.)

Nach dem Abgang der Karolinger bestand der Deutsche Staatskörper aus fünf großen Völkerstämmen und Herzogthümern, Franken, Sachsen, Lothringern, Schwaben und Baiern, unter denen nur noch ein schwacher Zusammenhang übrig war. Es drohte demnach die größte Gefahr, daß das Deutsche Reich jetzt unter lauter kleinere Fürsten zersplittert werden möchte. Zum Glück aber waren die Franken und die Sachsen mit einander einig, daß man wieder einen König wählen müsse, und der Sachsenherzog Otto, dem man diese Würde zuerst antrug, schlug selbst den Herzog Konrad von Franken*), in weiblicher Linie mit den Karolingern verwandt, an seiner Stelle als den Tüchtigern vor, der auch von den übrigen Provinzen anerkannt wurde.

Konrad hatte den Ruf eines edelmüthigen, tapfern und verständigen Mannes. Seine vorzüglichste Sorge war, das so sehr gesunkene königliche Ansehen wieder herzustellen, aber er erreichte dies bei weitem nicht. Zuerst suchte er die unruhigen Großen in Lothringen zu unterwerfen, die sich nach dem Tode Ludwig's des Kindes zu Frankreich gewandt hatten, aber er konnte nur den Elsaß und Utrecht wieder zum Reiche zurückbringen. Im Jahre 912, als der Sachsenherzog Otto starb, wollte er dessen Sohn Heinrich nicht die ganze Lehnsfolge in Sachsen und Thüringen bewilligen**), allein Heinrich war tapfer, mächtig, von seinen Völkern sehr geliebt, und widersetzte sich standhaft. Konrad ließ vom Kriege ab, ohne daß es zum Frieden gekommen zu seyn scheint, und Heinrich blieb im Besitze seiner Länder. Dagegen wurden die in Schwaben mit herzoglicher Macht waltenden Kammerboten***), Erchanger und Berthold, welche an dem Bischof Salomo von Costnitz schwere Frevel verübt, vom Könige vor eine Fürstenversammlung geladen, und nach deren Ausspruch enthauptet, worauf sich

*) D. i. des Landes am Main und Mittelrhein zwischen den Gauen der Sachsen und Alemannen oder Schwaben.

**) Man muß bei dem Namen Sachsen nicht an das heutige Königreich dieses Namens denken, sondern vielmehr an Niedersachsen und einen Theil von Westphalen. Die Landstriche zwischen der Mittelelbe und Saale waren damals noch gar nicht Deutsch, sondern, wie schon oben erwähnt ist, im Besitze des Slavischen Stammes der Sorben.

***) Die Einführung der Kammerboten wird ebenfalls Karl dem Großen zugeschrieben. Wie die missi dominici das Gerichts- und Heerbannwesen, so beaufsichtigten diese missi fiscalini die Verwaltung der königlichen Domänen.

die Schwaben einen Herzog, Namens Burkhard, wählten, welcher die königliche Bestätigung erhielt. Auch Herzog Arnulf von Baiern, welcher den Kammerboten, als seinen Anverwandten, Beistand geleistet, mußte vor der überlegenen Macht des Königs aus seinem Lande weichen.

Ueber diesen inneren Unruhen fielen die Ungern verheerend in das Reich ein, und drangen in verschiedenen Schwärmen bis nach Fulda, ja bis nach Elsaß und Lothringen (915 und 917). Eben da man von dem wackern Konrad Hülfe gegen diese wilden Feinde erwartete, verfiel er in eine tödtliche Krankheit. Selbst unbefriedigt durch die geringen Erfolge seiner Regierung, beschloß er sein Leben mit einem Zuge wahrhaft Deutschen Edelsinns. Er ließ seinen Bruder Eberhard zu sich kommen, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler anderen Fürsten und Herren: „Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß dir also deine eigene Wohlfahrt und das Beste der Franken empfohlen seyn. Wir sind im Stande Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, und alles was zum königlichen Glanze gehört — nur Glück und Geschicklichkeit haben wir nicht. Das aber besitzt im vollen Maße Heinrich; auf den Sachsen beruht allein das Wohl des Reichs. Nimm diese Zeichen der Königswürde, Mantel, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrich, und mach ihn dir zum Freunde auf immer. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe." Alle Anwesende waren gerührt über diese unparteiische Schätzung der Verdienste seines Feindes, und versprachen ihm, seinen letzten Willen zu erfüllen. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen (918), so ging sein Bruder mit den Reichsinsignien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort seine Güter hatte, die unerwartete Botschaft zu überbringen.

---

11. Heinrich I.

(919—936.)

Es geht die Sage, daß Eberhard den Sachsenherzog auf der Jagd mit Vogelfang und Waidwerk beschäftigt gefunden habe, und davon haben ihm späterhin mehrere Chronikenschreiber den Beinamen des Vogelstellers gegeben. Er verdiente eher der Große zu heißen, denn er erhob das zerfallene Reich in weniger als zwanzig Jahren

zur ersten Macht der Christenheit, und gab den Deutschen ihren siegreichen Arm wider die Feinde, den alten Ruhm ihrer Tapferkeit wieder.

Er war von männlich schöner Gestalt, und großer Milde der Sitten und des Umgangs. Muth und Frömmigkeit waren ihm schon als Eigenschaften seines Zeitalters in hohem Grade eigen. In früheren Jahren hatte er einst, mehr zu Fuße als zu Pferde, eine Reise nach Rom unternommen, zur Büßung seiner Sünden. Unermüdliche Thätigkeit, Beharrlichkeit und unaufhaltsame Schnelligkeit im Streben nach einem Ziele bezeichnen ihn in jeder Handlung. Jagte er, so ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären und anderes Wild an einem Tage erlegt hatte; war er in Waffenübungen, so legte er nicht eher die Lanze nieder, als bis kein Gegner mehr zu besiegen war, und stand er einmal an der Spitze der Truppen, so ging's über Rhein und Main, Elbe und Havel, und kein Zug verfehlte seines Zieles. Seine Leidenschaftlichkeit hätte ihn zu vielem Bösen hinreißen können, wenn sie nicht durch einen früh gereiften Verstand geleitet worden wäre. Aber er sah immer das Gute zuerst; von einer Ungerechtigkeit findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur.

Eine glücklichere Wahl hätte sich kaum treffen lassen. Die Feierlichkeit des öffentlichen Ausrufs ging zu Fritzlar vor sich, wo sich die Fürsten der Sachsen und Franken zu diesem Ende versammelt hatten. Als sich ihm der Erzbischof von Mainz nahte, ihn zu salben, sagte Heinrich: „Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zuerst zur königlichen Würde gelangt bin; euer Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß.“ Hierauf zog er gegen den Herzog Burkhard von Schwaben, welcher seiner Wahl nicht beigepflichtet hatte, und zwang ihn zur Anerkennung. Indeß war Herzog Arnulf nach Baiern zurückgekehrt, und da nun die Königswürde von den Franken auf die Sachsen übergegangen war, so glaubte er des Vasallenverhältnisses enthoben zu seyn, und nahm selbst den königlichen Titel an. Als jetzt aber Heinrich mit Heeresmacht heranzog, und Regensburg belagerte, ward ein Vergleich geschlossen, für beide Theile ehrenvoll, denn Jeder achtete des Andern Macht (920). Arnulf erkannte Heinrich als allgemeinen König von Deutschland an, erhielt jedoch als Herzog von Baiern eine noch ausgedehntere Gewalt als früher. Unter den neuen Befugnissen, die ihm zugestanden wurden, war ungehinderte

Verfügung über die Besitzungen der Geistlichen, die er so streng handhabte, daß ihm diese den Beinamen des Bösen gegeben haben.

Um sich gegen Frankreich zu sichern, ging Heinrich 921 über den Rhein, hatte auch in demselben Jahre eine Zusammenkunft mit Karl dem Einfältigen in einem Schiffe auf dem Rhein, in welcher beide Herrscher sich Freundschaft gelobten. Bald darauf, als der Franzosenkönig seine Krone nicht mehr behaupten konnte, brachte Heinrich Lothringen wieder an das Deutsche Reich.

Im Jahre 924 thaten die Ungern einen ihrer gewöhnlichen furchtbaren Einfälle in Deutschland, und raubten und mordeten bis nach Thüringen hinein. Heinrich, zum offenen Kampfe zu schwach, schloß sich gerüstet in die Stadt Werla im Hildesheimischen ein, lieferte ihnen kleine Gefechte, konnte sie indeß endlich nicht anders als durch einen neunjährigen Waffenstillstand, den er mit einem Tribute erkaufen mußte, zum Rückzug bringen. Aber nach dieser Frist hatte er ihnen einen andern Tribut zugedacht, und um seine Deutschen darauf vorzubereiten, fing er an ihre Kriegsart zu verbessern. Er lehrte sie geschlossener und planmäßiger fechten, und bemühte sich besonders, eine kühne und geübte Reiterei zu bilden, als welche allein gegen die Ungern entscheiden konnte. Und weil nur der Mangel an Festungen ein so rasches Vordringen der Feinde möglich machte, befestigte er gegen die Ungern und Slaven bequem gelegene Oerter, besonders in Sachsen, theils durch Mauern, theils durch Burgen, in welche er jeden neunten Dienstmann vom Lande verlegte. Diese Anstalten waren äußerst ersprießlich, wenn man aber Deutschland von Heinrich mit vielen neuen Städten verzieren läßt, so erweist man ihm zu viel Ehre*).

Während die Ungern ihm Ruhe verstatteten, gab er den unaufhörlichen Grenzkriegen, welche die Deutschen im Osten mit den verschiedenen Slavenstämmen führten, durch seine Gegenwart in den Jahren 927 und 928 größern Nachdruck. Er wandte sich zuerst gegen die Heveller und eroberte ihren Hauptort Brennabor (Brandenburg) mit Hülfe der zugefrornen Havel. Es wurde zwar befestigt, doch konnten die überelbischen Eroberungen noch nicht überall behauptet werden. Dann wurden auch die Dalemincier, welche an der obern Elbe bis gegen die Böhmischen Gebirge hin wohnten, mit Nachdruck angegriffen und im Jahr 929 die Rhedarier, ein mehr nordwärts wohnender Stamm von Heinrich's Feldherrn bei Lenzen entschieden geschlagen.

*) S. Wilken Handbuch der Deutschen Historie, Abth. I. S. 179.

Um aber die nördlichen Wenden zu beobachten und der Deutschen Herrschaft zu unterwerfen, wurde allmählig in der heutigen Altmark die sogenannte Nordsächsische Mark gebildet. Eine ähnliche Markgrafschaft entstand späterhin gegen die Dalemincier, und erhielt ihren Namen von der Burg Meißen, welche als eine Hauptfestung gegen die Slavischen Einfälle schon von Heinrich erbaut wurde. So wurde das Land der Sorben im Laufe der Zeit eine Deutsche Provinz. Von hier aus ward in der Folge Bauzen, der größte Ort der Milzener, unterworfen. Im Jahre 929 eroberte Heinrich auch Prag, die Hauptstadt der Böhmen, und zwang ihren Herzog zur Unterwürfigkeit, und seit dieser Zeit forderten die Deutschen Könige von den Böhmischen Fürsten Lehnstreue und Heeresfolge. Auch gegen die Dänen unternahm er einen Feldzug, eroberte Schleswig, stellte die alte Markgrafschaft Karl's des Großen in diesen Gegenden wieder her, und brachte einen Dänischen Fürsten zur Taufe; die übrigen Dänen mußten versprechen, die furchtbaren Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren, abzuschaffen.

Unterdeß war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungern abgelaufen. Heinrich hatte sich schon vorher, auf einer Versammlung, der Zustimmung des Volks für diesen Fall versichert. Alle hatten Hülfe gelobt; als daher die Gesandten den fernern Tribut zu fordern kamen, wurden sie mit Hohn abgewiesen. Ein fürchterlicher Heereszug brach darauf im März 933 wie ein Heuschreckenschwarm in Thüringen und Sachsen ein; aber die Deutschen waren dies Mal auf sie gefaßt, und fürchteten nur, die Ungern möchten ihrer Rache nicht stehen. Und so geschah es auch; die Flucht ward allgemein, doch wurden die Meisten eingeholt und niedergehauen. Viele tödtete Hunger und Kälte auf der Flucht. Es war ein herrlicher Sieg, der Niederlage des Varus zu vergleichen, denn es war eine gerechte Ausrottung frecher Räuber und Verwüster des Vaterlandes. Die Hauptschlacht geschah wahrscheinlich in der Gegend von Merseburg. Der König ließ dieselbe in der dortigen Pfalz durch ein Gemälde darstellen, und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine einfältige Erzählung, die der Pfarrer dabei vorliest, gefeiert wird.

Heinrich selbst baute aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster wieder auf, welche die Ungern zerstört hatten, und suchte die Wunden des Landes nach Kräften zu heilen. Er starb, dieser un-

vergeßliche Mann, im sechzigsten Lebensjahre, auf seinem Hofe Memleben an der Unstrut (2. Juli 936), als er eben einen Zug nach Italien beschlossen hatte. Sein Leichnam ward zu Quedlinburg, das er gegründet hatte, in der Kirche des heiligen Petrus beigesetzt.

---

12. Kaiser Otto I. der Große.

(936—973.)

Noch bei seinen Lebzeiten hatte König Heinrich I. auf einer Reichsversammlung zu Erfurt seinem ältesten Sohne von seiner zweiten Gemahlin, Otto, die Nachfolge zusichern lassen. Jetzt ward derselbe in Gegenwart aller Herzoge zu Aachen gekrönt. Bei dieser Feierlichkeit treten zuerst die nachher üblich gewordenen Ceremonialwürden der großen Vasallen, die des Erzkämmerers, Erztruchsessen, Erzschenken und Erzmarschalls, hervor. Der Herzog Giselbert von Lothringen nämlich besorgte die allgemeine Bewirthung, da Aachen zu seinem Herzogthum gehörte; Eberhard von Franken sorgte für das Essen, Herzog Hermann von Schwaben machte den Mundschenk, und Arnulf von Baiern sorgte für das Heer und den Marstall. Auch die drei Deutschen Erzbischöfe, von Mainz, Trier und Köln waren zugegen, und stritten sich um das Salbungsgeschäft, welches zuletzt dem Mainzer zufiel.

Otto I. besaß alle große Eigenschaften des Vaters, nur schien er ihnen noch größeres Gewicht verschaffen zu wollen. Dies machte ihm bald die Freunde der vorigen Herrschaft abgeneigt, und erzeugte in Vielen den Wunsch, sich seiner Oberherrschaft zu entziehen, und die scheinbar richtige Politik, welche er befolgte, zur Vermehrung der königlichen Macht die großen Herzogthümer an Glieder seiner Familie zu bringen, hatte nur den Erfolg, den Unfrieden auch in das eigene Haus zu tragen. Nicht leicht hat ein Herrscher mehr rebellische Vasallen zu bekämpfen gehabt, als er. Aber Tapferkeit und Glück halfen sie ihm alle besiegen, und so behielt er neben einer langen Reihe innerer Kriege und Aufstände noch Kraft und Zeit, gegen äußere Feinde erfolgreich zu wirken und das Deutsche Reich zum mächtigsten der damaligen Welt zu erheben.

Sein erster Zug ging gegen Boleslav, Herzog von Böhmen, der 938 seinen Bruder Wenzlav ermordet hatte, und einen anderen unterworfenen Böhmenfürsten bekriegte. Nach einem fruchtlosen Feldzuge über-

gab Otto diesen Kampf einem tapfern Sachsen, Hermann, Billung's Sohn, den er in der Folge zum Herzog von Sachsen ernannte, da er als König das angeerbte Herzogthum nicht behalten wollte. Der Böhmische Krieg wurde indeß erst nach dreizehn Jahren beendet, wo Boleslav sich unterwarf, und Christ wurde. Otto's Thätigkeit war nämlich schon an vielen andern Seiten so nöthig geworden, daß er hier nicht mit ganzer Kraft aufzutreten im Stande war.

Nach dem Tode Herzogs Arnulf von Baiern (937) glaubte sein ältester Sohn, ohne Einwilligung des Königs das Herzogthum als ein Erbe davon tragen zu können. Otto zog wider ihn, vertrieb ihn, und setzte Arnulf's Bruder, Berthold, zum Herzog ein.

Andere Unruhen brachen in Franken aus, und selbst Herzog Eberhard, König Konrad's Bruder, hatte Theil daran. Der Uebermuth eines Sächsischen Vasallen, der wie alle Sachsen stolz darauf war, daß der König zu seinem Stamme gehörte, und nicht mehr unter dem Fränkischen Herzog stehen wollte, hatte diesen vermocht, die Waffen zu ergreifen. Doch dämpfte der König diesen Aufstand noch durch sein bloßes Ansehen. Er verurtheilte den Herzog Eberhard zu einer ansehnlichen Pferdelieferung, und seine Anhänger zum Hundetragen bis nach Magdeburg, einer altdeutschen beschämenden Ehrenstrafe. Aber dies erbitterte nur mehr. Als Thankmar, der ältere zurückgesetzte Stiefbruder Otto's, sich empörte, und sich der Festung Ehresburg in Westphalen bemächtigte, schlug sich Eberhard wieder zu ihm, und ein gefährlicher Krieg schien nahe. Aber die Treue der Sachsen rettete den König. Sie standen dem Thankmar nicht bei, sondern öffneten Otto, als er aus Baiern mit Heeresmacht zurückkehrte, die Ehresburg, Thankmar ward in der Kirche durch einen Lanzenwurf getödtet, und vier seiner Anhänger nach richterlichem Spruch gehängt. Eberhard erhielt durch die Vermittelung des Erzbischofs von Mainz Verzeihung, ward aber auf eine Zeitlang nach Hildesheim geschickt. Kaum losgelassen, wandte er sich an den gleichfalls unzufriedenen Herzog Giselbert von Lothringen, des Königs Schwager, bei welchem sich auch Otto's zweiter Bruder, Heinrich, eingefunden hatte, der, unzufriedener als Beide, von des Königs Erniedrigung Erhöhung hoffte. Otto zog ihnen nach, ging über den Rhein, schlug sie und belagerte Kievermont, dann brach er nach dem Elsaß auf und legte sich vor Breisach, aber ohne Erfolg, so daß Erzbischof Friedrich von Mainz und Bischof Ruthard von Straßburg ihn verließen, und sich nach Metz zu den Empörern bega-

ben. Aus dieser mißlichen Lage rettete Otto sein Glück. Das Heer der Verbündeten war auf das rechte Rheinufer übergegangen, und plünderte die dem Könige treu gebliebenen Länder, während Otto noch immer durch die Belagerung von Breisach festgehalten war; da wurde in einem raschen Ueberfall der Grafen Udo und Konrad, Vettern des Frankenherzogs, die aber zum Reiche standen, bei Andernach Eberhard selbst getödtet, und Giselbert ertrank im Rheine. So hatte der Krieg ein Ende. Heinrichen erlaubte sein königlicher Bruder, still in Lothringen zu wohnen (939). Und doch nahm dieser zwei Jahre nachher an einer Verschwörung, den König zu ermorden, Theil, um sich auf den Thron zu schwingen. Indeß wurde der schändliche Anschlag entdeckt, und der großmüthige Otto verzieh seinem Bruder zum zweiten Male.

Während dieser inneren Kriege hatte eine treulose That Gero's, Markgrafen der Ostmark (an der Elbe, nördlich von Meißen), die Slaven zu einer Empörung aufgeregt, welche lange und blutige Kämpfe zur Folge hatte. Endlich aber wurden die Slavischen Völker bis zur Oder hin wieder unterworfen, und Otto stiftete in ihrem Lande die Bisthümer Havelberg (946) und Brandenburg (949). Auch die Dänen hatten die von seinem Vater nach Schleswig geführte Sächsische Colonie zerstört. Otto züchtigte sie dafür, auf einem Zuge, auf dem er bis in die Spitze von Jütland drang, den König Harald zur Taufe und zum Treuschwur nöthigte, und zur Befestigung des Christenthums in diesem noch heidnischen Lande die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhus anlegte.

So milde war Otto gegen seinen Bruder Heinrich gesinnt, und so aufrichtig hatte er ihm seine Empörungsversuche verziehen, daß er ihm 947 nach Berthold's Tode das Herzogthum Baiern übertrug. Dafür blieb Heinrich nun auch entschiedener Anhänger des Bruders und eine treue Stütze in inneren und äußeren Kriegen. Seinem Tochtermann, dem Grafen Konrad von Worms, der seit Eberhard's Tode Franken verwaltete, gab Otto auch das erledigte Herzogthum Lothringen, und der Schwäbische Herzog Hermann, der nur eine Tochter hatte, bat ihn selbst, diese mit seinem (Otto's) Sohne Ludolf zu vermählen, und dem Letztern die Anwartschaft auf Schwaben zu geben. So eilte das Glück, fast alle große Provinzen des Reichs an Otto's Haus zu bringen.

Aber es that noch mehr für ihn. Ihm war es sogar beschieden,

Italien wieder mit dem Deutschen Reiche zu vereinigen. Dieses Land war seit Arnulf's Zeiten fortwährend der Schauplatz von Kriegen, Verwüstungen und erbitterten Parteikämpfen um den Thron gewesen. Der oben (S. 204.) schon erwähnte König Ludwig von Provence, der Sohn Boso's, erschien noch zweimal gegen Berengar, ward auch zum Kaiser gekrönt, zuletzt aber von jenem überfallen, und geblendet in sein Königreich zurückgeschickt (905). Nun war Berengar Alleinherr von Italien, ohne daß darum bessere Zeiten für das Land begonnen hätten, denn vom Süden aus verwüsteten es die Saracenen, und vom Norden her fielen die Ungern mit aller ihrer barbarischen Wuth ein, so daß Berengar diese schlimmen Feinde, zu schwach sie zu bekämpfen, durch Geschenke gewinnen mußte. Der Römische Bischofsstuhl war damals ohne Einfluß auf die politischen Verhältnisse, da er sich in einem Zustande tiefer Erniedrigung befand. Eine vornehme Römische Frau, Theodora, an der Spitze einer Adelspartei, welche die Stadt beherrschte, und ihre Töchter, die jüngere Theodora und Marozia, Mutter und Töchter an zügelloser Unkeuschheit und Frechheit einander gleich, machten fast funfzig Jahre hindurch ihre Freunde, Liebhaber, Söhne und Enkel nach Gefallen zu Päpsten, so daß die schändlichsten und lasterhaftesten Menschen den Sitz einnahmen, auf welchem die Welt die Nachfolger und Nacheiferer des Apostels Petrus erblicken sollte. Einer dieser Buhlen der ältern Theodora, Papst Johannes X., lud, von den Saracenen bedrängt, Berengar nach Rom ein und krönte ihn zum Kaiser (916). Aber nach einiger Zeit rief eine Partei der stets unruhigen und nach neuen Dingen begierigen Italiener den transjuranischen König Rudolf II. herbei, und setzte ihm die Krone der Longobarden auf; Berengar ward durch einen treulosen Diener ermordet (924). Indeß fand der neue König wieder einen Gegner an Hugo, Grafen von Arles, welcher dem Nachfolger des unglücklichen Ludwig die Herrschaft geraubt hatte, und verglich sich endlich mit ihm dahin, daß er ihm seine Ansprüche auf Italien abtrat, und dagegen Hugo's Länder jenseits der Alpen erhielt. Rudolf vereinigte nun (933) die beiden Burgundischen Staaten zu einem Reiche, welches von seiner Hauptstadt Arles auch das Arelatische hieß*). Hugo herrschte in Italien mit großer Strenge, und schien

*) Doch blieben in der Provence besondere Grafen, welche sich bald von den Burgundischen Königen fast ganz unabhängig machten.

dadurch die Großen einzuschrecken, erregte aber auch großen Haß, und als er sich 946 in ein Kloster zurückzog und seinem Sohne Lothar, den er schon früher zum Reichsgenossen ernannt hatte, die Herrschaft ganz überließ, trat bald ein neuer Bewerber auf. Dies war Berengar, Markgraf von Ivrea, ein Enkel des ersten Berengar. Lothar starb, und Berengar, den ein allgemeines Gerücht beschuldigte, den Tod seines Gegners durch Gift herbeigeführt zu haben, ließ sich 950 zum König von Italien krönen. Als er aber, um die Krone auf seinem Haupte mehr zu befestigen, die Wittwe Lothar's, die schöne Adelheid, Tochter Rudolf's II. von Burgund, zwingen wollte, seinem Sohne Adalbert die Hand zu geben, entfloh diese, um der verhaßten Ehe zu entgehen, von der Burg Garda, wo sie gefangen gehalten wurde, und rief die Deutschen herbei, indem sie von Canossa aus, dem Könige Otto ihre Hand anbot. Otto ging demnach 951 über die Alpen, verdrängte den Berengar mit leichter Mühe, da alles von ihm abfiel, wurde nach der Einnahme der Hauptstadt Pavia als König von Italien anerkannt, und vollzog, um Weihnachten, mit größter Pracht daselbst das Beilager mit Adelheid.

Aber diese Vermählung erregte Unfrieden unter Otto's Kindern. Ludolf von Schwaben fürchtete neue Erben, und Konrad von Lothringen, der nach Otto's Rückkehr nach Deutschland, den Berengar durch das Versprechen einer gnädigen Aufnahme zur Ergebung bewogen hatte, war unwillig, daß der König diesen auf seiner Gemahlin Anstiften in Magdeburg drei Tage warten ließ, und ihm dann den Bescheid gab, im August — es war jetzt Frühjahr — mit seinem Sohne wiederzukommen, wo er mit Italien belehnt werden solle. Beide mächtige Häupter, Ludolf und Konrad, gingen in ihre Herzogthümer zurück und rüsteten sich zur Empörung, auch der Erzbischof von Mainz trat ihnen bei, so daß Otto, als er gegen Neujahr 953 sein Hoflager zu Mainz nehmen und zu Aachen Ostern halten wollte, Alles so verändert fand, daß er eiligst nach Sachsen zurückkehren mußte, wo er, wie sein Lebensbeschreiber Witikind, ein Mönch zu Corvey (gest. 1004), sagt, den verlornen König wiederfand*). Wiederum war er genöthigt, innern Krieg, und zwar diesmal gegen seine nächsten Blutsverwandten, zu beginnen. Die beiden Herzoge hatten sich nach Mainz geworfen (953). Hieher zog Otto mit einem Heere treuer Sachsen. Schon währte die

*) Regem, quem in Francia pene perdidit, in patria magnifice recepit.

Belagerung sechszig Tage und noch war die Kraft des Widerstandes nicht gebrochen. Da bot endlich der König selbst die Hand zum Frieden. Ludolf und Konrad erschienen in seinem Lager und warfen sich ihm zu Füßen. Die Verzeihung, welche sie für sich erhalten, verlangten sie aber auch für ihre Lehnsleute, ihre Anhänger und Freunde; durch Treulosigkeit gegen diese wollten sie die Gunst des Vaters nicht erkaufen. Otto glaubte diese Forderung entschieden zurückweisen zu müssen, und Heinrich von Baiern erhob sich und warf, der vergangenen Zeiten wenig eingedenk, seinem Neffen mit drohenden Worten Empörung und Halsstarrigkeit gegen den Vater und Herrn vor. Da brachen die Fürsten die Unterhandlung ab und kehrten in ihre treue Stadt zurück. Ludolf hielt indeß seine Gegenwart an andern Punkten für nöthiger, um im Rücken des Königs neue Feinde unter die Waffen zu bringen. Er entwich nach Baiern, wo ihn Pfalzgraf Arnulf, des abgesetzten Herzogs Sohn, in Regensburg, der Hauptstadt Heinrich's aufnahm. Die Fortschritte, welche die Empörung in diesen Gegenden machte, und die große Anzahl der Anhänger, welche Ludolf zufielen, nöthigten Otto, die Belagerung von Mainz aufzuheben und seinem Sohne zu folgen. Bald drängte sich auch hier der Krieg um die Stadt Regensburg zusammen. Die Berennung blieb lange erfolglos, mit mehrmaliger Unterbrechung zog sie sich bis gegen Ende des nächsten Jahres (954) hinaus; allein, beharrlich wie sein Vater, verstärkte der König Willen und Kraft gleichmäßig mit der Gegenwehr, und so zwang er die Empörer doch endlich, um Gnade zu bitten. Sie erhielten sie, aber mit Verlust ihrer Herzogthümer. Unbekümmert um die Schwächung seines eigenen Hauses, wollte Otto zum warnenden Beispiel zeigen, daß ihm sein Ansehen und die Erhaltung des Ganzen über jede Privatrücksicht und Neigung gehe. Das Herzogthum Schwaben bekam Graf Burkhard, ein Sohn des ersten Herzogs in Schwaben gleiches Namens, Lothringen der Erzbischof Bruno von Köln, des Königs jüngerer Bruder. Doch ward auf dessen Antrag dieses letztere Land in zwei Herzogthümer, Oberlothringen an der Mosel, und Niederlothringen an der Maas, getheilt, und zwei besonderen Herzogen, Friedrich und Gottfried, übergeben.

Die Beruhigung des Reiches im Innern war dringend nöthig gewesen, um die vereinigten Kräfte wider die Feinde von Außen wenden zu können. Es waren die Ungern, welche schon das Jahr zuvor ungestraft einen verheerenden Einfall in Deutschland gemacht hatten,

wie es heißt von Ludolf und Konrad zu ihrer Unterstützung herbeigerufen, und jetzt (955) zahlreicher als je wiederkamen. Sie drangen in Baiern vor bis nach Augsburg. Die Einwohner, von den Haufen der Flüchtigen, die sich in die Stadt gerettet, unterstützt, schlugen die ungeheuren Schaaren der Stürmenden mannhaft zurück. Der Bischof Udalrich stand ohne Helm, Schild und Harnisch im Priesterkleide mitten im Pfeilregen, unverletzt unter den Kämpfern und sprach ihnen Muth ein. Als die Nacht hereinbrach und die Ungern ruhten, ließ er die Männer eifrig an den beschädigten Mauern und Thürmen arbeiten, während die Weiber mit den Klosterjungfrauen in feierlichen Prozessionen die Stadt durchzogen, die göttliche Hülfe zu erflehen. Mit dem dämmernden Tag las Udalrich die heilige Messe, stärkte die Krieger mit dem Brot des ewigen Lebens, und stimmte laut den Psalm David's an: „Und wenn ich im Schatten des Todes wandele, fürchte ich nichts, denn der Herr ist mit mir." So ermuthigt hielten die Augsburger den wüthenden Angriff aus, bis die Ungern Nachricht erhielten, der König Otto ziehe zum Entsatz heran. Sie gingen in ihr Lager auf dem rechten Ufer des Lech zurück, während die Deutschen auf der westlichen Seite näher kamen.

Otto's Heer war schwach. Die Sachsen standen im Feld gegen die Slaven, und die Lothringer waren zu entfernt um deren Zuzug erwarten zu können. Nur mit seinen Vasallen war der König herbeigeeilt, bei Werth stießen die Schwaben, Baiern, Franken, und 1000 Böhmische Reiter zu ihm. Als sie Augsburg im Gesicht hatten, kam der Bischof mit den Seinigen heraus. Es ward ein allgemeines Fasten angeordnet und die Schlacht auf den nächsten Tag (es war der 10. August) festgesetzt. In acht Haufen ordnete Otto sein Kriegsvolk. Die drei ersten bildeten die Baiern unter dem Grafen Eberhard, denn Herzog Heinrich lag schwer krank darnieder in Regensburg; dann folgten die Franken, meist Reiterei, unter Konrad, dem die Verwaltung dieses Landes geblieben war, brennend vor Begierde heute zu sühnen, was er einst am Reiche verschuldet. Den fünften Haufen bewährter Streiter, aus dem ganzen Heere erlesen, führte der König selbst, vor ihm her flatterte des Reiches Fahne, der Erzengel Michael. Die beiden folgenden Züge, aus Schwaben bestehend, ordnete Herzog Burkhard, und die Böhmen sollten den Troß vertheidigen. Die Ungern kamen dem Angriff zuvor. Verwegen schwimmen sie im Angesicht des Feindes durch den Lech, umschwärmen das ganze Heer, und fallen endlich

mit starken Haufen auf das letzte Treffen. Die Böhmen sind schnell überwältigt, das Gepäck wird genommen, und die Ungern werfen sich mit erhöhtem Ungestüm auf die Schwaben. Auch diese gerathen in Verwirrung und beginnen zu weichen. Da giebt Otto Befehl: der Herzog Konrad solle dorthin mit den Seinigen vorgehen, und es gelang dem tapfern, kriegserfahrnen Führer, die Schlacht an dieser Seite herzustellen und die Ungern im Siegeslauf aufzuhalten. Der König aber, der Krieger Muth durch lauten Zuruf befeuernd, rückt mit dem vorderen Treffen, Kämpfer und Feldherr zugleich, gegen den Lech, um die Ungern näher an den Fluß zu drängen, daß die Behendigkeit ihrer Reiter keinen Raum mehr fände. Nach langem Morden siegten die Deutschen, und die Magyaren wandten sich zu wilder Flucht. Viele fanden den Untergang in den Wellen, viele schlug die Verfolgung, welche zwei Tage lang fortgesetzt wurde. Nur wenige sollen die Heimath wiedergesehen haben. Auch Herzog Konrad war gefallen. Als er von der Hitze des Sommertages und des Gefechts ermattet, die Halsberge lüftete, traf ihn ein Pfeil in die Kehle; der Bischof von Eichstädt, die Schwäbischen Grafen Theobald und Reginald lagen ebenfalls unter den Todten. Die herrlichste Frucht des Sieges auf dem Lechfelde war aber der Schrecken, den er auch für die folgenden Zeiten den Ungern einflößte. Sie sind seitdem nicht mehr in das Innere Deutschland's gekommen.

Neue Ereignisse riefen Otto, der nicht gewohnt war, Begonnenes unvollendet zu lassen, zum andern Male über die Alpen. Die Nachricht von den Unruhen in Deutschland hatte Berengar, dem Italien auf jenem Tage zu Augsburg wirklich zu Lehn ertheilt worden war, so kühn gemacht, in diesem Lande mit der Willkür eines unumschränkten Herrn zu schalten. Der Papst Johann XII., ein Enkel der Marozia, klagte und bat um Hülfe. Otto schickte seinen Sohn Ludolf voran, der aber schon 957 starb. Da zog (961) der König selbst über die Berge, kam nach Mailand, wo er Berengar von den Bischöfen und Grafen ohne Widerstand für abgesetzt erklären und sich selber krönen ließ, und im Anfang des folgenden Jahres (962) nach Rom, wo ihm der Papst auch die Kaiserkrone aufsetzte. Durch diese letztere erhielt Otto zunächst die Oberherrschaft über die Stadt Rom und ihr Gebiet; viel folgenreicher aber war es, daß die Kaiserwürde, welche unter den schwachen Italienischen und Burgundischen Fürsten ihre Bedeutung ganz eingebüßt hatte, durch die Macht des Deutschen Königs, bei dessen Nachfolgern sie blieb bis auf die gänzliche Auflösung des Reiches in unseren Tagen,

neuen Glanz erhielt, und die Vorstellung von jener höhern, den Nachfolgern August's und Constantin's zustehenden Obmacht wieder erwachte. Durch das Bestreben, das Ansehen dieser und der damit eng verbundenen Krone Italien's zu behaupten, wurde das Deutsche Königthum auf Bahnen gerissen, welche die Sorge für die der Obhut so sehr bedürftigen heimischen Angelegenheiten nur zu oft vergessen ließen; aber auch der Nation ein Spielraum für kräftige Thätigkeit eröffnet, welche ihrer Entwickelung sehr förderlich gewesen ist.

Die Beruhigung Italien's hielt Otto eine Zeitlang in der Lombardei auf, zu lange für die Italiener und insbesondere für den Papst. Diesem war es nämlich, ganz in der damaligen Weise Italienischer Politik, nur darum zu thun gewesen, sich des einen Herrschers durch den anderen zu entledigen. Nun aber griff ihm Otto viel zu gewaltig in die Verhältnisse ein und war beiweitem gefährlicher geworden als Berengar. Heimlich verband er sich wieder mit dessen Partei. Otto, noch beschäftigt mit der Belagerung einiger festen Schlösser, in welchen sich Berengar und seine Anhänger tapfer vertheidigten, empfing diese Nachricht mit Erstaunen; zugleich traf eine Gesandtschaft der Römer ein, berichtend von Johann's anstößigem, unheiligen und unkeuschen Wandel. Da erhob er sich zum zweiten Male nach Rom, und rief ein Concilium von Deutschen und Italienischen Bischöfen zusammen, Recht zu sprechen über den entflohenen Papst (963). Es traten zwei Römische Geistliche als Ankläger auf, und bezeugten, daß der Nachfolger Petri einst einen Diakonus im Pferdestall ordinirt, daß er mit seinen Verwandten Blutschande getrieben, und den heiligen Palast zu einem Hurenhause gemacht, daß er einen Geistlichen durch Ausstechung der Augen, einen Andern durch Entmannung ums Leben gebracht u. s. w. Hierauf wurde beschlossen, den Papst zur persönlichen Verantwortung so schwerer Beschuldigungen aufzufordern. Umsonst drohte dieser aus seinem Schlupfwinkel in Campanien mit Bannbullen; das Concilium und die Römische Geistlichkeit erklärte ihn für abgesetzt, und erwählte seinen Archivar, der den Namen Leo VIII. annahm *), zu seinem Nachfolger.

Otto verweilte zwar den Winter über in Rom, hatte aber sein Kriegsvolk im November größten Theils entlassen müssen, da niemand

*) Der erste Papst, der das Beispiel des nachher gewöhnlich gewordenen Namenswechsels bei der Erhebung gab, war, so viel man weiß, Johann XII.

Jahre lang zu dienen verpflichtet war. Hierauf bauten Johann's XII. Anhänger in der Stadt. Am 3. Januar 964 rotteten sie sich zusammen; es war auf des Kaisers Leben abgesehen. Indeß griffen die Deutschen, obwohl nur ein kleines Häuflein, muthig die Rebellen an, und zersprengten sie nach einem hitzigen Gefecht auf der Tiberbrücke und in den Straßen. Die Römer mußten dem Kaiser wiederum Treue schwören und 100 Geiseln stellen. Aber so unbeugsam waren Freiheitsgeist und Trotz in ihnen, daß die streng Gezügelten, sobald der Kaiser im Frühjahr den Rücken gewandt, auch seinen Papst zur Stadt hinausjagten, Johann XII. herbeiriefen (964), und da dieser starb, eigenmächtig einen andern, Benedict V., wählten. Zornig ging Otto, als er sein Heer wieder verstärkt hatte, im Januar nach Rom zurück, das sich zwar widersetzte, aber durch Hunger und Gewalt in kurzem bezwungen ward. Sein Gericht war strenge, doch nicht despotisch noch rachsüchtig. Er versammelte wieder ein Concilium, das Leo VIII. noch einmal als Oberhaupt der Kirche anerkennen mußte; den Benedict dagegen schickte er, nachdem ihm die päpstlichen Gewänder abgenommen und der Stab vor den Füßen zerbrochen worden, in die Verbannung nach Hamburg. Auch König Berengar wurde als Gefangener nach Deutschland, und zwar auf das feste Schloß Bamberg geführt. Jetzt endlich war es dem Kaiser vergönnt, die Heimath wiederzusehen.

Aber auch nur auf kurze Zeit. Die Römer trieben den von ihm eingesetzten Papst Johann XIII. (Leo VIII. war schon 965 gestorben) wieder aus den Thoren. Dies mußte geahndet werden. Zum vierten Male also zog er nach Rom (966), und ließ jetzt dreizehn der vornehmsten Römer aufhängen. Viele andere wurden geköpft, geblendet, verwiesen. Zugleich mußte der so befestigte Papst bei dieser Gelegenheit des Kaisers Sohn von der Adelheid, Otto II., als Mitregenten und Nachfolger im Kaiserthum krönen. Der Vater wünschte, ihn mit der Griechischen Prinzessin Theophania, der Tochter Romanus I. und der Theophano (s. o. S. 186.), zu vermählen, welche nach seinem Vorschlage die Provinzen Apulien und Calabrien als Brautschatz mitbringen sollte, um auf diese Weise den Rest von Italien mit dem Römisch-Deutschen Reiche zu vereinigen. Die bisher von den Griechen abhängig gewesenen Fürsten von Benevent und Capua*) hatten sich

*) Capua und Salerno hatten sich um die Mitte des neunten Jahrhunderts als besondere Staaten von Benevent getrennt.

ihm schon unterworfen. Aber Kaiser Nicephorus Phokas lehnte den Antrag mit lächerlichem Stolze ab, verlangte Rom und die übrigen Landschaften Mittelitalien's als zu seinem Reiche gehörig zurück, und warf den Gesandten die in Rom verübten Gewaltthätigkeiten ihres Herrschers vor; so daß es zum Kriege kam und Otto in Apulien einfiel. Darüber wurde Nicephorus ermordet, und sein Nachfolger Johann Tzimisces schloß Frieden (970), in welchem er Theophania für Otto II. bewilligte.

Alle diese Händel und Verwickelungen hatten Otto die Angelegenheiten des Vaterlandes nicht aus den Augen gerückt; auch dem Norden und Osten schenkte er, von Italien aus, fortwährende Aufmerksamkeit. Er unterstützte die dortigen Missionen, legte Bisthümer in den eroberten Slavischen Provinzen an, außer den oben erwähnten zu Havelberg und Brandenburg, auch noch zu Merseburg, Zeitz und Meißen, ja selbst in Posen. Er unterwarf diese sechs Bisthümer mit Bewilligung des Papstes einem Erzbisthum, das er in seinem geliebten, durch starke Mauern befestigten und durch eine berühmte Domkirche verschönerten Magdeburg gründete. Was Karl mit den Sachsen gethan, thaten nun auch die Kaiser aus dem Sächsischen Hause mit den Slaven, sie suchten die mit dem Schwerte theils errungene, theils zu erringende Herrschaft durch die Einführung des Christenthums zu befestigen oder vorzubereiten.

Das Aeußere dieses herrlichen Mannes schildert uns Witikind als seines Innern würdig. Er war von hohem, majestätischen Ansehen, funkelnden Augen, röthlichem Angesicht, weißem Haar und langem Bart; sein Gang war in jüngeren Jahren rasch, seine Kleidung immer vaterländisch. Er besaß eine schnelle Fassung, selbst für fremde Sprachen, und war bei aller Würde stets heiter und milde.

Allgemein geehrt und gefüchtet im Reich und im Auslande als der mächtigste Herrscher seiner Zeit, und doch mit dem Ruhm der Mäßigung und der Gerechtigkeit, endete Otto I., schon bei seinem Leben der Große genannt, seine leuchtende Laufbahn zu Memleben, dem Sterbeorte seines Vaters, am 7. Mai 973, ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Italien, und ward zu Magdeburg begraben. Im dreißigjährigen Kriege haben Tilly's Soldaten sein Grabmal geplündert.

---

13. Kaiser Otto II.

(973—983.)

Otto II. übernahm, zu seinem Berufe sorgsam verbreitet, in früher Jugend (er zählte achtzehn Jahre) die Regierung so weitläufiger Staaten. Auch unter seiner Herrschaft fehlte es an Vasallenkämpfe und Familienzwisten nicht. Herzog Otto von Schwaben, Burkhard's Nachfolger, und Herzog Heinrich II. von Baiern, genannt der Zänker, beide seine Verwandten (Otto des abgesetzten Ludolf's, seines Stiefbruders, und Heinrich seines Oheims Sohn), hatten Grenzstreitigkeiten. Der junge Kaiser begünstigte den Erstern; darüber ergrimmt, suchte Heinrich die Hülfe der Herzoge von Böhmen und Polen. Von seiner geheimen Verbindung mit diesen unterrichtet, ließ der Kaiser ihn auf einen Reichstag fordern, und sodann nach Ingelheim in die Verwahrung bringen. Von dort entfloh er zum Herzog Boleslav nach Böhmen. Die Böhmen standen ihm bei, und schlugen ein Deutsches Heer. Zuletzt aber mußte er sich doch in Passau, eingeschlossen und lange belagert (977), dem Kaiser ergeben. Er ward nach Magdeburg geführt, von den dort versammelten Fürsten seines Herzogthums entsetzt, und dem Bischof Poppo von Utrecht zur Verwahrung anvertraut. Sein Herzogthum erhielt Otto von Schwaben, der also dadurch, was ungewöhnlich war, zwei Herzogthümer besaß, bis an seinen Tod (982), wo der König das Herzogthum Baiern einem frühern Bundesgenossen Heinrich's, dem Grafen Heinrich dem Jüngern gab.

Am schwersten zu bewachen waren zu allen Zeiten Lothringen und Italien. Um in jenem Ruhe zu haben, während er in Baiern beschäftigt war, belehnte Otto den Bruder des Französischen Königs Lothar, Karl, selbst mit Niederlothringen. Allein der Erstere, welcher hierin eine günstige Gelegenheit, sein Reich zu erweitern, fand, brach 978 plötzlich in Oberlothringen ein, überraschte Aachen, und ließ den Adler auf dem dortigen Kaiserpalast mit dem Gesicht nach Frankreich wenden. Allein Otto II. rief ein Heer zusammen, und veränderte schnell die Bedeutung jenes Sinnbildes, indem er die Franzosen bis nach Paris jagte. Im Jahre 980 hielten darauf Otto und Lothar eine Zusammenkunft, in welcher ein Friede beschworen, und kraft desselben Lothringen bei dem Deutschen Reiche gelassen ward.

In Italien war Otto nicht so glücklich. Sein hochfliegender Geist

wollte keinesweges die dort neu erworbenen Rechte und Ansprüche aufgeben, vielmehr sie ausdehnen und erweitern. Immer ist Italien das Grab der Deutschen gewesen, und doch haben diese fortwährend einen unwiderstehlichen innern Zug nach demselben gefühlt. Papst Johannes XIII. war noch bei Otto's I. Lebzeiten gestorben, und sein Nachfolger Benedict VI. verdankte seine Wahl dem Kaiserlichen Einfluß. Kaum erscholl indeß die Nachricht von des großen Kaisers Tode über die Alpen, als die von jenem so streng unterdrückte Partei der Theodora, die nachher im Interesse Johann's XII. gewesen war, wieder trotzig das Haupt erhob, an ihrer Spitze ein edler Römer, Namens Crescentius, wie es heißt, ein Sohn der jüngeren Theodora. Dieser nahm den Papst gefangen, sperrte ihn in die Engelsburg und ließ ihn tödten. Seiner Faction entgegen standen die Anhänger der Grafen von Tusculum, damals geführt von Alberich. An Crescentius oder an Alberich schlossen sich die übrigen patricischen Familien an, und bekämpften sich mit den Waffen in Rom selbst. Alle Geschlechter hatten feste Häuser in der Stadt, Thürme genannt, und Burgen in der Umgegend und zahlreiche Haufen von Dienern und Schutzpflichtigen, so daß jede Reibung, die zu Thätlichkeiten führte, Stadt und Land in einen allgemeinen Kriegszustand versetzen mußte. Beide Parteien erwählten einen Papst. Der von Alberich erhobene Benedict VII. behielt endlich die Oberhand und stellte in Rom die Ruhe wieder her, doch bat er den Kaiser dringend, nach Italien zu kommen, um die Ordnung zu befestigen. Otto konnte wegen der Lothringischen Händel diesen Zug erst im Jahre 980 antreten. Seine Absichten waren vornehmlich auf Apulien und Calabrien gerichtet, die er als Heirathsgut seiner Gemahlin ansah und den Griechen nun ernstlich entreißen wollte. Als er deshalb mit großer Heeresmacht, vornehmlich Schwaben und Baiern unter dem Herzog Otto, in Apulien einrückte, riefen jene in ihrer Noth die Saracenen aus Sicilien zu Hülfe. Diese, welche sich in ihren Besitzungen an der Küste Calabrien's nicht weniger bedroht sahen, eilten in starker Anzahl herbei. Nach mehreren für den Kaiser siegreichen Gefechten, kam es zu einer großen Schlacht bei Basentello, nahe bei Tarent (982), in welcher die Deutschen durch eine verstellte Flucht der Araber getäuscht, eine vollständige Niederlage erlitten. Unter vielen anderen Herren blieben der Herzog Udo von Franken, der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda auf dem Platze, und der Kaiser selbst war in höchster Gefahr, von den Saracenen gefangen zu werden. Da erblickte er

vom Strande aus ein Fahrzeug, stürzte sich in die Wogen, und ließ sich aufnehmen. Zum Unglück war das Schiff ein Griechisches, der Kaiser ward erkannt, doch bewog er den Führer, bevor er ihn nach Constantinopel brächte, bei Rossano anzulegen, wo er, wie er vorgab, Geld und Kostbarkeiten zu sich nehmen wollte. Kaum aber war das Ufer nahe genug, so warf sich der kühne Schwimmer zum zweiten Male ins Meer, und kam glücklich zu den Seinen ans Ufer. Diese Vorfälle erregten im ganzen Reich ungemeine Bestürzung. Indessen führten Otto's treue Vasallen ihm aus Deutschland zahlreiche Verstärkungen zu, in Verona wurde ein allgemeiner Reichstag für Italien und Deutschland gehalten, und die Vorbereitung zu einem neuen Kriegszuge nach Unteritalien getroffen. Schon hatte sich das Heer in Bewegung gesetzt als der acht und zwanzigjährige Kaiser plötzlich zu Rom erkrankte und starb (7. Dec. 983). Er hinterließ nur ein dreijähriges Knäblein. Die Deutschen Großen kehrten schnell nach Hause zurück, wo unterdeß die Slaven im Nordosten sich empört, das Land verwüstet, Havelberg, Brandenburg, Hamburg zerstört, viele christliche Einwohner erschlagen, und besonders gegen die Priester grausam gewüthet hatten. Erst unter der folgenden Regierung wurden diese Grenzprovinzen wieder beruhigt.

---

14. Kaiser Otto III.

(983—1002.)

Der biedere und auf die Erhaltung des Reiches bedachte Sinn der Deutschen Herzoge hatte, gleich bei der Nachricht von des Kaisers Tode, die einzige Maßregel ergriffen, die den innern Frieden sichern konnte. Sie erklärten, daß sie ihrem Eide treu bleiben und Otto's III. Rechte gegen jeden vertheidigen würden, denn der junge Sohn des Kaisers war schon beim Leben des Vaters in Italien zum Nachfolger ernannt, und auch zu Aachen von den Erzbischöfen von Ravenna und Mainz feierlich gekrönt worden. Der Französische König Lothar und Heinrich der Zänker machten zwar Versuche, die Kindheit des Reichsoberhauptes für sich zu benutzen, aber die Einigkeit aller großen Herzoge unter einander vereitelte diese Unternehmungen. Doch erhielt Heinrich das Herzogthum Baiern zurück, indem Heinrich der Jüngere zufrieden seyn mußte, seine Würde mit der neuerrich-

teten Markgrafschaft Cham zu vertauschen*). Durch diese Vorfälle wurde Kärnthen von Baiern getrennt, und erscheint bald nachher für immer als besonderes Herzogthum. Auch das Land zwischen der Ens und Raab, welches Karl der Große einst den Avaren abgenommen, das die Ungern dann erobert, durch die Schlacht bei Augsburg aber wieder verloren hatten, wurde eine Markgrafschaft, Oesterreich genannt, und um diese Zeit Leopold dem Babenberger gegeben.

Otto wuchs unter der Aufsicht einer Griechin, einer Italienerin und einer Deutschen (der Theophania, seiner Großmutter Adelheid, und seiner Base, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg) auf, und machte unter seinen Lehrern, dem Presbyter Bernward und Gerbert von Rheims, bedeutende Fortschritte in den Wissenschaften; doch scheint ihn diese ganze Erziehung der Weise seines Volkes entfremdet und mit überwiegender Vorliebe für die alte Welt erfüllt zu haben. An der Spitze der Geschäfte stand unterdessen der Erzbischof Willigis von Mainz, Erzcapellan des Reiches. Schon als Knabe begleitete Otto die Deutschen Kriegsheere auf ihren Zügen gegen die Slaven; als er heranwuchs, wurde seine Thätigkeit, und bald auch seine Neigung auf Italien gerichtet. Die Römer konnten bei dem Gedränge der Parteien gegen einander einer auswärtigen Macht, welche für die eine oder die andere entschied, nicht entbehren, und weil doch nun einmal der Deutsche König als Kaiser ihr Oberhaupt seyn sollte, so wandten sie sich immer wieder an diesen. So geschah es auch jetzt, nachdem der oben erwähnte Crescentius, mit dem Titel eines Consuls, aufs neue das Uebergewicht in Rom erhalten und mit tyrannischer Gewalt über die Stadt wie über den Papst Johann XV. gebot. Otto trat demnach 996, dem Verlangen des Römischen Bischofs gemäß, den Zug nach Italien an. In Ravenna erhielt er die Nachricht von Johann's XV. Tode. Sogleich beschloß er die Anwendung eines Mittels, durch welches die Deutsche Herrschaft am besten in Italien behauptet werden könnte, nämlich die Wahl eines Deutschen zum Papst. Er bestimmte dazu den jungen Bruno, Enkel des verstorbenen Frankenherzogs Konrad, und ließ ihn durch den Erzbischof Willigis von Mainz unter dem Namen Gregor V. einführen. Wenige Wochen darauf folgte ihm Otto selbst nach. Er ward von den Römern mit Freudenbezeigungen empfangen, und — ein sechzehnjähriger Jüngling — von dem neuen Papst

*) Mannert Geschichte Baiern's, Th. I. S. 116.

mit der Kaiserkrone geschmückt. Sein erstes Geschäft war dann, über den Consul Gericht zu halten. Der Kaiser wollte ihn verbannen, aber auf die Fürbitte des Oberhauptes der Kirche, der seine Regierung mit Gnadenbezeigungen anfangen und die Parteien versöhnen nicht aber von vorn herein nur an die Faction der Tusculaner gewiesen seyn wollte, ward ihm die Strafe erlassen. Kaum war indeß der junge Kaiser wieder nach Deutschland zurückgekehrt, als Crescentius Gregor V. auf alle Weise kränkte, ja zuletzt ihn ganz aus der Stadt jagte, und an seine Stelle den Bischof von Piacenza unter dem Namen Johannes XVI. zum Papst wählen ließ. Und um sich vor Otto zu sichern und der Deutschen Macht ein Gegengewicht zu geben, faßte Crescentius sogar den Plan, die Griechen herbeizurufen.

Der Kaiser war mit der Bezwingung der Slaven jenseits der Elbe beschäftigt, als er Kunde von diesen Vorfällen erhielt. Sogleich rüstete er sich zu einem zweiten Zuge über die Alpen, und ging 998 mit Gregor V., der sich in Pavia zu ihm fand, auf Rom los. Crescentius verschloß sich in die Engelsburg, der Gegenpapst Johannes entfloh aus Rom, und ward auf der Flucht von den Römern selbst, welche dadurch die Rache von sich abwenden wollten, grausamer Weise der Hände, der Nase und der Augen beraubt. Die Engelsburg ward von den tapferen Deutschen schnell unter der Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen erobert, Crescentius gefangen und nachher auf Befehl des Kaisers mit zwölf Anderen enthauptet. Gregor V. aber erfuhr bald das Schicksal so vieler Deutschen in Italien, er starb schon 999 in jugendlichem Alter. Otto ließ hierauf seinen Freund und Lehrer Gerbert, gebürtig aus Auvergne, wählen, der als Papst den Namen Sylvester II. annahm. Es war dieser der größte Gelehrte seiner Zeit, und seine Wissenschaft schien den Zeitgenossen so unbegreiflich, daß sie ihn der Zauberei und des Umgangs mit bösen Geistern beschuldigten. Zu Anfang des Jahres 1000 kehrte Otto nach Hause zurück, und bereisete die Provinzen des Deutschen Reichs, um nach alter Sitte überall nach der Ordnung zu sehen und Recht zu sprechen. In Gnesen besuchte er das Grab des unlängst von den Preußen erschlagenen Bekehrers Adalbert, und zu Aachen ließ er sich andachtsvoll das Grab und den Sarg Karl's des Großen öffnen, dessen goldenes Kreuz er zu einem heiligen Andenken mit sich nahm. Dann ging er noch in demselben Jahre zum drittenmal nach Italien. Er theilte mit Karl dem Großen das innige Wohlgefallen an dem schönen, majestäti-

schen Rom, ja es wohnte ihm soviel von dem mütterlichen Blute bei, daß die Sächsische Rohheit seinem feiner gebildeten Sinne Mißbehagen erweckte, und alles Griechische und Römische den Vorzug bei ihm davon trug. Selbst eine Griechische Gemahlin wollte er heimführen, und aus allen seinen Anstalten leuchtete das Bestreben hervor, den alten Ruhm und Glanz Rom's wieder herzustellen, ja den Mittelpunkt seiner Regierung dorthin zu verlegen. Allein weder den Deutschen noch den Römern war mit diesem Entwurfe gedient. Die Letzteren erhoben sogar einen Aufstand, belagerten den Kaiser in seinem Palaste, und ließen keine Lebensmittel hinein. Dies undankbare Betragen kränkte Otto um so tiefer, je größere Vorliebe er für dieses Volk im Herzen trug. Schon war er bereit, nachdem er das Abendmahl genommen, mit den Seinigen einen Ausfall zu thun, als der Herzog Heinrich III. von Baiern und der Markgraf Eckard von Tuscien Mittel fanden, den Aufruhr gütlich zu stillen. Darauf sprach der Kaiser zu den versammelten Haufen: „Höret eures Vaters Worte und behaltet sie im Herzen. Seyd ihr nicht meine Römer, habe ich nicht um eurer Willen das Vaterland, die Verwandten verlassen. Aus Liebe zu euch habe ich die Sachsen, alle Deutschen gering geachtet, und den Neid aller auf mich genommen. Und dafür, daß ich euch zu meinen Söhnen gemacht, habt ihr die Waffen gegen mich erhoben. Aber ich weiß ihr seyd nicht alle gleich schuldig, ich sehe die Aufrührer wohl, denn sie scheuen sich nicht und sind mitten unter euch." Diese Worte rührten das leichtbewegte Volk so, daß es ihm selbst zwei der Rädelsführer überlieferte. Doch mochte Otto nicht länger unter ihnen verweilen; er verließ Rom, und bot die Deutschen Großen auf, sich unverzüglich mit ihren bewaffneten Schaaren bei ihm einzufinden. Aber ehe dies ins Werk gerichtet ward, starb Otto zu Paterno, zwei und zwanzig Jahre alt, nach Ditmar's*) Aussage an den Frieseln, nach Anderen an Gift, welches ihm die Wittwe des Crescentius, Stephania, beigebracht (1002).

*) Einer der schätzbarsten Chronikenschreiber des Mittelalters, geb. 976, gest. 1018. Er war Bischof zu Merseburg und Hofcapellan Kaiser Heinrich's II. Sein Werk enthält die Geschichte der sämmtlichen Kaiser aus dem Sächsischen Hause.

15. Kaiser Heinrich II.

(1002—1024.)

Otto's III. frühzeitiger und unerwarteter Tod setzte ganz Deutschland in Bestürzung. Er hatte keinen Erben hinterlassen. Indem man noch unschlüssig auf einen Nachfolger sann, war Heinrich III., Herzog von Baiern — in welcher Würde er seinem 995 gestorbenen Vater, Heinrich dem Zänker, gefolgt war — als König Heinrich's I. Urenkel des Kaisers nächster Anverwandter, geschäftig, die aus Italien rückkehrenden Fürsten durch herrliche Bewirthung und lockende Versprechen seinem Interesse zu gewinnen. Auch des verstorbenen Kaisers Schwestern sprachen für ihn, und bewogen einen Theil der Sachsen auf einem Landtage zu Werla, ihm ihre Stimmen zu geben. Dennoch fanden sich große Hindernisse. Eckard, Markgraf von Meißen, der tapferste Fürst seiner Zeit, warb für sich selbst, und ein anderer Nebenbuhler, Herzog Hermann von Schwaben, lagerte sich sogar mit einem Heere bei Worms, um Heinrich den Weg nach Mainz zu verlegen, wo sich die Fränkischen Herren versammelt hatten. Aber das Glück wollte ihm wohl. Markgraf Eckard ward auf einer Reise von Privatfeinden (es waren die Söhne des Grafen Siegfried von Nordheim) ermordet, das Heer der Schwaben umging Heinrich, und so kam er glücklich nach Mainz, wo er von dem Erzbischof und den übrigen Fränkischen Bischöfen und Herren als König anerkannt und auch sogleich gekrönt ward. Hierauf fiel er dem Herzog Hermann mit einiger Mannschaft ins Land, verwüstete ihm seine Güter, und ging dann nach Merseburg, wo die noch übrigen Sachsen und Thüringer ihre Zusammenkunft hielten, zu der auch Boleslav Chrobry, d. i. der Tapfere, Herzog von Polen, sich eingefunden hatte. Auch diese alle erklärten sich für ihn, nachdem er ihnen die Aufrechthaltung der Gesetze und ihrer Rechte versprochen hatte. Boleslav, der sich damals gewaltsam in den Besitz der Lausitz und des Markgrafthums Meißen gesetzt hatte, erhielt vorläufig, um des Friedens willen, das erstere Land zu Lehen. Meißen wurde dem Grafen Gunzelin, der ein Verwandter Boleslav's genannt wird, überlassen. Sodann begab sich Heinrich nach Duisburg, wo sich die Lothringer versammelt hatten. Er erhielt ohne Mühe auch ihre Stimmen, und ging nun nach Aachen, wo er feierlich auf den Thron Karl's des Großen gesetzt ward. Der einzige noch immer widerstrebende

Schwabenherzog ward nun endlich auch noch zu Bruchsal zur Unterwerfung genöthigt.

So mühsam dieser Heinrich, als König von Deutschland der Zweite, die Krone erlangt hatte, so schwer ward es ihm auch, sie zu behaupten. In allen Provinzen waren mißvergnügte oder streitsüchtige Vasallen zur Ruhe zu bringen, vorzüglich in Lothringen und Böhmen, wo wegen der Nähe auswärtiger Mächte, die gern mit ihrer Einmischung bereit waren, die Achtung vor der kaiserlichen Macht am schwächsten war. Besonders war der oben erwähnte Herzog Boleslav von Polen ein kühner, herrschsüchtiger Nachbar. Er ließ dem Herzog von Böhmen, wie er, Boleslav genannt, (es war der dritte dieses Namens) nachdem er ihm kurz zuvor, von seinem Volke verjagt, wieder zurückgeführt hatte, die Augen ausstechen, kam nach Prag und warf sich zum Herrscher dieses Landes auf. In dem hierüber entstandenen Krieg vertheidigte er sich seines Beinamens würdig, obgleich Heinrich mehrmals persönlich das Heer gegen ihn führte. Endlich wurde 1018 ein Friede geschlossen, wie Ditmar sagt, nach den Umständen, nicht wie es die Ehre des Reiches erforderte. Indeß hatte er doch Böhmen wieder aufgeben müssen. Eben dieser Boleslav erweiterte auch an der östlichen Seite die Polnische Herrschaft bis nach Kiev hin, das er eroberte, schrieb den Russen die Friedensbedingungen vor, und bedrohte sogar den Griechischen Kaiser.

Nicht besser als in den östlichen ging es in den westlichen Grenzlanden. Lothringen war von Friesland bis zum Elsaß mit Unruhen und wilden Fehden erfüllt, und die Waffen des Reiches hatten geringen Fortgang. In diesem Lande, sagt Ditmar von Merseburg, geht nicht nur die Sonne, sondern auch alle Gerechtigkeit unter. Wenig vermag der König, die Fürsten, die Geistlichen; die Räuber verachten selbst den Bann der Kirchen.

Auch nach Italien riefen Heinrich Abfall und Empörung. Die Lombarden, welche einem Könige, der nicht von Otto I. abstammte, keine Anerkennung schuldig zu seyn glaubten, hatten sich gleich nach Otto's III. Tode einen eigenen König gewählt, den Markgrafen Harduin von Ivrea, der aber wie gewöhnlich seine Gegenpartei fand, welche nun, den Erzbischof Arnulf von Mailand an ihrer Spitze, den König Heinrich ins Land rief. Er kam nach Pavia, und ward daselbst gekrönt (1004); aber noch in derselben Nacht entstand ein wüthender Aufruhr. Die königliche Pfalz wurde gestürmt, und da nur wenige Deutsche in der Stadt waren, schwebte der König in großer Gefahr,

bis am folgenden Morgen das Heer sich vor den Thoren gesammelt hatte, hineindrang und ihn befreite, zugleich aber auch Pavia in Asche legte. Mit bitterem Unwillen ging Heinrich unverzüglich nach Deutschland zurück, ohne für die Befestigung seines Ansehns in Italien irgend wie gesorgt zu haben. Harduin aber fand nach der Zerstörung jener Stadt, die dem Kaiser zur Last gelegt wurde, größeren Anhang als zuvor.

Dennoch zog Heinrich neun Jahre nachher (1013) zum zweiten Mal nach Italien, und empfing in Rom die Kaiserkrone (1014). Bald nach seiner Rückkehr in die Heimath ging Harduin endlich, von allen seinen Anhängern verlassen, ins Kloster, um seine Tage als Mönch zu beschließen. Im Jahre 1020 kam Papst Benedict VIII. in Person nach Bamberg, theils um die daselbst von Heinrich II. erbaute Domkirche auf dessen Ansuchen einzuweihen, vorzüglich aber um des Kaisers Beistand gegen die Griechen zu erhalten, welche seit der Schlacht von Basantello in Unteritalien stärker um sich griffen. So ging denn Heinrich zum dritten Mal mit einem großen Heere über die Alpen (1021), drang in Apulien ein, eroberte die von den Griechen neu erbaute Stadt Troja, und brachte die Fürsten von Benevent, Capua und den Griechischen Herzog von Neapel zur Anerkennung seiner Oberhoheit. Allein böse Krankheiten, die unter seinen Kriegsleuten ausbrachen, nöthigten ihn zurückzugehen, bevor er einen dauernden Halt für die neue Herrschaft gründen konnte; daher auch diese Unternehmung eben so wenig als die vorhergehenden die Griechen aus Unteritalien verdrängte.

Zwei Jahre nach seiner Rückkehr von diesem Zuge starb Heinrich II. (13. Jul. 1024). Zu Bamberg, wo er ein neues Bisthum gegründet und sehr reich ausgestattet hatte, liegt er begraben. Er hinterließ den Ruf des frömmsten Mannes, und wurde hundert zwei und zwanzig Jahre später vom Papst Eugenius III., eben so wie seine Gemahlin Kunigunde, unter die Zahl der Heiligen versetzt.

---

16. Verfassung und Culturzustand unter den Sächsischen Kaisern.

(919—1024.)

Mit Heinrich II. erlosch der Sächsische Königsstamm, nachdem er dem Reich fünf würdige Vorsteher gegeben. Ehe wir sehen, wie sich die Fürsten in diesem Falle berathen, wollen wir noch einen Rückblick auf

den innern Zustand des Reichs in diesem Zeitraum des äußern Glanzes werfen.

Noch immer machte sich Alles im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft unserer Vorfahren mehr durch Gewohnheit und Herkommen, als durch schriftliche Gesetze. Die verschiedenen Machtgebiete waren lange nicht so scharf begrenzt als jetzt, und die Fragen, wie weit die Rechte des Papstes oder des Kaisers, der Fürsten oder der Bischöfe gereicht, würde man selbst in jener Zeit nicht hinreichend haben beantworten können. Zur Zeit der schwachen Nachkommen Karl's des Großen hatten sich zwar die Päpste manche Rechte über die Kirche angemaßt, welche die Kaiser sonst ausgeübt hatten, ja Nicolaus I. (858—867) nahm sogar eine richterliche Gewalt über König Lothar II. (s. u. Abschn. 21.), allerdings nur in geistlichen Sachen, in Anspruch. Plötzlich wendet sich aber das ganze Verhältniß, als die Ottonen in Italien erscheinen, sie schalten nun uneingeschränkter mit der päpstlichen Würde und Wahl, als einst der große Fränkische Kaiser. Es stellt sich fest, daß der Papst dem Könige der Deutschen die Krone aufsetzen müsse, die Papstwahl solle von der Bestätigung des Kaisers abhängig seyn. Dagegen mußte der König bei der Krönung schwören, als Schutzherr der Kirche, wodurch ihm eben jene Beaufsichtigung der Wahl des Oberhauptes zustand, seine Pflichten gegen diese, die sogenannte Schirmvogtei, gewissenhaft zu erfüllen, d. h. alle Geistlichen gegen Eingriffe, Gewalt und Willkür der Weltlichen zu schützen, so wie den katholischen Glauben zu verbreiten und ihn gegen Ketzer und Heiden aufrechtzuhalten und zu vertheidigen*). Auch über das Gebiet der Römischen Kirche sollte den Kaisern nur eine solche Schutzherrschaft zustehen, doch ließen sich die Ottonen, wie wir gesehen haben, mehrmals persönlich den Eid der Treue von den Römern leisten. Eben so behaupteten sie die oberrichterliche Gewalt für das ganze Patrimonium des heiligen Petrus und ihre Rechte wahrte ein stehender Beamte zu Rom. Es liegt am Tage, daß diese Verschlingung der staatlichen und kirchlichen Rechte zu dem erbittersten Kampfe führen mußte, so bald die eine oder die andere Seite ihre Ansprüche ausschließlich geltend machte, wie er denn auch wirklich nicht ausgeblieben ist.

*) Henricus (II) ad ecclesiam S. Petri papa cum clero exspectante venit et antequam introduceretur ab eodem interrogatus: si fidelis vellet Romanae patronus esse et defensor ecclesiae? sibi autem suisque successoribus per omnia intimus fidelis? devota professione se sic facturum respondit: et tunc ab eodem inunctionem regalem et coronam suscepit. Ditmar von Merseburg bei Leibnitz script. rer. Brunsvicens. t. I. p. 400.

Die Herzoge hatten sich in Deutschland, als das Reich von Normannen und Ungern von Außen her bedroht, im Innern von Unruhen zerrüttet war, und sich so die Nothwendigkeit, dem Feinde größere Vereinigungen entgegenzusetzen, allgemein fühlbar gemacht hatte, wieder erhoben. Es waren mächtige Gau- oder Grenzgrafen, welche zu solchen Mittelpunkten der Stämme, aus denen sich das Deutsche Reich zusammensetzte, wurden. Ihre Rechte bestanden im allgemeinen Heerbann ihrer Provinz, welcher ihnen bedeutenden Einfluß auf die kleineren Lehnspflichtigen des Reiches verschaffte und in der Zusammenberufung der Landtage, wo sie die Streitigkeiten der Großen ihres Gebietes durch Vergleich schlichteten, oder über dieselben mit Zuziehung der nicht Betheiligten Recht sprachen. Doch war ihre Würde weder eine rein stammthümliche noch erbliche; sie wurde als Amt betrachtet, welches der König im Fall der Untreue oder des Todes einziehen und willkürlich wieder vergeben konnte. Gewöhnlich wurden die Herzoge zwar vor jeder großen Unternehmung erst zusammenberufen, indessen mußten sie in dringenden Fällen auch unbefragt die Heerfolge leisten, wenn der Kaiser etwa aus Italien die Baiern oder Schwaben plötzlich herbeirief. Es findet sich aber schon in diesen Zeiten, daß sie ihn oft absichtlich nicht aus allen Kräften unterstützten, damit er nicht zu mächtig würde.

Eine gewisse Beschränkung und Beaufsichtigung fanden die Herzöge in dieser Periode noch an den Pfalzgrafen, deren es jetzt in allen Provinzen einen oder mehrere gab. Früher war der Pfalzgraf der oberste Hofrichter gewesen (s. o. S. 154.); nun sollte in jedem Herzogthume die Stelle des Königs durch sie vertreten werden und alles, was sich auf höhere Jurisdiction und Verwaltung der Königlichen Güter und Einkünfte bezog, wurde ihnen untergeben. Am längsten hat sich der Pfalzgraf von Franken, als der des Haupt- und Stammlandes erhalten. Späterhin führt er den Titel Pfalzgraf bei Rhein und seine Würde gehört zu den Reichserzämtern.

Dennoch war es gerade die herzogliche Gewalt, welche in Deutschland der Befestigung der königlichen vorzüglich im Wege stand und die Herstellung einer organischen Einheit des Deutschen Reiches verhindert hat. Denn einerseits galt es bei dem immer mehr durchdringenden Systeme der Erblichkeit der Lehen bald für Tyrannei, wenn der König das Herzogthum nicht auf die Söhne übergehen ließ, und andrerseits waren die Thronbewerber, da die Wahl meist in den Händen der Herzoge lag, genöthigt, diese jedesmal durch neue Vergabungen

und Bewilligungen zu gewinnen und eben damit immer fester zu stellen, und so die Theile ihrer Macht aufzugeben, um das Ganze zu bekommen. Neben den Hindernissen, welche das Wahlkönigthum mit sich brachte, und die selbst dadurch nicht vermindert wurden, daß man sich an die Familie hielt, so lange noch männliche Erben da waren, weil dennoch jeder Nachfolger erst von den Fürsten anerkannt werden mußte, — waren es dann besonders die Ideen von der Kaiserwürde, welche die Herrscherkraft anderweitig erschöpften und das allgemeine Reich der Christenheit hat die Deutschen Könige verhindert, ein besonderes in ihrem Vaterlande zu gründen. Und so sehr hatten die Sächsischen Kaiser das Allgemeine vor Augen, so hoch hielten sie sich über dem Standpunkt der Vasallen, daß Otto I. bald nachdem er König geworden sein Herzogthum fortgab. Durch eigenen Territorialbesitz sich eine Stütze ihrer Macht zu geben, kam ihnen nicht in den Sinn; ein Verfahren, welches von den Französischen Königen streng festgehalten, dort eine unbeschränkte Gewalt an den Thron gebracht hat. Doch unterstützte diese auch der kaum hoch genug anzuschlagende Vortheil der Erblichkeit der Krone, und der Sinn ihres Volkes war nicht so durchgängig auf besondere Lebenskreise gerichtet, wie der der Deutschen.

Eigenthümlich ist nun aber das Verhältniß, in welches sich die Könige zur Geistlichkeit stellten. Wir sehen sie Stifter und Klöster fast noch reicher bedenken als dies einst von den Merovingern und Karolingern geschehen war. In vollem Maße wurden ihnen Aecker, Weiden, Wälder sammt Benutzung der Jagd und Fischerei in ihren Forsten und Wassern ertheilt*), obgleich die erstere dem Klerus streng untersagt war. Außerdem erhalten sie Rechte auf einträgliche Salz- und Bergwerke, Markt- und Durchgangszölle, Befreiungen von den öffentlichen Lasten der Kriegsfuhren, des Einlagers der königlichen Beamten und der Einquartierung. Wichtiger als alles dieses waren die Exemtionen ihrer Güter von der Gewalt der königlichen Beamten. Um Collisionen zu vermeiden, ließen sich Bischöfe und Aebte auch den

*) Die Jagd war nämlich zur Zeit der altgermanischen Verfassung (s. o. S. 31.) allen freien Eigenthümern der Mark gestattet gewesen. Die Fränkischen Könige verfielen zuerst darauf, ihre Waldungen einzuforsten, d. h. die Nachbarn von der Theilnahme an der Jagd auszuschließen. Dies ahmten die größeren Grundbesitzer nach und bei Verleihungen und Veräußerungen behielt man sich sehr oft den Wildbann vor oder vergab ihn besonders. Ganz ebenso war es mit der Fischerei und dem Wassermühlenbetrieb, nachdem sich Herren und Fürsten des Wassers weit hinauf an den Flüssen für ihre Mühlen angemaßt.

Blutbann mit den vollständigen Befugnissen des Grafenamtes für ihre Vögte übertragen, so daß kein königlicher Beamter ferner berechtigt war, im Gebiete der geistlichen Anstalt irgend eine öffentliche Handlung zu vollziehen*). Die Könige gingen noch weiter. Sehr oft waren die kirchlichen Territorien von Besitzungen kleiner frei gebliebener Besitzer durchschnitten; um nun die Irrungen, welche sich hieraus zwischen den verschiedenen Gerichtsbarkeiten, des Grafen und des Kirchenvogts, ergeben mußten, zu vermeiden, erhielt die Kirche den ganzen Bezirk zu ihrem Gerichtssprengel. Ja es wurden den Bischöfen ganze Gaue verliehen, mit dem Rechte, die Beamten darin anzusetzen, das Recht zu sprechen und von den freien Leuten den Kriegsdienst für das Reich zu fordern. So erhielt z. B. Ealwin, Bischof von Cambrai, den Grafengau dieser Stadt, das Hochstift zu Worms ein Grafengericht am untern Neckar, die neu gestifteten Bisthümer Magdeburg und Brandenburg Grafschaftsrechte und der Bischof von Würzburg sogar herzogliche Rechte über die zu seinem Sprengel gehörigen Grafschaften. Man würde indeß irren, wenn man glauben wollte, es sey hiedurch auf eine völlige Unabhängigkeit der geistlichen Herren abgesehen gewesen, es sollten vielmehr ihre Macht und ihre Besitzungen zu einem Gegengewicht gegen den Troß der weltlichen Vasallen dienen. Denn die Könige besetzten entweder geradehin die Bisthümer, oder wenn auch dem Klerus die Wahl erlaubt wurde, konnten sie dennoch ihre Zustimmung verweigern. Viele Besitzungen der Kirche nämlich und zwar gewiß eben so viele als geschenkt waren, waren nur verliehen; es wurden dann die allgemeinen Vorstellungen vom Lehnswesen auf sämmtliche Güter der Kirche übertragen, und es bildete sich im zehnten Jahrhundert die Ansicht aus, daß der Inbegriff aller weltlichen Rechte den Vorstehern der Kirche jedesmal vom Könige übertragen werden müsse. Der Bischof oder Abt leistete beim Antritt seines Amtes, wie der weltliche Vasall bei der Belehnung, den Lehnseid der Treue und empfing einen Ring und den Hirtenstab aus der Hand des Königs als Zeichen der Uebertragung aller dem Stifte eingeräumten Güter und Rechte. Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile es den Königen gewähren mußte, durch Ernennung ihnen ergebener Männer zu den oft erledigten Kirchenämtern, wo natürlich von Erblichkeit nicht die Rede war, den großen, durch ihre Schenkungen verstärkten Ein-

*) Hüllmann Geschichte der Stände, S. 277.

fluß der geistlichen Macht für sich zu gewinnen; und Heinrich II., der die Kirche am reichsten bedachte, hat auch das Ernennungsrecht am strengsten festgehalten. Denn allerdings übten die Könige dieses Regale der Ernennung nicht ohne Widerspruch, vielfach wurde dagegen das uralte Recht der Kirchengemeinde und des Klerus geltend gemacht, ihre Vorsteher selbständig zu wählen. In manchen Fällen setzten einzelne Stifter ihren Willen durch, andre bemühten sich im Geiste der Zeit durch Privilegien das Wahlrecht zu erwerben. Auch sonst verfuhren die Könige als Lehnsherren der Bischöfe. Hatten diese in ihrer Eigenschaft als Vasallen gefehlt, so straften sie die Könige ohne Weiteres. So schickte Otto I. den Erzbischof von Mainz und den Bischof Ruthard von Straßburg, als sie zu den Aufrührern getreten waren (s. o. S. 223.), ins Kloster, den Bischof Adelbert von Magdeburg, der den Herzog Hermann von Sachsen mit kaiserlichen Ehrenbezeugungen empfangen, verurtheilte er so viel Pferde zu geben, als er dem Herzog zu Ehren Glocken läuten und Lichter anzünden lassen, und Herzog Heinrich von Baiern ließ den Erzbischof von Salzburg mit roher Grausamkeit blenden, weil er Ludolf's Partei ergriffen hatte (s. o. S. 227.).

Dagegen stand die Deutsche Kirche noch in einem freieren Verhältniß zu den Päpsten. Zwar erlangten diese seit Nicolaus I., daß die Erzbischöfe beim Empfange des Palliums dem Römischen Stuhle eidlich Gehorsam gelobten für alle schon erlassene und noch zu erlassende Decrete, konnten aber damit noch nicht recht durchdringen. Einmischungen des kirchlichen Oberhauptes in die Regierung der Diöcesen wurden gar nicht gestattet, und die Bischöfe des Mainzer Erzsprengels beschlossen im Jahre 1022 auf der Synode zu Seligenstadt, als es nach dem rohen Glauben der Zeit Sitte geworden war, aus Rom Ablaß zu holen, weil doch der höchste Priester den kräftigsten Segen ertheilen und am besten die Sünden vergeben könne, daß keinen eine solche Absolution reinigen solle, der nicht zuvor der ihm von seinem Bischof auferlegten Buße Genüge geleistet.

Wie hoch nun aber auch die Kirche von den Königen geehrt, in wie besonderer Heiligkeit der geweihte Priester dem Laien, der den Weg zum Heil nicht kannte, erscheinen mußte, wie große geistliche und weltliche Mittel der Klerus in Händen hatte, alles reichte nicht, die Geistlichen vor dem gewaltthätigen Sinn der Zeit zu schützen und ihnen den ruhigen Besitz der Güter zu sichern. Mächtige Nachbarn

rissen Stücke des Kirchengebietes an sich, drangen gewaltsam beim Tode der Vorsteher in Klöster und Stifter und hausten hier, bis alle Vorräthe aufgezehrt waren. Um wenigstens die Personen der Bischöfe zu schützen, hatten schon früh hohe Ansätze des Wehrgeldes für diese gemacht werden müssen, und bei den Sachsen hatte Karl der Große den Tod für die Ermordung eines Bischofs als Strafe bestimmt. Dennoch kommen Mißhandlungen und Ermordungen der Geistlichen unter den Sächsischen Kaisern noch oft genug vor. Häufig begaben sich deshalb Kirchen und Klöster unter die besondere Schirmvogtei des Königs oder benachbarter weltlicher Großen, erlangten dabei aber gewöhnlich nur Druck und Beraubung von diesen selbst. In solchen Fällen setzte dann auch der Schirmherr den eigentlichen Kirchenvogt ein. Aber selbst wenn die geistlichen Anstalten das Recht bewahrt hatten, ihren Vogt aus eigener Macht zu bestellen, so bewahrte sie das doch vor dem in der Richtung der Zeit gegebenen Streben der Inhaber nicht, auch diese Aemter zu erblichen Beneficien zu machen. Durch Wiederbelehnungen an Untervögte wurden die Verhältnisse noch verwickelter; die Vogteien wurden vertauscht, verpfändet, mit Gewalt genommen und verschiedene Bewerber führten oft lange Kämpfe um Stellen dieser Art. Den Vögten kam nämlich ein Gewisses an ländlichen Erzeugnissen, der dritte Theil der Geldbußen und das Einlager auf ihren Reisen und an den Gerichtstagen nebst manchen Diensten der Hintersassen der Kirche zu. Gewöhnlich war das Ende solcher Streitigkeiten, daß fast jedes Dorf seinen eigenen Vogt erhielt.

Wie allgemein überhaupt noch rohe Wildheit und Zügellosigkeit war, kann man z. B. daraus ersehen, daß Bischof Burkhard von Worms (gest. 1025.) fünf und dreißig Mordthaten in einem Jahre in seinem Sprengel zählte, ohne daß die Mörder Scham und Reue hätten blicken lassen. Räubereien waren noch weit häufiger und ein auf handhafter That ertappter Dieb konnte ohne Weiteres aufgehängt werden. Auch Menschenraub und Verkauf sind nichts Seltnes.

Die Wissenschaften begannen seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts in Deutschland sich wieder etwas zu heben. Die feinere Bildung, welche sich am kaiserlichen Hofe durch die Verbindung mit Italien verbreitete, nöthigte die Geistlichen, welche dort Ansehen erwerben und zu hohen Aemtern emporsteigen wollten, sich wenigstens einige Kenntniß zu erwerben. Daher sehen wir gebildete Männer als Bischöfe und Aebte die Liebe zu litterarischer Thätigkeit in ihren Wirkungskreisen mit Glück

und Eifer verbreiten. Die Dom- und Stiftsschulen, in den wilden Zeiten der späteren Karolinger fast ganz verschwunden, kamen aufs neue in Flor und einzelne Männer, wie z. B. der Erzbischof Walthard von Magdeburg, bemühten sich auch Handschriften zu sammeln. Unter denen, welche an der Spitze von Schulen standen, zeichneten sich besonders die Bischöfe Meinwerk zu Paderborn und Bernward zu Hildesheim, früherhin Lehrer Otto's III. (s. o. S. 236.), und der Mönch Witikind zu Corvey aus. In der Domschule zu Paderborn wurden Horatius, Virgilius, Sallustius und Statius*) fleißig gelesen, und aus Anführungen sehen wir, daß auch Terenz, Cicero und Seneca diesen Männern nicht fremd waren. Aus Studien solcher Art ging eine verbesserte Geschichtschreibung hervor, von der besonders die schon angeführten Werke des eben genannten Witikind und des Ditmar Beispiele sind. Eine Nonne zu Gandersheim, Roswitha (vor 984), schrieb Lateinische Komödien, um den Terenz zu verdrängen, von dessen lieblicher Sprache, wie sie sagt, Mancher angezogen wird, und sich dann mit der Kenntniß sündlicher Dinge befleckt, und Notker Labeo, Mönch von St. Gallen, verfaßte bald darauf eine Deutsche Uebersetzung der Psalmen in Fränkischer Mundart. Von dem vorher erwähnten Bischof Bernward erzählt sein Lebensbeschreiber, daß er junge Leute in der Malerei und Bildnerkunst geübt, und sie angehalten habe, was er von der Art auf Gefäßen aus der Ferne Beifallswürdiges gefunden, nachzuahmen.

Städtische Gewerbe waren noch in ihrer Kindheit. Wollen- und Leinwebereien blieben noch immer weibliche Arbeiten, und auch Kaiserinnen beschäftigten sich damit. Doch scheint die Entdeckung oder bessere Benutzung der Silbergruben des Harzes unter Otto's I. Regierung (um 960), so wie die mit Italien und Griechenland angeknüpften Verbindungen Wohlstand und äußere Cultur in jenen Zeiten schon mehr gehoben zu haben.

In dem obern Italien bis an die Tiber hinab hat im Allgemeinen eine ähnliche Entwickelung der politischen Verhältnisse Statt gefunden, wie in Deutschland und Frankreich, nur daß hier bald durch die Städte ein anderes Moment und eine andere Richtung hineingebracht wurde. Nach seinem zweiten Italischen Zuge löste Karl der Große die Her-

*) Ein epischer Dichter aus den Zeiten Domitian's.

zogthümer der Longobarden, um seine neue Herrschaft zu sichern, in Grafschaften auf, und legte den Grund zu einer größeren Ausbreitung des Lehnswesens durch fränkische Ritter, welche in den Städten angesiedelt wurden und Güter zu ihrem Unterhalte erhielten. Im Gewirre der Parteien, im Kampfe der Gegenkönige bildeten sich alle Folgen dieser Verhältnisse noch weit schneller und härter aus, als anderswo. Die Prälaten und großen Herren erhielten mit leichter Mühe alle nur mögliche Exemtionen und Immunitäten, und die Grafen übten ihre Rechte als erbliche Privilegien aus, wenn auch in kleineren Bezirken, als in ihrem ehemaligen Amtssprengel, wo zugleich manche andere Dienstleute oder begüterte Freie ebenso selbständig auftraten. Nur in den größeren Städten waren die Gemeinden stark genug, sich und ihr nächstes Gebiet von einem Herrn frei zu erhalten. In diesen aber und den Umgegenden hatten auch die Bischöfe zahlreiche Dienstmannen; die Gerichtsbarkeit ihres Vogtes kreuzte sich mit der des Grafen, und da den verschiedenen Thronbewerbern immer besonders daran liegen mußte, die hohe Geistlichkeit zu gewinnen, so wurde der gewöhnliche Preis der Erklärung für einen Prätendenten die Uebertragung der Grafengewalt an den Bischof. Auch die Ottonen verfuhren in diesen Dingen wie in Deutschland, sie statteten die geistlichen Herren, um die mächtigen Lehnsträger zu schwächen, mit weltlichen Hoheitsrechten aus, und fast alle Städte Oberitalien's stehen um diese Zeit unter den Vicegrafen — so hießen hier die Vögte — der Bischöfe. Die Kaiser aber hatten leichteres Spiel, nachdem die Aufmerksamkeit im Allgemeinen mehr auf einzelne Kreise und die Feststellung des Besitzes und der Erwerbung politischer Rechte in diesen gewendet wurde. Es stand jetzt fast niemand mehr an der Spitze einer solchen Macht, auf welche er einen erfolgreichen Widerstand hätte gründen können und größere weltliche Fürsten waren nur noch die Markgrafen von Toscana und Ivrea*), aus deren Geschlechte sich der letzte Gegenkönig erhob, und im Süden die von Spoleto. Durch die Verbindung aber der freien Leute und der Lehnsträger der Kirche unter einen Gerichtsbann zu einer berathenden und richtenden Gemeinde, erstarkte diese bedeutend. Das Streben der Letzteren, den Freien an Rechten nicht nachzustehen, wird der Grund zu republicanischen Einrichtungen, und als dann

*) S. Leo, Geschichte von Italien. Thl. I. S. 353.

Kaiser und Papst in Streit gerathen, Gegenbischöfe und Gegengrafen in den Städten sich bekämpfen, erwerben viele die vollkommne Freiheit.

Etwas abweichend gestalteten sich die Verhältnisse in Rom und den unmittelbar aus der oströmischen Herrschaft an den Papst gekommenen Landschaften. Die Karolinger hatten hier nichts geändert, auch finden wir altrömische Namen und Würden, aber die alten Familien sind dennoch zu Adligen des Mittelalters geworden. Wir haben ihre sich befehdenden Factionen kennen gelernt, wir haben gesehen, wie ein herbeikommender Fürst oder der Kaiser oder die Pöbelhaufen der Stadt bald dieser bald jener Faction das Uebergewicht geben. Wie in Rom war es hier auch in den anderen Städten. Das ganze Treiben war ohne allen sittlichen Halt, rein auf Selbstsucht, sinnlichen Genuß und Vermehrung der Macht basirt, und der errungene Sieg wird jedesmal bis zur wildesten Tyrannei gegen die Unterliegenden gesteigert. Auch hier wurden namentlich in Ravenna, in Nachahmung Germanischer Institute, Kirchengüter zu Lehen gegeben, und die belehnten Familien nannten sich dann nach solchen Besitzungen Herzoge oder Grafen.

Die größeren Lehnsleute der Bischöfe, ihre Untervögte, denen die Gerichtsbarkeit über kleinere Bezirke delegirt ist, führen überall den Namen Capitani; die kleineren und Afterlehnsträger, Dienstmannen u. s. w. werden Valvassoren genannt. Beide Klassen, vereinigt mit der freien Gemeinde, finden sich fast in allen Städten. Aus jedem Stand werden sechs ständige Schöffen zum Rath und zum Gericht erwählt. Sie sprechen in der Lombardei nach Lombardischem, in den oströmischen Städten nach Römischem Recht; aber an der Spitze des Ganzen steht für jetzt noch immer der Lehen- oder Vicegraf des Bischofs. Es waren nun erhöhtes Gewerbe, vermehrter Kunstfleiß, vor allem aber der Handel, welche die Stadtgemeinden hoben und Subsistenz- so wie Geldmittel auch in die Hände derer brachten, welche in diesen Städten keinen Grundbesitz hatten. Die an der See gelegenen Hafenplätze führten den Arabern in Aegypten, Syrien und Nordafrica die Bedürfnisse des Nordens zu, welchen diese bei ihrem genußreichen auf Pracht und Luxus gestellten Leben brauchten, vornehmlich Pelzwerk, Leinen, Hanf und vor allen Sklaven. In Unteritalien stand besonders Amalfi in unmittelbarem Verkehr mit allen Saracenischen Häfen, während in Oberitalien das damals schon blühende Venedig seine Verbindungen mehr nach Constantinopel richtete. Wie dieser Staat seinen Ursprung den Flüchtlingen verdanken soll, die vor Attila's wilden

Horden Schutz auf den von den Strömen ins Adriatische Meer hineingeführten Schlamm- und Kiesbänken, den sogenannten Lagunen, und den daneben liegenden Inseln suchten, ist schon in der alten Geschichte (Th. III. S. 360.) erwähnt. Mit der Eroberung der Longobarden nahm die Zahl derselben bedeutend zu. Anfangs hatte jede Insel ihre besondere Regierung, an deren Spitze, nach der damaligen militärischen Einrichtung der Oströmischen Provinzen in Italien, Tribunen standen. Den Oberbefehl führte der Dux von Venetien (oben S. 87.). Aber sein Gebiet wurde durch die Eroberungen der Longobarden immer kleiner, immer mehr auf die Inseln beschränkt und immer getrennter von dem Exarchat zu Ravenna. So wählten denn die Tribunen und das Volk der Inseln selbständig ihren Dux (späterhin Doge genannt) zuerst im Jahr 697. Venetien beugte sich nicht unter Longobardische, Fränkische oder Deutsche Herrschaft, es machte sich vielmehr während und nach den Bilderstreitigkeiten auch von der Griechischen Oberhoheit immer unabhängiger. Zu Anfang des neunten Jahrhunderts entstand die eigentliche Stadt Venedig, indem sich die Einwohner, von König Pipin (s. o. S. 146.) zur See angegriffen, auf die festesten und bedeutendsten Inseln, namentlich Rialto, Malamocco und Torcello zusammendrängten. Die dem Handel überaus günstige Lage zwischen dem Oströmischen Reiche und dem westlichen Abendlande erhob die Stadt sehr bald vor allen anderen in Italien. Langwierige Kämpfe mit Saracenischen, und nachdem die Reiche von Kroatien und Dalmatien gegründet waren (s. o. S. 115.), mit Slavischen Seeräubern, trugen dazu bei, die Thatkraft und kriegerische Tüchtigkeit der Einwohner zu erhalten und zu vermehren. Erobernd schritten sie aus den Lagunen hervor, und unterwarfen gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts die Istrischen und Dalmatischen Küstenstädte.

---

17. Kaiser Konrad II.

(1024 — 1039.)

Nach innerer Kraft und äußerm Ansehen war das Deutsche Reich bei dem Aussterben des Sächsischen Kaiserstammes das erste in Europa. Denn der Norden und Osten waren noch dunkel und barbarisch, das Griechische Kaiserthum tief gesunken, Frankreich durch vielfache Zer-

stückelung schwach. Zum Deutschen Reiche aber gehörten damals Italien und Lothringen, und ein Theil der Slavischen Länder im Osten konnte sich der Abhängigkeit von Deutschland nicht ganz entziehen. Das neue Herzogthum Kärnthen war durch die Italienischen Marken Verona und Aquileja vergrößert worden, die Otto I. weislich zu Deutschland geschlagen hatte, um sich durch diese den Paß nach Italien offen zu erhalten.

Ein solches Reich war jetzt ohne Oberhaupt. Zwietracht oder unverständiges Streben nach eigener Unabhängigkeit hätten das ganze Gebäude untergraben können; aber die Fürsten zeigten sich abermals Deutscher Männer würdig. Sie waren entschlossen, nicht nach Privatrücksicht irgend einen leicht zu lenkenden Schwächling, sondern um des Ganzen willen den Besten zu wählen. Nachdem in den Provinzen die besonderen Berathschlagungen waren gehalten worden, versammelten sich gegen den Herbst 1024 die Herzoge, Grafen, Bischöfe und übrigen Herren des ganzen Volks in der Ebene am Rhein zwischen Mainz und Worms. Dort lagerten sie sich unter freiem Himmel, die Sachsen, Slaven, Franken, Baiern und Schwaben auf der rechten, die Lothringer auf der linken Seite des vaterländischen Stromes. Die damaligen Deutschen Herzoge, wenn auch nicht alle bei der Wahl anwesend, waren: Konrad von Franken, Friedrich von Ober- und Gozilo von Niederlothringen, Bernhard von Sachsen, Heinrich von Baiern, Adalbert von Kärnthen, Ernst von Schwaben und Udalrich von Böhmen.

Noch immer wurden die Franken als das Hauptvolk des großen Deutschen Bundes geachtet. Auf sie war daher auch jetzt am meisten der Blick gerichtet. Aber außer dem Herzoge Konrad schien ein anderer Großer dieses Stammes, der gleichfalls Konrad hieß, und der Salier genannt wird, der Achtung nicht weniger würdig; auch stammten Beide von jenem Konrad, Otto's I. Tochtermann, ab. Damit sich nun diese Beiden nicht im Wege ständen, nahm der ältere, der Salier, den jüngern bei Seite, und stellte ihm vor, wie alle Wählenden sie beide allein des Thrones werth achteten, wie es ihnen als Verwandten daher zieme, diese Ehre ihres Stammes nicht durch Zwietracht zu verhindern; versprach auch, wenn man den jüngern wählte, der erste mit dem Treuschwur zu seyn, welches hierauf dieser seinerseits auch zusagte. Jetzt schritt man zu der feierlichen Handlung. Das Volk wandte sich zuerst an den Erzbischof Aribo von Mainz, als

den ersten Geistlichen des Reichs, und ersuchte ihn um seine Meinung. Dieser gab darauf laut und fröhlich seine Stimme dem ältern Konrad. Ihm fielen die anderen Erzbischöfe und Bischöfe sämmtlich bei. Jetzt war es an den weltlichen Fürsten. Da stand zuerst Herzog Konrad der jüngere auf, besprach sich mit den Lothringern, und gab sodann vor allem Volk dem ältern Vetter seine Stimme. Schnell folgten die Uebrigen, das ganze Volk stimmte ein, und freudig ward der neue König nach Mainz geführt und daselbst gekrönt.

Das allgemeine Vertrauen auf diesen wackern Mann war so groß, daß man laut rühmte, die Zeiten Karl's des Großen seyen wiedergekehrt. „Man setzt sich dem Verdacht der Schmeichelei aus, sagt sein Hauscaplan Wippo, der sein Leben beschrieben hat, wenn man erzählen will, wie großmüthig, heiter, standhaft, unerschrocken, wie leutselig gegen alle Rechtschaffenen und wie streng gegen die Bösen, wie gütig gegen die Bürger und wie schrecklich den Feinden, wie nachdrucksvoll in Geschäften und wie unermüdet zum Besten des Reichs Konrad gewesen." In der That war er in Krieg und Frieden rastlos thätig, wie Kaiser Karl. Er durchzog alle Provinzen des Reichs, um Recht zu sprechen, schützte die Ostgrenze gegen die unruhigen Polen, und jagte sie aus der Lausitz (1031). Besonders beschäftigte es ihn, die Ansprüche Deutschland's auf das Arelatische Reich geltend zu machen. Dort wurde damals Rudolf III. König genannt, denn von der Regierungsgewalt hatten ihm seine Großen wenig oder nichts übrig gelassen. Kinderlos, ernannte er seinen Neffen, den Kaiser Heinrich II., zum Erben seiner Krone, aber dieser starb früher als Rudolph. Nun war wohl Konrad's Gemahlin Gisela, die in erster Ehe dem Herzoge Ernst von Schwaben vermählt gewesen war, Rudolph's Schwestertochter, aber Graf Odo von Champagne war Sohn einer ältern Schwester, daher Konrad seine Ansprüche nicht auf diese Verwandtschaft, sondern auf die alte Oberlehnsherrlichkeit der Deutschen Könige über Burgund, die auch Arnulf geltend gemacht hatte, gründete. Rudolf widersprach, aber der starke und feste Konrad wußte seinen Ansprüchen Nachdruck zu geben; er nahm Basel mit Waffengewalt. Hierauf zog er nach dem stets unruhigen und mit sich selbst entzweiten Italien (1026), zwang die Widerspänstigen zur Unterwerfung, und ward zuerst zu Mailand von dem dortigen Erzbischof Heribert zum König von Italien, sodann in Rom (1027, 26. März) vom Papst Johann XIX. zum Kaiser gekrönt, in Gegenwart der Kö-

nige Kanut von Dänemark und England und Rudolf von Burgund. Jener hatte als Pilger die Reise nach Rom gemacht, dieser um seine friedliche Gesinnung zu bezeigen. Als nun der Kaiser, nachdem er die Ruhe Italien's gesichert, wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, sah er seinen Stiefsohn, Herzog Ernst II. von Schwaben, wie er schon früher einmal gethan, wider sich in Waffen, denn er glaubte, als Rudolf's Neffe gebühre Burgund ihm. Da ihm aber die Schwaben erklärten, daß sie ihre Pflicht gegen den Kaiser höher hielten, und daß sie, wenn er sie gegen ihn führen wollte, die Freiheit hätten, zu dem zurückzukehren, von dem sie ihm nur bedingungsweise überlassen seyen*), war er zu ohnmächtig, sein Vorhaben durchzuführen, mußte sich unterwerfen, und ward auf die Veste Giebichenstein gesandt. Nach einigen Jahren ließ ihn der Kaiser vor sich kommen und kündigte ihm seine Freiheit an; ja er wollte ihm sein Herzogthum Schwaben zurückgeben, wenn Ernst seinen ehemaligen Verbündeten, den Grafen Werner von Kiburg, der dem Kaiser fortwährend ungehorsam war, mit verfolgen helfe. Dazu mochte Ernst sich nicht entschließen, ja er achtete es nicht, als ihn der Kaiser in seinem Zorne für einen Reichsfeind erklärte, und führte lieber mit Werner von einer Burg des Schwarzwaldes herab ein Räuberleben, als daß er seinen Freund verrathen hätte. Endlich fielen Beide in einem Treffen gegen die Mannen des Kaisers (1030), nachdem sie ihr Leben theuer verkauft hatten.

Im Jahre 1032 starb König Rudolf III. Aber noch war des Streites um Burgund kein Ende. Graf Odo von Champagne erhob zweimal die Waffen, bis er in einer Schlacht besiegt ward und fiel (1037). Konrad zog im Jahre darauf selbst nach Burgund, und hielt zu Solothurn einen Reichstag, wo er den Gottesfrieden für dieses Land bestätigte. So kam das Arelatische Reich an die Deutschen Könige, deren Rechte dort aber stets gering blieben, und nach drei Jahrhunderten ging in den meisten Provinzen desselben auch der Name ihrer Herrschaft unter.

Noch ehe die Burgundischen Angelegenheiten ganz geordnet waren, hatten Unruhen in Italien den Kaiser abermals in dies Land gerufen. Zwischen den kleineren Lehnsträgern und den Freien auf der einen

*) Illuc revertemur liberaliter, unde ad vos venimus conditionaliter, lauten die merkwürdigen Worte, welche ihnen der Annalist in den Mund legt. Wippo apud Pistor. T. III. p. 474.

Seite und den Bischöfen und Capitanen auf der anderen war des Druckes wegen, welchen die Letzteren übten, eine blutige Fehde ausgebrochen. Konrad kam (1037), um Friede zu stiften, und gab eine sehr berühmt gewordene Constitution über die Lehen, zu Gunsten der kleinen Vasallen. Hier finden wir die Erblichkeit der Lehen in der männlichen Nachkommenschaft des Besitzers zuerst gesetzlich bestätiget. Auf diesem Zuge mußte der Kaiser erfahren, wie hoch die Macht der Italienischen Städte schon gestiegen war. Die Mailänder nahmen sich ihres gegen Konrad ungehorsamen Erzbischofs Heribert nachdrücklich an, und spotteten hinter ihren Mauern des kaiserlichen Heeres, welches den unternommenen Angriff bald aufgeben mußte.

Obschon Konrad die Lehnsverhältnisse in Deutschland nicht durch ein ausdrückliches Gesetz wie in Italien ordnete*), so handelte er doch hier nach denselben Grundsätzen, und nahm sich der Dienstleute überall gegen ihre Herren an, um dadurch die den königlichen Rechten so gefährliche Uebermacht der Großen zu brechen. Um das Königthum zu stärken und gegen verderbliche Schwankungen zu sichern, arbeitete er darauf hin, es erblich zu machen, und die herzogliche Gewalt in den Provinzen mit demselben zu verbinden. Schon 1026 ließ er seinem neunjährigen Prinzen Heinrich von den Fürsten die Nachfolge versichern, 1027 gab er ihm das Herzogthum Baiern, 1028 brachte er dessen förmliche Wahl und Krönung in Aachen zu Stande, und 1038 ließ er ihn auch noch zum König von Burgund krönen. Auch die Herzogthümer Schwaben und Kärnthen, welche in Konrad's letzter Regierungszeit erledigt wurden, besetzte er nicht wieder.

Der sonst so starke Konrad war, wie viele Deutsche, kränklich von seinem zweiten Zuge aus Italien zurückgekommen, und als er hierauf die Angelegenheiten Burgund's zu Ende gebracht, dann nach Ostfranken, Sachsen und Friesland gezogen war, fand er am 4. Junius 1039 zu Utrecht das Ende seines thätigen Lebens. Er ward in dem von ihm gegründeten Dom seiner Lieblingstadt Speier beigesetzt, wobei sein Sohn und Nachfolger selbst den Sarg tragen half.

*) Eichhorn Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Th. II. §. 259. Note c.

18. Kaiser Heinrich III.

(1039—1056.)

Der Sohn war seines Vaters nicht unwürdig. Schon das Aeußere zeichnete ihn aus. Er war eines Hauptes höher als andere Männer, rasch und thätig wie sein Vater, auch nicht ohne Bildung und Wissenschaft. Er stand im zwei und zwanzigsten Jahre, als er die Regierung antrat. Zu Ingelheim empfing er (1040) den Lehnseid von den Burgundischen Vasallen, sogar der Erzbischof Heribert von Mailand fand sich hier in Person ein, rechtfertigte sich über sein früheres Verfahren, und söhnte den König mit sich aus.

Schon aus den vorhergehenden Darstellungen ergibt sich die große Verschiedenheit der damaligen Herrscherweise von der jetzigen. Wenn ein Regent unserer Tage den künstlich gefugten Staat von dessen Mittelpunkt aus ruhig lenkt und regiert oder regieren läßt; so sehen wir dagegen in jenen Jahrhunderten, wo das Meiste durch unmittelbar persönliches Eingreifen bewirkt wurde, den Kaiser das weitläufige Reich häufig durchziehen, weil er überall selbst gegenwärtig seyn muß, um hier Widerspenstige zu bestrafen, dort Träge zu ermuntern, hier Streitende zu versöhnen, dort Angegriffenen beizustehen. Nicht Gesetze, nicht Beamte, nicht Heere waren die Stütze der Könige; allein ihre Festigkeit und Kraft. Nur die That bändigte die That, nur das gezückte Schwert in des Kaisers Hand hielt das Schwert der Fürsten in der Scheide, sagt ein ausgezeichneter Geschichtschreiber unserer Tage über jene Zeit. Das waren auch Heinrich's III. Thaten.

Zuerst mußte der Böhmenherzog Bretislav, Udalrich's Sohn, der Polen verheert hatte und nun die Huldigung und den gewöhnlichen Tribut verweigerte, gezüchtigt werden. Es erforderte drei Feldzüge, bis der hart Bedrängte endlich 1042 dem Kaiser zu Regensburg Treue schwur, und alle Rückstände bezahlte. Noch in demselben Jahre unternahm Heinrich einen Feldzug nach Ungern. Peter, der König dieses Landes, hatte sich durch Willkür und Ausschweifungen verhaßt gemacht, daher die Ungern einen andern Herrscher, Aba, wählten und jenen vertrieben. Peter suchte Hülfe bei Heinrich, und dieser zwang Aba erst zu Geldzahlungen und zur Abtretung des Landstrichs zwischen dem Kahlenberg und der Leitha (1043), dann, als auch Aba die Unzufriedenheit seiner Großen erregte und viele Ungern klagend

bei dem Deutschen Könige erschienen, begann dieser (1044) neuen Krieg. Da er nur mit einem kleinen Heere in Ungern eindrang, kam er in eine mißliche Lage, doch seine Entschlossenheit und die Tapferkeit der Deutschen retteten ihn, und gaben ihm über die weit stärkere Macht der Feinde einen glänzenden Sieg. Des Ueberwundenen Krone und Lanze sandte er als Siegeszeichen nach Rom. Auf der Flucht ward Aba ermordet, und Peter empfing 1045 von Heinrich's Händen zu Stuhlweißenburg, wo Beide das Pfingstfest feierten, das Königreich Ungern als ein Lehen, leistete auch nebst dem ganzen Ungerischen Adel dem Deutschen König den Eid der Treue. Bei dieser Gelegenheit wurden den Ungern auf ihr Verlangen auch die Bairischen Gesetze gegeben. Zwischen diesen Feldzügen war Heinrich in Besançon gewesen, hatte sich dort mit Agnes, der Schwester Wilhelm's V. von Poitiers, Herzogs von Aquitanien, verlobt, und dann die Vermählung zu Ingelheim gefeiert. Eine wegen der Verwandtschaft der neuen Königin mit Burgundischen Großen staatskluge Verbindung. Den Trotz der dortigen unruhigen Vasallen zu dämpfen, mußte Heinrich gleich nach dem Frieden mit Ungern wieder nach Burgund ziehen, wo er den Herzog Gottfried den Bärtigen von Oberlothringen, der sich auch Niederlothringen's bemächtigen wollte, zur Unterwerfung zwang.

Hierauf trat Heinrich III. auch seinen Römerzug an (1046). Er entledigte sich desselben mit aller Würde eines mächtigen Reichsvorstehers. Der Kampf der Parteien in Rom hatte damals drei Päpste zugleich erhoben. Heinrich berief eine Kirchenversammlung nach Sutri, auf welcher zwei derselben abgesetzt wurden und der dritte freiwillig entsagte. Dann verfügte sich der König mit allen geistlichen und weltlichen Fürsten nach Rom, wo er, von Geistlichkeit, Adel und Volk aufgefordert, einen würdigen Papst zu ernennen, den Bischof Suidger von Bamberg, einen gebornen Sachsen, wählte, der den Namen Clemens II. annahm. Am folgenden Weihnachtsfeste (25. Dec. 1046) ward zu gleicher Zeit der neue Papst geweihet, und Heinrich III. nebst seiner Gemahlin Agnes von ihm mit der Kaiserkrone gekrönt.

Als er nach Deutschland zurückkehrte, nahmen ihn abermals Händel in Ungern in Anspruch. Dort war Peter, der sich aufs neue verhaßt gemacht hatte, gefangen und geblendet worden, und ein anderer König, Andreas, an seine Stelle gesetzt. Unruhen in Lothringen vermochten Heinrich, diese Angelegenheiten noch ruhen zu lassen. Nach einigen Jahren überzog er Andreas mit Krieg, und dieser versprach im

Frieden zwar die Anerkennung der Deutschen Oberhoheit, brach ihn aber sehr bald, und Ungern's Abhängigkeit von Deutschland endete nach kurzer Dauer. Dazwischen wurden Gottfried der Bärtige und einige Niederländische Grafen, die sich empört hatten, gedemüthiget, Gottfried seines Herzogthums beraubt. Dieser ging hierauf ohne des Kaisers Vorwissen nach Italien, heirathete dort die Wittwe des Markgrafen Bonifacius von Toscana und erwarb durch deren Besitzungen große Macht. Dadurch und wegen der Ausbreitung der Normannen in Unteritalien (s. den nächsten Abschn.) wurde der Kaiser besorgt, und zog im Jahre 1055 zum zweiten Male über die Alpen. Gottfried blieb unangetastet, aber seine Gemahlin und deren Tochter, die nachmals so berühmt gewordene Mathilde, nahm Heinrich mit sich nach Deutschland. Noch vor diesem Zuge hatte er seinen jungen Sohn Heinrich von den Fürsten zum Nachfolger wählen, und dann zu Aachen feierlich weihen lassen.

Gegen den Französischen König Heinrich I. nahm der Kaiser sich mit Würde und Festigkeit. Dieser erkühnte sich bei einer Zusammenkunft (1056), Lothringen zurückzufordern, das, wie er behauptete, des Kaisers Vorfahren mit List an sich gebracht. Statt alles Wortstreits erbot sich Heinrich III., auf der Stelle die Sache durch einen Zweikampf auszumachen, worüber der König von Frankreich so erschrak, daß er schon in der nächsten Nacht sich in aller Stille entfernte.

Im Innern verfolgte Heinrich den Entwurf seines Vaters, die Herzoge abzuschaffen oder, wo dies nicht anging, zu beschränken. Denn die einzelnen Völkerschaften müssen der gänzlichen Verbindung der herzoglichen Gewalt mit der Krone widerstrebt haben, da Heinrich Baiern, Schwaben und Kärnthen nach und nach wieder vergab. Doch als er den Herzog Konrad von Baiern Ungehorsams wegen entsetzte (1053), gab er das Herzogthum seinem zweijährigen zweiten Sohne Konrad, und nach dessen Tode gar seiner Gemahlin Agnes, so daß er hier nur dem Namen nach nicht Herzog war. In Franken besaß er diese Gewalt ohnehin, und in Sachsen, wo das Volk ihm als einem Franken abgeneigt war, beschränkte und beobachtete er den Herzog durch häufige persönliche Gegenwart, vorzüglich in Goslar, welche Stadt er mit vielen neuen Gebäuden und einem Palaste schmückte.

Auch in Beziehung auf die Kirche verfuhr er mit größerer Planmäßigkeit als seine Vorgänger. Nach dem Tode des von ihm ernannten Clemens II., der schon 1047 starb, besetzte er noch drei Mal, und

jedesmal mit trefflichen und würdigen Deutschen, den päpstlichen Thron. Zum Nachfolger des Clemens machte er den Bischof Poppo von Brixen (Damasus II.); nach dessen sehr schnellem Tode (1048) wählte er den Bischof Bruno von Tull (Leo IV.), und dann (1054) den Bischof Gebhard von Eichstädt (Victor II.).

Es ist gewiß, daß ein Mann von Heinrich's III. Geist und Feuer in einer längeren Regierung die Verfassung des Reichs betrachtlich verändert und der königlichen Gewalt ganz andere Grundlagen gegeben haben würde, allein eine solche Laufbahn war seiner Thätigkeit nicht bestimmt. Er starb schon im neun und dreißigsten Lebensjahre (5. Oct. 1056) auf der Pfalz zu Botfeld am Harze, wohin er sich zur Jagd begeben hatte. Sein Leichnam ward in die väterliche Gruft nach Speier gebracht. Wie sich in seinem ganzen Leben das männlich starke Treiben und die gewaltige Kraft des Jahrhunderts ausspricht, so fehlte ihm doch auch im Gegensatz zu diesen, der mildere Zug religiöser Demuth nicht, welcher das Bild jener Periode erst vollständig macht. Er, der Päpste ab- und einsetzte, Fürsten züchtigte und Völker bezwang, schmückte nie an Festtagen sein Haupt mit der Krone, ohne zuvor gebeichtet und nach der Sitte der Zeit schmerzliche Geißelhiebe als Buße gelitten zu haben. So gehorsam fügten sich die Mächtigsten der Erde den Vorschriften der Religion, und sie, welche der Gesetze leicht hätten spotten können, erkannten hier eine höhere Gewalt, vor der sie sich willig beugten.

---

19. Gründung der Normannenherrschaft in Unteritalien.

Ehe wir in der Deutschen Geschichte fortfahren, müssen wir eines höchst folgenreichen Ereignisses erwähnen, welches um diese Zeit die Lage Unteritalien's völlig veränderte. Jene nach Frankreich verpflanzten Normannen verloren auch in ihrer neuen Heimath die Lust an Wanderungen und Abenteuern nicht, die sie aus ihrem rauhen Norden getrieben hatte; immer weiter lockte sie der Süden mit seiner reichen Natur, seinen Schätzen und den Resten seiner alterthümlichen Pracht. Die Zerrissenheit Unteritalien's zwischen Griechen und Longobarden, welche schon mit dem Einbruche der Letzteren im fünften Jahrhundert begonnen hatte, dauerte im Anfange des elften noch fort; ja die Verwickelung der Verhältnisse war gestiegen, weil die Deutschen Kaiser ihre Ansprüche

auf Oberherrschaft geltend machten, und daneben noch die Araber ihr Wesen trieben. Da erschienen die Normannen. Ein edler Longobarde zu Bari, Melo, der schon unter Otto II. den Plan gefaßt hatte, das Griechische Joch abzuschütteln, lockte späterhin einige Pilgrime jenes Volkes an sich, welche zu einem berühmten Gnadenorte des heiligen Michael auf dem Berge Gargano um anzubeten gekommen waren (1016). Diese zogen in kurzer Zeit mehrere ihrer Landsleute nach Italien, welche sich zuerst als Söldner wider die Griechen gebrauchen ließen, nachher aber bald an eigene Niederlassungen in diesem schönen Lande dachten. Sie erhielten dazu von dem Herzoge Sergius von Neapel, dem sie gegen den Fürsten von Capua Hülfe geleistet hatten, ein kleines Gebiet zum Geschenk, auf dem sie 1029 die Stadt Aversa erbauten. Ihr Anführer Rainulf erkannte Kaiser Konrad II. als seinen Lehnsherrn an, und erhielt dafür zuerst den Titel eines Grafen von Aversa.

Ein solcher Anfang zog immer mehr Landsleute aus der Normandie herbei. Das Heldengeschlecht, welches bald an die Spitze Aller trat, waren die Söhne des Grafen Tancred von Hauteville, deren nach und nach zehn herüber kamen. Auch diese dienten zuerst noch als Söldner Jedem, der sie miethete. Aber als auf einem Zuge gegen die Araber in Sicilien, wo sie den Griechen halfen und Wunder der Tapferkeit thaten, die arglistigen Griechen sie um ihren Antheil an der Beute betrogen, beschlossen sie, sich selbst bezahlt zu machen. Sie eroberten 1040 Melfi, welches sie zu ihrer Hauptstadt bestimmten, und von da ganz Apulien; dessen erster Graf ward Wilhelm von Hauteville, genannt Eisenarm. Ihm folgten nach einander seine Brüder Drogo und Humfried, schon vom Kaiser Heinrich III. in dieser Würde anerkannt.

Die neuen Ansiedler, welche nicht bloß mit dem Schwerte tapfer drein zu schlagen verstanden, sondern wo es galt, ihren Vortheil auch mit List und Schlauheit verfolgten, wurden von den benachbarten Fürsten natürlich mit Eifersucht und Mißtrauen angesehen; Papst Leo IV. stellte sich sogar in eigener Person an die Spitze eines Heeres, und gebot ihnen, das Land zu verlassen. Sie ehrten seine Würde, boten Frieden an, und wollten seine Vasallen werden. Der Papst, der des Sieges gewiß zu seyn glaubte, verwarf den Antrag, den er bald darauf doch genehmigen mußte, denn als es bei Civitella zum Treffen kam (1053), ward sein Heer geschlagen und er selbst gefangen. Die Normannen indeß, deren Vortheil hier mit ihrer Frömmigkeit Hand in Hand ging, sahen in dem Besiegten nur den Statthalter Christi, war-

fen sich vor ihm nieder, und ließen sich von ihm mit allem Eroberten sowol als auch mit Allem, was sie in Unteritalien und Sicilien noch erobern würden, belehnen.

Als Humfried gestorben war, folgte ihm Robert Guiscard, der berühmteste der Hautevilleschen Söhne, ein Mann von herrlicher Gestalt, in hohem Grade tapfer, beredt, schlau und ehrgeizig. Er erweiterte die Eroberungen, und Papst Nicolaus II. verband diesen nützlichen Vasallen, den man vielleicht einmal gegen die Uebermacht des Kaisers brauchen konnte, dadurch noch näher mit dem päpstlichen Stuhle, daß er ihn zum Herzoge von Apulien und Calabrien ernannte. Robert's Bruder Roger griff die Saracenen in Sicilien an, und machte sich durch eine Reihe von Siegen (1060—1090) zum Herrn dieser Insel, die er unter dem Namen eines Großgrafen beherrschte. Unter den Eroberungen Robert's verdienen Salerno und Amalfi Erwähnung. Das erstere war der Sitz der berühmtesten medicinischen Schule jener Zeiten; Amalfi's Ruhm und Reichthum entsprang aus seinem weitverbreiteten Handelsverkehr. Nur Capua und Neapel, wo schon seit langer Zeit nur noch der Schein einer oströmischen Oberhoheit existirte, behielten noch bis in das folgende Jahrhundert ihre eigenen Fürsten, und Benevent eigneten sich die Päpste zu.

Robert's Ansehen war so hoch gestiegen, daß der Griechische Kaiser Michael Parapinaces (oben S. 190.) seinen Sohn Constantin einer Tochter des Normannenherzogs verlobte. Der Sturz jenes Kaisers war für Robert ein willkommener Vorwand, die Nachfolger desselben zu bekriegen; seinem kühnen stets vorwärts strebenden Geiste schien es kein zu gewagtes Unternehmen, die Hand nach dem Griechischen Reiche auszustrecken. Er landete in Illyrien, belagerte Dyrrhachium, schlug den Kaiser Alexius I., der zum Entsatze herbeikam (1081, 18. Oct.), nahm die Stadt und drang tiefer in das Reich ein. Schon zitterte Constantinopel, als Empörungen in Italien und die weiter unten zu erzählende Gefahr Gregor's VII., der um Hülfe bat, ihn mitten in seinem Siegerlaufe zurückriefen. Im Herbst 1084 machte er sich zum zweiten Mal nach Griechenland auf, noch immer voll von großen Eroberungsplänen; aber hier war ihm sein Ziel gesetzt, am 17. Julius 1085 erlag er einer pestartigen Krankheit. Uebereilt und furchtsam gingen die Normannen nach Italien zurück; ein größeres Glück hätten die Byzantiner kaum erfahren können. In der herzoglichen Würde folgte dem

Um die Großen nicht zu sehr gegen sich aufzubringen, suchte Adalbert zwar Einzelne durch reiche Güter, die er den Stiftern und Abteien nahm, zu befriedigen, aber von jedem Einflusse auf die Person des Königs trachtete er sie fern zu halten. Besonders waren die Sachsen dem Erzbischofe verhaßt, da er oft Zwecke verfolgte, welche dem Vortheil der Sächsischen Fürsten entgegen waren, und von diesen wiederum vielfach beleidigt und beeinträchtigt ward. Daher versäumte er nichts, um diese Abneigung auf den jungen Fürsten zu übertragen. Schon im Jahre 1065 erklärte er ihn für mündig, aber nur, um Hanno's und jedes Andern Antheil an der vormundschaftlichen Regierung aufzuheben, während sein Einfluß derselbe blieb. Die Sachsen, die wegen des fast beständigen Aufenthalts des Königs in ihrem Lande theils viele unmittelbare Last und Kosten hatten, theils auch darin die Absicht fürchteten, ihre Rechte zu untergraben und zu zerstören, wurden aufgebracht und schwierig. Sie verweigerten sogar dem königlichen Hofe die schuldigen Lieferungen, so daß der König seine täglichen Bedürfnisse mit baarem Gelde erkaufen mußte. Aber Adalbert trotzte dennoch den Sachsen, bis er endlich durch einen heftigeren Angriff verdrängt wurde. Die vornehmsten Reichsfürsten nämlich, schon längst eifersüchtig auf Adalbert's Allgewalt, Hanno wiederum an der Spitze, erklärten auf einer eigenmächtig gehaltenen Versammlung zu Tribur (1066), daß sie einen andern König wählen würden, wenn Heinrich nicht sogleich den Adalbert von sich entfernte. Der Erzbischof selbst mußte der Gewalt nachgeben, und empfand die Ausbrüche des allgemeinen Hasses gegen sich so bitter, daß er sich kaum auf einem entlegenen Hofe davor verbergen konnte, während die Sachsenfürsten sich in seine Besitzthümer theilten.

Die Reichsverwaltung kam nun wieder in die Hände des Erzbischofs von Köln, mit dem sie der von Mainz theilte, aber sie vermochten weder des Reiches Ansehen gegen die damals heftig aufrührerischen Slaven*) zu behaupten, noch den jungen König zu einer bessern Lebensweise zurückzuführen. Adalbert's Ansichten hatten zu tief in seiner

*) Ein Obotritischer Fürst, Gottschalk, Gemahl einer Dänischen Prinzessin, hatte zu den Zeiten Heinrich's III. alle Wendische Stämme zwischen der Bille und Peene unter seine Herrschaft vereinigt, doch als Vasall des Deutschen Reichs. Dem Christenthume war er eifrig ergeben, und für die Ausbreitung desselben unter den Seinen höchlich bemüht. Da erhoben sich die Heidnischgesinnten, erschlugen Gottschalk (1066), durchtobten das Land mit Aufruhr und Verheerung, zerstörten Hamburg, und wütheten gegen die Christen, besonders gegen die Priester, mit ausgesuchter Grausamkeit.

Seele gewurzelt, und seine Rathgeber, die er nicht aus den größeren Reichsfürsten wählte, sondern aus Menschen geringerer Abkunft, bestärkten ihn darin. Sachsen, wo die königliche Macht unter allen Deutschen Ländern am schwächsten, die herzogliche Gewalt, im hundertjährigen Besitz Einer Familie, der Billungen, am größten war, wollte er besonders zügeln. Dort legte er daher überall Burgen an, und besetzte sie mit seinen Dienstleuten. Umgeben von einem üppigen Hoflager, überließ er sich allen sinnlichen Lüsten. Wider seine Neigung war er von Hanno zur Heirath mit einer Tochter des Markgrafen Otto von Susa genöthiget worden, wünschte aber, von dieser Gemahlin getrennt zu werden. Weil er dabei Widerstand fürchtete, suchte er die Stimme des mächtigen Erzbischofs von Mainz zu gewinnen, indem er ihm versprach, ihm dafür den Zehnten von den bis jetzt davon befreieten Thüringern zu verschaffen. Der habsüchtige Erzbischof nahm sich nun auch der Sache an, als aber Papst und Fürsten den König beschworen, die ärgerliche und unziemende Scheidungsangelegenheit aufzugeben, fügte sich Heinrich ihrem Willen, und gewann in der Folge Liebe für die Königin. Doch hatte er dabei die Gemüther der Thüringer wider sich empört, welche sich dem Ansinnen des Mainzer Erzbischofs sogar mit Gewalt widersetzten.

Indeß war Erzbischof Adalbert wieder bei Hofe erschienen, und im Rathe des Königs auch sogleich wieder der Erste geworden. Sein alter Haß gegen die Sachsen war durch Rachsucht für die erlittene schmähliche Behandlung aufs höchste gestiegen, und zur Befriedigung desselben reizte er den König mehr als je wider dieses Volk. Da geschah es, daß ein Mann Namens Egino auftrat, und klagte, Herzog Otto von Baiern habe ihn zur Ermordung des Königs dingen wollen (1070). Viele Fürsten meinten zwar, der Herzog dürfe sich mit dem übelberüchtigten Gegner nicht ritterlich schlagen, Otto aber erbot sich dennoch zum Zweikampf. Er forderte zu diesem Zwecke vom Könige sichres Geleit nach Goslar; doch dieser schlug das billige Begehren mit sehr harten Worten ab, ließ, als Otto nun nicht erschien, dessen Güter furchtbar verheeren, und gab das Herzogthum Baiern Otto's Schwiegersohne Welf IV., worauf dieser seine Gemahlin ihrem Vater wieder zurückschickte *). Otto versuchte zwar Widerstand, ergab sich aber bald

*) Welf war der Sohn des Markgrafen Azzo von Este. Mütterlicher Seits stammte er von dem Deutschen Geschlecht seines Namens. Der Ursprung dieser Familie wird weit hinaufgeleitet, man nennt Eticho und Wulf, Heerführer der Scyren, welche einst in Panno-

dem Könige mit seinem Bundesgenossen Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf von Sachsen. Nicht lange nach diesen Begebenheiten starb Erzbischof Adalbert (1072), und Hanno übernahm die Reichsverwaltung auf des Königs Begehren zwar wieder, aber nur auf kurze Zeit, da seine Grundsätze mit denen des Herrschers in einem zu auffallenden Widerspruch standen. Es war eine Zeit großer Ungerechtigkeit und furchtbaren Druckes, alle gesetzliche Ordnung schien aufgelös't, und die Unzufriedenheit wurde allgemein. Otto von Nordheim war seiner Haft zwar entlassen, aber mit tiefer Erbitterung im Herzen, und Heinrich hatte sich hier einen höchst gefährlichen Feind gemacht; denn Otto, ein trefflicher Feldherr, tapfer, kühn und schlau, hegte unbezähmbare Herrschsucht, und scheute kein Mittel, welches zu diesem Ziele führte.

Heinrich regierte nun allein, ganz der frühern Weise und den Grundsätzen Adalbert's gemäß. Von den Burgen in Sachsen aus durchstreiften seine Mannen das Land trieben die Heerden weg, erpreßten schwere Steuern, schändeten Weiber und Töchter der Landleute, und zwangen die freien Männer zur Frohne bei dem Schlösserbau. Auch verweigerte der König den Sachsen die Freiheit des gefangenen Magnus, den sie, da sein Vater indeß gestorben war, zu ihrem Herzog setzen wollten. Dies steigerte die Gährung des Volkes endlich aufs höchste, und als der König ein allgemeines Aufgebot ergehen ließ zu einem Zuge gegen die Polen, so fürchteten sie, daß unter jenem Vorwande der letzte Schlag gegen sie ausgeführt werden sollte, und traten auf der Stelle in ein Sicherheitsbündniß zusammen (1073).

Es war eine ansehnliche Verbindung. Sie bestand aus den vornehmsten Sächsischen Grafen und Bischöfen; an ihrer Spitze war der tapfere Otto von Nordheim. Zuerst wurden Gesandte an den König abgeordnet, die von ihm verlangten, daß er seine Burgen niederreißen

---

nien gegen die Ostgothen stritten, als ihre Ahnherren. Historisch beglaubigter Stammvater ist Graf Welf zu Altorf in der Nähe des spätern Ravensburg, im Allgau. Seine Tochter Judith war die Gemahlin Ludwig des Frommen (oben S. 193.). Dann tritt zuerst wieder ein Welf, von den Historikern der zweite genannt, im eilften Jahrhundert hervor. Bei dem Streite Kaiser Konrad's mit Ernst von Schwaben stand er auf der Seite des Letzteren. Welf III. gab Kaiser Heinrich III. das Herzogthum Kärnthen (oben S. 258.). Als dieser kinderlos starb (1055) war nur seiner Schwester und Azzo von Este's Sohn, Welf IV., übrig, um das Geschlecht fortzupflanzen. Nach Eichhorn (Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen) stammten auch die Markgrafen von Este von einem Welfischen Ahnherren, indem er den Bonifacius, welchen Karl zum Grafen von Lucca machte, dessen Nachkommen jene waren, für einen Sprößling des Deutschen Hauses der Welfen nimmt.

lasse, sein Hoflager nicht beständig in Sachsen halte, zu seinen Rathgebern nicht schlechte Leute, sondern die Reichsfürsten nehme, seine würdige Gemahlin edler als bisher behandele, und seine Kebsweiber abschaffe. Widrigenfalls seyen ihre Maßregeln beschlossen. Heinrich stutzte, als die Gesandtschaft ihn in Goslar, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, antraf; doch erinnerten ihn die Hofleute, seine Würde zu zeigen. Er wies demnach die Boten mit leichten Worten und verächtlich ab. Allein ehe er sich dessen versah, rückte ein Heer von 60,000 Sachsen auf Goslar an. Bestürzt floh er nach seinem festesten Bergschlosse, der Harzburg; die Sachsen folgten dahin. Auch hier konnte er sich, weil seine Mannschaft zu gering war, nicht halten und nach einigen Tagen vergeblicher Unterhandlungen entkam er mit wenigen Dienern durch dicke Wälder und Bergschluchten nach Eschwege in Hessen. So weit setzten ihm die Sachsen nicht nach, sie eilten lieber zu dem wichtigern Werke, die Schlösser am Harze zu brechen, und drohten, alle Besatzungen derselben niederzumachen, wenn Magnus nicht in Freiheit gesetzt werde. Hierin mußte er nun wol nachgeben, aber er that es mit Kummer und Zorn im Herzen. Die Sachsen hatten indeß Verbündete an den Thüringern gefunden, welche sich zur Abtragung des Zehnten endlich verstanden hatten, und beim Eintreiben desselben nicht minder gemißhandelt worden waren, als Jene. Heinrich forderte die übrigen Fürsten zum Kriege gegen die Empörer auf, aber die Meisten zeigten deutlich die Absicht, sich mit diesen und nicht mit ihm zu vereinigen. Auch wurde schon eine Zusammenkunft in Mainz zur Wahl eines andern Königs verabredet.

Auf diese Nachricht eilte der König, der sich nach Baiern begeben, aber auch dort nur feindselige Gesinnung gefunden hatte, an den Rhein, und hier bot sich ihm eine unerwartete Unterstützung dar. Denn als er sich der Stadt Worms näherte, zogen ihm die Bürger gewaffnet entgegen, um ihm die große Zahl ihrer streitbaren Jugend zu zeigen, die bereit war, für ihn in den Kampf zu ziehen. Ja sie erboten sich, die Kriegskosten zu tragen. Da die Fürsten sahen, wie der König Herr der mächtigen, wohlbefestigten Stadt sey, scheuten sie seine Nähe, und nur Wenige wagten es, sich zu Mainz einzufinden. Indeß mochte Heinrich die Wormser Hülfe doch nicht stark genug glauben, um an ihrer Spitze einen Kampf gegen den Deutschen Lehnsadel zu beginnen, denn statt sich ihrer zu bedienen, versuchte er es, die Fürsten auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Oppenheim sogar durch demüthige Bitten zu gewin-

nen, erhielt aber harte Vorwürfe zur Antwort. Dann sandte er nochmals zu Geistlichen und Weltlichen, einen Heereszug gegen die Sachsen zu Stande zu bringen, welche die Berennung seiner Burgen fortsetzten, aber nur Wenige fanden sich ein. So sah er sich denn, wie schwere Ueberwindung es ihm auch kostete, genöthigt, unter den bisher verweigerten Bedingungen mit den Aufrührern Friede zu machen, und zu versprechen, künftig nicht mehr ausschließlich in Sachsen zu wohnen, seine dort und in Thüringen gelegenen Festen zu zerstören, und Allen den ihnen unrechtmäßig entzogenen Besitz, besonders dem Otto das Herzogthum Baiern, zurückzustellen (1074). Gleich darauf mußten auch die Befehle zur Zerstörung der Schlösser gegeben werden. Doch sollten in der vom Könige besonders geliebten Harzburg nur die Befestigungen geschleift, die innern Gebäude, weil hier Kloster und Kirche standen, geschont werden. Aber der lang zurückgehaltene Grimm der Sachsen war so groß, daß sie die Kirche plünderten und in Brand steckten, ja selbst Gebeine dort bestatteter Angehörigen Heinrich's gleich wilden Barbaren umherstreuten. Diese Unthat, obschon von den Sächsischen Großen laut gemißbilligt, verdarb viel, und wurde von Heinrich benutzt, sich die übrigen Deutschen Fürsten wieder zu Freunden zu machen. Er vermochte sie durch große Versprechungen, ihm gegen die Sachsen Beistand anzugeloben. Rudolf von Schwaben, der schon im Stillen gehofft hatte, die Krone zu erwerben, zürnte den Sachsen, weil sie ohne ihn Friede geschlossen, Welf von Baiern hatte Ursach für sein Herzogthum zu streiten. So kam denn ein sehr ansehnliches Heer zusammen, ein Theil der Sachsen ward von Heinrich gewonnen, und so tapfer die Uebrigen in der Schlacht bei Hohenburg an der Unstrut (13. Junius 1075) auch fochten, so mußten sie doch das Schlachtfeld zuletzt den Königlichen überlassen, die indeß ihren Sieg an diesem höchst blutigen Tage mit dem Verlust vieler Edlen erkauften.

Heinrich hatte auf den Herbst eine neue Heerfahrt anberaumt, allein mehre Fürsten bereuten schon, ihn wieder erhoben zu haben. Daher erschienen Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen nicht, wol aber die beiden Lothringischen Herzoge, und besonders Gozelo der Bucklige von Niederlothringen, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit *), mit starker Macht. Endlich wurden die Sächsischen Häupter von königlichen Unterhändlern durch die Betheu-

*) Es war ein Sohn Gottfried's des Bärtigen, der unter dieser Regierung Niederlothringen erhalten hatte, und 1069 gestorben war.

rung, daß ihnen nicht das Geringste widerfahren solle, vermocht, die Waffen niederzulegen, und friedebittend in Person vor dem König zu erscheinen. Ob die Gesandten des Königs nicht ihre Vollmacht überschritten hatten, ist ungewiß, genug die Fürsten und Bischöfe der Sachsen sahen sich schrecklich getäuscht. Bis auf den einzigen Otto von Nordheim, den er bald wieder frei ließ, behielt sie der zornmüthige Heinrich Alle gefangen, ließ sie im ganzen Reiche vertheilen, gab Anderen ihre Lehen, und stellte seine Festen im Sachsenlande wieder her.

Die Folgen dieser raschen That waren über alle Erwartung unselig. Doch ehe wir diese betrachten können, müssen wir einen Blick zurückwerfen, um die in diesem Zeitraum geschehenen Fortschritte derjenigen Gewalt zu übersehen, welche schon seit langer Zeit im Stillen der kaiserlichen entgegengekämpft hatte, und jetzt mit großer Kraft in diese Zerwürfnisse eingriff.

---

21. Wachsthum der päpstlichen Macht seit Karl dem Großen.

Nachdem die Päpste sich schon im achten Jahrhundert der Byzantinischen Oberhoheit entzogen hatten, dann durch den Beistand und die Macht der Franken der von den Longobarden drohenden Gefahr glücklich entgangen waren, trat ihnen in dem wiedererstandenen abendländischen Kaiser, ein Herrscher zur Seite, der zwar zuerst als Beschützer geliebt, dann noch eine Zeit lang als Uebermächtiger geehrt, in der Folge aber, bei mehrerer Sicherheit und steigendem Selbstgefühl, als Beeinträchtiger gehaßt ward. Wir haben schon oben (S. 171.) angedeutet, wie der Gedanke einer vollkommnen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Kirche und des Papstes von der weltlichen Fürstenmacht entstand. Von der Zeit an werden wir beide Mächte in fortwährendem Kampfe sehen; aber doch, bei der Religiosität der Zeiten, die weltliche nie bemüht, die geistliche gänzlich zu beherrschen, während die Päpste bei zunehmender Gewalt und im Bewußtseyn der höchsten Berechtigung der von ihnen vertretenen Ideen im Laufe der Jahrhunderte keinen geringern Plan entwickelten, als den, die Kaiser und überhaupt jede Macht der Erde der ihrigen, welche keine andere als die des Christenthums selbst seyn sollte, völlig zu unterwerfen. Sie setzten dies schwierige Werk mit eben der Einheit des Plans und eben der Beharrlichkeit fort, wie die Consuln und der Senat desselben

Rom's einst das ihrige, und wenn sie dann auch zuweilen dem Drucke der weltlichen Macht zu erliegen schienen, so erstand doch bald wieder ein Herrschergeist, der die Arme des Kreuzes hoch über die Schwertersspitzen emporhob.

Ein sehr wirksames Mittel, ihr Ansehen besonders im Inneren der Kirche zu erhöhen, bot den Päpsten eine im neunten Jahrhundert plötzlich ans Licht tretende verfälschte Sammlung von ältern Kirchengesetzen dar. Unter den Sammlungen der Concilienbeschlüsse und Entscheidungsbriefe (Decretalen) der Römischen Bischöfe war besonders eine im häufigen Gebrauch, welche dem heiligen Isidorus, einem verehrten Spanischen Bischofe, zugeschrieben ward. Diese Sammlung war es, die jetzt in einer ganz neuen Gestalt erschien. Sie enthielt viele Stücke aus der echten Spanischen Sammlung, allein theils abgekürzt, theils mit Zusätzen vermehrt, und außerdem noch eine Menge Urkunden, die vorher nie bekannt gewesen waren, zu welchen sechzig Briefe unter dem Namen der ältesten Römischen Bischöfe gehören. Die Pseudo-Isidorischen Decretalen (so nennt man diese untergeschobenen Schriften gewöhnlich) betrachten den Papst als den Bischof der allgemeinen Kirche, geben ihm das ausschließende Richteramt über alle Bischöfe, bestimmen, daß in allen Sachen an ihn appellirt werden, daß er allein Concilien berufen und ihre Schlüsse bestätigen könne, und daß diese Autorität der Römischen Kirche unmittelbar von Christo stamme. Ein Laie solle nur unter ganz besonderen Umständen Klage gegen einen Bischof vorbringen können, und wenn die weltliche Macht über Bischöfe ein Urtheil fälle, so sey dies ein frecher Eingriff in die Majestätsrechte Gottes. Aus vielen dieser angeblichen Kirchengesetze geht deutlich hervor, daß die Absicht ihres Verfassers nicht sowol unmittelbar auf die Erhöhung der Papstmacht, als auf Unterdrückung der Metropoliten ging, deren Rechte über die Bischöfe aufgelös't werden sollten; er that aber ohne seinen Willen noch weit mehr, indem er den Päpsten einen Freibrief für die unbeschränktesten Ansprüche in die Hände gab. Es läßt sich ziemlich sicher bestimmen, daß die Abfassung der falschen Decretalen, von wem sie auch immer herrühren möge, zwischen 829 und 836 fällt. Einer großen Kunst zu täuschen hat sich der Verfasser nicht bedient; die von ihm erfundenen Urkunden tragen die handgreiflichsten Zeichen der Unechtheit, indem die Päpste der frühsten Jahrhunderte Stellen aus Schriften anführen, die erst im siebenten geschrieben worden sind. Der erste Papst, der sich auf die

falschen Decretalen berief, war Nicolaus I. (858—867), und als die Erzbischöfe einwarfen, daß sie in ihren Sammlungen von solchen Verordnungen nichts hätten, erwiederte dies der Papst bloß mit der Gegenfrage: ob denn nichts echt sey, als was sich in ihrem Codex befände. Die Echtheit jener Actenstücke aus inneren Gründen zu bezweifeln, fiel damals Niemanden ein; kritische Untersuchungen historischer Gegenstände lagen der Geistesrichtung des Mittelalters fern. Konnten auch nicht alle Ansprüche des falschen Isidor durchgesetzt werden, so bekam doch das Meiste nach und nach Gültigkeit, welches schwerlich möglich gewesen wäre, wenn die Richtung des Zeitgeistes nicht der Täuschung den Weg gebahnt, wenn ihm der allgemein verbreitete Glaube an die hohe, von Gott selbst verordnete und eingesetzte Gewalt der Päpste nicht vorangegangen wäre.

Mit diesem Nicolaus I., demselben, den wir schon als Bekämpfer des Patriarchen Photius kennen gelernt haben (oben S. 190.), beginnt daher auch eine neue Epoche in der Geschichte des Papstthums. Günstigere Umstände konnte es für dasselbe nicht geben als die damaligen. Die zwieträchtigen Nachfolger Karl's des Großen riefen den Römischen Bischof zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten auf, und es ist daher gar nicht Anmaßung zu nennen, wenn er sich die Machtvollkommenheit, eine solche Entscheidung zu geben, beilegte; es ist vielmehr natürlich, daß die Idee eines obersten Richteramtes über die weltlichen Händel im Sinne des Christenthums, sich dadurch immer tiefer in den reicher begabten und frommer gesinnten Päpsten ausbildete und befestigte. Das Bestreben, den Frieden zu bringen an die Stelle des Streits, und mit dem Versöhnungsrufe den wilden Hader zu stillen, hatte daran mindestens eben so vielen Antheil, als die Absicht, ihre eigene Macht zu erhöhen; und sollte ihr Spruch nicht im Winde verhallen, so mußten auch Mittel zur Hand seyn, demselben Kraft und Wirksamkeit zu geben. Die Kämpfe, welche Nicolaus I. für die Behauptung der päpstlichen Obergewalt durchfocht, waren zugleich Kämpfe für sittliche Ordnung und Recht. Vorzüglich ist sein Verfahren gegen einen Fürsten merkwürdig, der beiden Hohn sprechen zu können glaubte.

König Lothar II. von Lothringen (S. 199.) wünschte von seiner Gemahlin Theutberge geschieden zu seyn, um ein lasterhaftes Weib, Waldrade, mit welchem er einen unerlaubten Umgang pflegte, heirathen zu können. Zu diesem Zwecke dichtete er der Theutberge ein abscheuliches Verbrechen an, und nachdem sie sich durch ein Gottesurtheil

von der Anklage gereinigt hatte, ließ sich der König von seiner strafbaren Leidenschaft noch weiter hinreißen. Er erklärte das Gottesurtheil für einen Betrug, und zwang seiner Gemahlin durch harte Mißhandlungen ein Geständniß ab. Im ganzen Lande war man aber von der Unschuld der Verfolgten überzeugt, und ein allgemeiner Schrei des Unwillens wurde laut; doch die Bischöfe, die Erzbischöfe von Trier und Köln an der Spitze, wagten es nicht, ihrem Landesherrn zuwider zu seyn. Dazu kam, daß Waldrade eine Verwandte des Erzbischofs Günther von Köln war. Daher erklärten zwei zu Aachen gehaltene Synoden die Trennung für rechtmäßig, und mit ihrer Zustimmung ließ Lothar Waldraden als Königin verkünden (862). Theutberge, die zu Karl dem Kahlen geflohen war, bat jetzt den Papst um Hülfe, ja auch Lothar wandte sich an diesen, um seine höhere Bestätigung zu erhalten. Nicolaus ordnete zur nochmaligen Untersuchung der Sache eine Kirchenversammlung zu Metz an, und sandte zwei Legaten dahin, aber Lothar wußte diese zu bestechen, die Beschlüsse der früheren Synoden wurden für gültig erklärt, und jene beiden Erzbischöfe reis'ten selbst nach Rom, die Bestätigung des Papstes einzuholen. Wäre es nun Nicolaus auf nichts angekommen, als seine oberrichterliche Gewalt geehrt zu sehen, so hätte er mit dieser glänzenden Anerkennung derselben vollkommen befriedigt seyn können*). Aber edlere Beweggründe bestimmten sein Verfahren. Er verdammte auf einer Römischen Synode die von Metz, ja er entsetzte die beiden Erzbischöfe ihrer Aemter, ein Schritt, den noch kein Papst gewagt hatte. Dabei achtete er weder auf die Protestation der Erzbischöfe, daß er kein Recht habe, sie, die seine Mitbischöfe wären, wie die ihm unterworfenen Kleriker zu behandeln, noch auf das Kriegsheer, an dessen Spitze Kaiser Ludwig II., von den Erzbischöfen aufgefordert, in Rom erschien. Der Kaiser, dessen Gewissen erwachte, kehrte schon nach zwei Tagen wieder um, und Lothar mußte bei den fortwährenden Streitigkeiten mit den übrigen Karolingern einen Kampf mit dem Papste und der herrschenden Meinung sehr bedenklich finden. Er unterwarf sich daher, und ließ sich von einem päpstlichen Legaten Theutberge wieder zuführen. Waldrade wurde von dem Legaten nach Italien mitgenommen, entwich aber unterweges, und Lothar, der seine früheren Absichten nicht aufgab, vermochte jetzt Theutberge sogar, an den Papst zu schreiben und selbst

*) Planck Geschichte der christl. kirchl. Gesellschafts-Verfassung, Th. III. S. 53.

um die Ehescheidung zu bitten. Aber Nicolaus schlug dies auf das bestimmteste ab. Nach seinem Tode handelte sein Nachfolger, Hadrian II., nach denselben Grundsätzen, und beharrte bei derselben Weigerung, obschon Lothar deswegen in Person nach Italien kam. Vielleicht wäre es jetzt noch zu heftigeren Auftritten gekommen, wenn Lothar nicht darüber gestorben wäre.

Hadrian's Nachfolger war Johann VIII. (872—882), von dem oben (S. 201.) schon erwähnt ist, daß er Karl dem Kahlen die Kaiserwürde ertheilte. Ein neues höchst glückliches Ereigniß für das Wachsthum der Papstmacht. Bisher hatten diese bei der Kaiserkrönung nur die äußerliche Handlung verrichtet; wer aber Kaiser seyn sollte, das war durch die Erbfolge und durch die Vasallen bestimmt worden. Nunmehr hatte es durch den Streit in der Familie und durch die Partei, welche Johann dabei für Karl nahm, ganz das Ansehen, als ob es der Papst wäre, der über die Würde selbst zu verfügen habe. Ein einzelnes Beispiel bildete zwar noch kein Gesetz, war aber immer der Anfang, ein Herkommen zu begründen, worauf man sich in der Folge berufen konnte, um so mehr als der neue Kaiser selbst ein solches Recht des Papstes anerkannt hatte.

Des tiefen Verfalls, in welchen das Papstthum nach diesen Zeiten in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts gerieth, ist bereits (S. 225.) gedacht. Die Päpste dieser Zeit waren schamlose und ausschweifende, oder ganz unfähige und schwache Männer. Man hat eine seltsame Erzählung von einem Frauenzimmer, Johanna, die aus Mainz gebürtig, in männlicher Kleidung in Athen studirt haben, dann nach Rom gekommen seyn, und dort ihren Betrug so gut fortgespielt haben soll, daß sie nach dem Tode Leo's IV. (855) auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, bis sie niedergekommen und dadurch entlarvt worden sey. Diese Erzählung, die späterhin buchstäblich gedeutet, und lange für eine wahre Begebenheit gehalten wurde, scheint nichts als eine Allegorie auf die Römische Kirche zu seyn, veranlaßt durch den lasterhaften Wandel jener Päpste, die von Weibern erhoben und von Weibern geleitet wurden.

Die näheren Verhältnisse, in welche die Deutschen Könige mit den Päpsten kamen, seitdem Otto der Große die Krone Italien's erwarb, sind in der Deutschen Geschichte der Hauptsache nach erwähnt. Auch wie Kaiser Heinrich III. in der Kirche nicht minder wie im Staate mächtig waltend, den päpstlichen Stuhl zu verschiedenen Ma-

len nach seinem Willen besetzte, ist erzählt (S. 259.). Es war aber dem Kaiser bei diesen Einmischungen keinesweges bloß um die Uebung seiner Hoheitsrechte oder um die festere Gründung seiner Herrschaft in Italien zu thun, er verlangte sehnlich, die Kirche von schweren Uebeln zu heilen, an denen sie krankte, und dazu bedurfte er tüchtiger Männer an ihrer Spitze. Es war vornehmlich die große Sittenlosigkeit der Geistlichen, welche er abstellen wollte, zum Theil durch die ganze Stellung des Klerus und seine vielfache Verbindung mit der Welt, am meisten aber durch die Simonie*) hervorgerufen. Mit diesem Worte bezeichnete man nämlich das Vergeben der kirchlichen Aemter nach bloßer Gunst und den damals fast zur Regel gewordenen Kauf und Verkauf der geistlichen Stellen, des beträchtlichen Einkommens wegen, welches mit ihnen verknüpft war. Es kam Heinrich dabei nicht in den Sinn, das kaiserliche Recht der Besetzung dieser Stellen aufzugeben, wol aber war er es sich bewußt, nur würdige Männer zu Vorstehern kirchlicher Gesellschaften ernannt zu haben, und glaubte besonders den Punkt festhalten zu müssen, daß von Solchen, welche das geistliche Hirtenamt erkauft hatten, am wenigsten zu erwarten wäre, daß sie sich durch Tugenden auszeichnen und ihren Gemeinden als Muster eines christlichen Wandels vorleuchten würden. Da Bischöfe und Erzbischöfe ihre Würden selbst großentheils durch Simonie hatten, so konnte der Kaiser von ihnen die beabsichtigte Reinigung nicht erwarten, darum setzte er seine Hoffnung auf ein kräftiges Verfahren, welches von der obersten Gewalt in der Kirche ausgehend die Bischöfe nicht minder als die geringeren Kleriker traf. Er begünstigte daher die Maßnahmen der Päpste, welche jetzt in Person umherreis'ten, um kräftig jenen großen Uebelständen in den Weg zu treten. Besonders that Leo IX. dies mit außerordentlichem Eifer; er hielt in Frankreich und Deutschland Synoden, wo er Bischöfe, die der Simonie überführt waren, ohne Weiteres absetzte. Heinrich dachte nicht, daß der von ihm entworfene Plan, dessen Ausführung er eifrig beförderte, in umfassenderem Sinne fortgeführt, die Päpste auf eine Höhe heben würde, die seinem Geschlechte höchst verderblich zu werden bestimmt war. Aber er konnte auch nicht ahnen, daß ein seltener Geist, welcher schon unter Leo IX. hervorzutreten begann, sein Werk ergreifen, und zu einem von ihm weder vorhergesehenen noch gewollten Ziele leiten werde.

*) So genannt von einem Simon Magus, der nach Apostelgesch. VIII., 18 fg. den Aposteln die Wundergabe für Geld abkaufen wollte.

22. Papst Gregor VII.

Hildebrand, ein Italiener von ungewisser Herkunft, verlebte einen Theil seiner früheren Jahre als Mönch in dem Kloster zu Clugny. Hier traf ihn Leo IX., als er, von einer Wormser Synode auf Heinrich's III. Betrieb zum Papst erhoben, im Begriff war, nach Rom zu reisen. Hildebrand stellte ihm so eindringlich vor, wie viel er sich und der Kirche vergeben, daß er die oberste geistliche Gewalt aus der Hand eines Laien empfangen habe, daß Leo die schon angenommenen Zeichen der päpstlichen Hoheit wieder ablegte, und sich nicht eher als Papst betrachtete, bis er zu Rom nach alter Weise von Volk und Klerus gewählt war. An dieser Wahl hatte Hildebrand, der ihn nach Rom begleitete, keinen geringen Antheil, und war von da die Seele der ganzen päpstlichen Regierung. Sein außerordentlicher Geist, seine hervorstechenden Talente, seine einnehmende Klugheit gewannen ihm ein unbegrenztes Vertrauen.

Nach Leo's Tode (1054) brachte es Hildebrand beim Kaiser dahin, daß der Bischof Gebhard von Eichstädt zum Papst gewählt werden durfte. Dieser, der sich Victor II. nannte, strebte ganz in Leo's Geiste weiter, und Hildebrand setzte unter seiner Regierung die vorige Thätigkeit fort. Eben so groß war sein Einfluß unter Nicolaus II., der nach der kurzen Zwischenregierung Stephan's IX. im Jahre 1058 den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieses Nicolaus ist schon bei Gelegenheit der Normannen gedacht (S. 261.), und wenn das Papstthum sich hier wieder an eine Macht lehnte, die es allenfalls gegen die kaiserliche in Schutz zu nehmen vermochte, so war es Hildebrand's kluges Bemühen, welcher es dahin lenkte. Höchst folgenreich war auch die neue Bestimmung über die Papstwahl, die Hildebrand unter demselben Papste durchzusetzen wußte. Bisher hatte der ganze Römische Klerus, der Adel und das Volk der Ordnung nach die Päpste gewählt, und die Kaiser sie bestätigt, wenn Letztere nicht, wie Heinrich III. es gethan, selbst bestimmten, wer Lenker der Kirche seyn sollte. Solche Oberhäupter aber, die Alles der weltlichen Macht verdankten, waren nicht nach Hildebrand's Sinne, und was wenig ausführbar erschien, als die Kraft Heinrich's III. waltete, geschah nunmehr, als günstige Umstände eine schwache Weiberherrschaft herbeigeführt hatten. Jetzt ward verordnet, daß fortan nur den Cardinälen*) die Befugniß zustehen sollte,

*) Die Römischen Geistlichen, welche durch die Verordnung Nicolaus II. zur Papst-

den apostolischen Stuhl neu zu besetzen. Das kaiserliche Bestätigungsrecht ward aber von einer besondern Verleihung desselben Seitens der Päpste an den jedesmaligen Kaiser abhängig gemacht.

Daß dieses neue Gesetz, welches die gänzliche Unabhängigkeit des Papstthums begründete, nicht unangefochten bleiben konnte, zeigte sich gleich beim Tode des Nicolaus (1061). Hildebrand und die Cardinäle ernannten Alexander II.; aber der Römische Adel wollte einen so gewählten Papst nicht anerkennen, sondern wandte sich an die Kaiserin Agnes, unter deren Einfluß sich eine Synode zu Basel versammelte und den Bischof Cadalous von Parma zum Papst ernannte. Denn der strenge Wandel, der jetzt von den Geistlichen gefordert ward, hatte auch unter diesen eine Partei hervorgerufen, die sich Hildebrand's Absichten entgegensetzte. Cadalous erschien an der Spitze eines Heeres zu Rom, und obschon er von der Gegenpartei bald gezwungen ward, die Stadt wieder zu räumen, so würde er doch zuletzt, von Deutschland aus unterstützt, vielleicht den Sieg davon getragen haben, wenn nicht gerade jetzt die Regentschaft der Kaiserin Agnes gestürzt worden wäre. Hanno erklärte sich sogleich für Alexander, kam späterhin selbst nach Rom, und stillte die noch fortwährenden Unruhen völlig. Endlich als Alexander im Jahre 1073 starb, bestieg der Mann endlich den päpstlichen Stuhl, der schon so lange die Kirche der That nach regiert hatte. Durch die allgemeinste Uebereinstimmung ward Hildebrand gewählt, und nannte sich Gregor VII.

Alles was Gregor bis zu diesem Augenblicke gethan und gewirkt, erscheint nur als Vorbereitung zu dem riesenhaften Plane, den er bis jetzt in seiner großen Seele getragen, nunmehr aber in voller Stärke entwickelte. Es sollte der weltlichen Macht nicht nur jeder mögliche Einfluß auf die Kirche genommen, sondern der höchsten Kirchenherrschaft, der Hierarchie, auch Gewalt über den Staat gegeben werden, in so fern dies zur Erreichung ihrer Unabhängigkeit und höheren Zwecke nöthig sey. Dieser Entwurf und nicht weniger die großen, kräftigen Schritte, die zu seiner Ausführung geschahen, haben von der Nachwelt ein schweres Gericht erfahren, und Gregor ist empörender Anmaßung und unbegrenzten Ehrgeizes bezüchtiget worden. Aber diese

wahl berufen wurden, waren sieben Bischöfe, Cardinalbischöfe genannt, und acht und zwanzig Pfarrer der vorzüglichsten Kirchen, welche Cardinalpriester hießen. Spätere Päpste fügten diesen Wahlberechtigten noch andere Römische Geistliche hinzu, und hieraus bildete sich das Collegium der Cardinäle. S. Moshem. Institut. hist. eccles. p. 345. not. c.

Urtheile sind entweder vom Parteigeist eingegeben, oder auf einem Standpunkte gefällt, auf dem ein Papst des elften Jahrhunderts nicht gerichtet werden darf. Denn daß die Ueberzeugung späterer Jahrhunderte nach so mannichfach fortgeschrittener Entwickelung diesen Gedanken einer äußeren Herrschaft des Christenthums durch Formen und Einrichtungen der Hierarchie mit vollem Rechte verwarf, nachdem die innere und geistige erreicht worden und die Leitung der selbständigen Geister durch das höchste Kirchenoberhaupt für verderblich erklärt, darf unser Urtheil über Gregor und über den Werth und die Bedeutung seines Wirkens nicht bestimmen. Auch wollte Gregor zunächst nicht Gewalt über den Staat, sondern nur Freiheit von demselben. Seine Ansichten waren dem Zeitgeiste keinesweges fremd und entgegen, sondern schienen vielmehr aus der einmal genommenen Richtung desselben hervorzugehen, wie denn große Geister in Wahrheit und Irrthum nur aussprechen, was in den Gemüthern längst vorbereitet ist, und nur im Dunkel noch geschlummert hat. Jene Zeit sah in dem Papste den rechtmäßigen Stellvertreter Christi auf Erden, durch göttliche Institution mit der höchsten Gewalt bekleidet, das Regiment in der Kirche zum Besten Aller zu führen, und der Papst war von dieser Idee nicht minder ergriffen, als Diejenigen, die mit vertrauensvoller Ehrfurcht auf ihn blickten, und die Sorge für ihr Heil von ihm erwarteten*). Je größer und kraftvoller daher der auf diesen Platz gerufene Geist war, je mehr Tüchtigkeit er in sich spürte, das zu erfüllen, was er als seine heiligste Pflicht betrachtete, je weiter mußte er seine Herrschaft auszudehnen trachten, je bestimmter mußte er den Reichen der Welt wehren, wo sie der Kirche zu nahe traten, je kräftiger Alles von ihnen verlangen, was der Kirche frommte. Denn die Kirche, als die große Anstalt, das Christenthum und mit ihm das Reich Gottes auf Erden in sich zu tragen, zu fördern und zu verbreiten, war die Rücksicht, der in ihm jedes Andere weichen mußte. Allerdings war die Gefahr, auf einem solchen Standpunkte zu wanken und dann desto sicherer und tiefer zu fallen, groß und dringend, da der Schwindel die Menschen auf den höchsten Gipfeln am sichersten ergreift; aber es liegt

*) Die Sage von dem schlauen Betruge der Priester, die zur Befriedigung ihrer Herrschsucht und Habgier, das, was sie selbst nicht glaubten, der frommen Einfalt des Haufens aufbürdeten, ist nur von einzelner Ausartung gegründet; wenn sie aber die Entstehung und Wirksamkeit religiöser Ideen erklären soll, ein Mährchen ohne Haltung und Beweis, von Denen ersonnen, die wegen ihrer eigenen Kleinheit das Große in der Geschichte weder fassen können, noch daran zu glauben vermögen.

in der Natur der Dinge, daß dieser Gedanke sich Dem, der noch kühn hinanklimmt, nicht aufdrängt.

Gregor's System soll sich, wie gewöhnlich behauptet wird, in sieben und zwanzig sogenannten Dictaten über die Befugnisse der päpstlichen Gewalt und ihr Verhältniß zur weltlichen Macht am klarsten aussprechen; da es aber sehr streitig ist, ob sie von ihm selbst herrühren, so sind die Aeußerungen, die sich hierüber in seinen unzweifelhaft echten Briefen zerstreut finden, in jedem Falle eine reinere Quelle. Folgende Sätze aus denselben sind besonders wichtig: „Die Kirche ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und weltliche Menschen gekettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt, und nur durch diese sind, wie sie sind. — Die Religion liegt im schweren Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche Wort, hier und da der Glaube zertreten. Also die Kirche muß frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch den Ersten der Christenheit, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Dieser also muß die Diener des Altars losreißen von den Banden weltlicher Macht. Wie nichts Geistiges sichtbar ist ohne das Irdische, wie die Seele nicht wirksam ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung, so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durchs Irdische, im Körper; die Kirche also nur durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe und bewahrt werde, ist das Obliegen Dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist die apostolische Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, so ist unter ihm Alles; Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die Römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehr-

furcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; darunter sind auch Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte." *).

Faßt man diese Ansichten und die Grundlage, auf der sie ruhten, richtig ins Auge, so kann man auch die Stellung, die Gregor gegen die weltlichen Fürsten annahm, und die Sprache, die er gegen sie führte, weder befremdend finden, noch für bloße herrschsüchtige Willkür erklären. So schrieb er an die Könige und Fürsten von Spanien, daß ihr Land, ehe es von den Saracenen erobert worden, dem heiligen Stuhl gehöret, und daß daher Diejenigen, die es jetzt besäßen, der Römischen Kirche einen Tribut entrichten müßten. Aehnliche Ansprüche machte er in Ungern, Polen und Sardinien geltend. Dem Herzoge Demetrius von Dalmatien ertheilte er den königlichen Titel wogegen der neue König den Vasalleneid schwören, und sich zu einer jährlichen Geldabgabe verpflichten mußte.

Jener schädliche Pfründenhandel, die Simonie, gegen den seine Vorgänger schon angekämpft hatten, betrachtete auch Gregor als das tiefste und gefährlichste Uebel, an welchem die Kirche krankte, zu dessen Ausrottung daher alle Kraft angewendet werden müsse, und zwar nicht bloß gegen die geistlichen Käufer, sondern auch gegen die weltlichen Verkäufer. Besonders am Hofe des Königs von Frankreich Philipp's I. und an dem Heinrich's IV. von Deutschland war dieser Mißbrauch bis auf einen hohen Punkt gediehen. Vorläufig begnügte sich Gregor, beide Könige deswegen ernstlich zu ermahnen, worauf sie sich sehr demüthig zeigten. Heinrich bekannte, daß er sich schwer vergangen, er sey nicht würdig, vom Papste Sohn genannt zu werden, und bat dringend um Rath und Beistand, da er Gregor's Belehrung in Allem folgen wolle. Der Papst erneuerte demnächst auf einer 1074 zu Rom gehaltenen Synode das Verbot der Simonie, und fügte zugleich einen andern Beschluß hinzu, der noch viel größeres Aufsehen machte und zunächst weit heftigern Widerstand erregte. Es war die berühmte Verordnung wegen der Ehelosigkeit der Geistlichen. Keiner sollte ein kirchliches Amt erhalten, der nicht zuvor feierlich die strengste Ehelosigkeit angelobt habe, kein Laie die gottesdienstlichen Handlungen eines verheiratheten Geistlichen annehmen. Es war dies Gesetz mit Gregor's Plänen innigst verkettet, denn wenn die Kirche die möglichste Unab-

*) Joh. Voigt Hildebrand, als Papst Gregorius der Siebente. S. 193 fg.

hängigkeit vom Staate erhalten sollte, so durften die sichtbaren Stellvertreter derselben, die Geistlichen, auch der Welt nicht durch die tausend Fäden verbunden seyn, mit welchen die Familie den Verheiratheten umgibt. Dieses Gesetz, vor dem ein unbefangener Sinn erschrickt, weil es die Triebe der Natur wie die heiligen Bande der Sittlichkeit zurückstößt und auseinanderreißt, war nichts desto weniger in jener Ansicht des Mittelalters begründet, welche die ganze Welt als das Sündliche verwarf, und die Vollkommenheit nur in der Ertödtung des Fleisches sah. Diesen Vorstellungen zufolge, welchen Gregor nicht weniger als seine Zeitgenossen unterworfen war, wurde Ehelosigkeit als der höchste Grad irdischer Heiligkeit angesehen. Darum forderte die allgemeine Stimme des Volks das Coelibat von den achtbareren Geistlichen. Anderen legte es der Geiz vieler Bischöfe auf, um den ohne Weib und Kind Lebenden geringere Einkünfte aussetzen zu dürfen, und keine Ausgaben für Wittwen und Waisen zu haben. Sträubte sich der Bewerber, so wurde ihm ein Mönch vorgezogen, der ohne dies zu ewiger Enthaltsamkeit verpflichtet war. Doch erscheint die Ehelosigkeit der Geistlichen im elften Jahrhundert noch bei Weitem nicht als herrschende Sitte, und die deshalb ergangenen Verordnungen Gregor's wurden an vielen Orten mit Mißfallen und Empörung aufgenommen. Dieser Widerspruch wollte zwar die Heiligkeit des ehelosen Standes nicht in Zweifel ziehen, nur solle das Höchste nicht von Allen gefordert werden. Man nannte den Papst sogar einen ketzerischen Menschen, welcher jenes Ausspruchs des Herrn nicht gedenke, da er sagt: „Nicht Alle fassen dies Wort, wer es fassen kann, fasse es," und des Apostels, der das Heirathen ausdrücklich gestatte. Es scheine, als wolle der Papst die Menschen mit Gewalt zwingen, wie die Engel zu leben; er möge dann sehen, wo er Engel hernähme, das Volk zu regieren. Auf einer Kirchenversammlung zu Paris wurde förmlich beschlossen, diesem Gesetze nicht zu gehorchen; in Rouen wurde der Erzbischof, zu Burgos in Spanien ein päpstlicher Legat, als sie den Priestern ihre Weiber nehmen wollten, gemißhandelt. Noch größer war die Bewegung in Deutschland. Der Erzbischof von Mainz wagte kaum, des Papstes Befehle in seinem Sprengel bekannt zu machen. Er setzte seinen Bischöfen eine halbjährige Frist, und berief dann erst eine Synode nach Erfurt, aber die Opposition wurde so heftig, daß er die Versammlung wieder aufheben mußte. Nicht besser ging es dem Bischofe Altmann von Passau. An anderen Orten traten die Bischöfe selbst auf die

Seite der widerspenstigen Geistlichen. Der Bischof Otto von Kostnitz erlaubte jetzt sogar seinen Klerikern förmlich, Weiber zu nehmen. Gregor's festen Entschluß konnte indeß Alles dies nicht brechen. Ruhig ließ er den Sturm austoben, und trug nur Sorge, die Laien von dem angedrohten Bann für Die, welche bei einem verehelichten Priester Messe hören würden, in Kenntniß zu setzen. Hiedurch brachte er das für jene Vorstellungen ohnehin eingenommene Volk völlig auf seine Seite, ja an vielen Orten stand der gemeine Pöbel gegen die Geistlichen auf, und zwang sie, ihren Weibern zu entsagen. Die sich weigerten, wurden beschimpft, geschlagen, beraubt, ins Elend gejagt, ja Manche bis zum Tode gemartert. So bequemte sich allmählich einer nach dem andern, seine Familie von sich zu stoßen, und Gregor's Ziel wurde im Laufe der Zeit wirklich erreicht.

Viel näher und größer waren indeß die Folgen, die sich der Papst von seinem Kampfe gegen die unwürdige Vergebung der geistlichen Stellen versprechen durfte. Die Legaten, welche er 1074 nach Deutschland sandte, suchten dem fortwährenden Unfuge zu steuern, und brachten es bei Heinrich dahin, daß er einige Männer von bösem Rufe, die Alexander II. schon in den Bann gethan, aus seiner Nähe entfernte. Der König versprach bei dieser Gelegenheit wieder, sich in den Willen des heiligen Vaters zu fügen, dessen Verordnungen pünktlich nachzukommen, und dem Papste zur Absetzung der durch Simonie emporgekommenen Geistlichen hülfreiche Hand zu leisten. Doch Gregor glaubte nunmehr, einen noch viel entscheidendern Schritt thun zu müssen. Auf einem großen Concilium, welches er in den ersten Monaten des Jahres 1075 zu Rom hielt, erließ er ein Decret gegen die Laieninvestitur, welches nicht weniger berühmt als das gegen die Priesterehe geworden ist und noch tiefer und unmittelbarer in die Staatsverhältnisse eingriff, als dieses. Es wurden nämlich, wie oben schon bemerkt ist (s. S. 245.), nach altem Herkommen erledigte Bisthümer und Abteien als eröffnete Lehen angesehen, die der Lehnsherr wieder besetzen könne, und die feierliche Handlung dieser Belehnung, durch Ueberreichung von Ring und Stab nannte man Investitur. Da alle höhere Geistlichen Hoheitsrechte ausübten und Landherren waren, und als solche dem Staate mancherlei zu leisten hatten, alle Unterthanenpflichten damals aber nur in dem Verhältnisse des Vasallen zu seinem Lehnsherrn erschienen, so waren jene Ansprüche der weltlichen Macht an das Recht der Belehnung ganz in der Ordnung; nicht weniger na-

türlich aber war es, daß die Kirche in einer solchen Einmischung nur Verwirrung und Veranlassung zu vielen Uebeln sah und daß sie ganz mit Recht ein sittlich reineres und wahrhaft kirchliches Leben für die Geistlichen nur nach Zerreißung dieser Bande für möglich hielt. Die einzig richtige und wahre Abhülfe dieses Uebels wäre nun allerdings von Seiten der Kirche das Aufgeben aller Hoheits- und Herrschaftsrechte und alles überflüssigen Besitzthums gewesen, bis auf das was zur Erhaltung und zum Leben der Geistlichen nöthig war. Aber ein solcher Gedanken lag einer Zeit sehr fern, welche die geistige Macht der Kirche auch durch äußerliche Mittel und Güter gestützt und erhoben sehen wollte. Daß es bei dem politischen Zustande Deutschland's hier doppelt nothwendig war, die Bischöfe auch zum Staate und zum Herrscher in ein bestimmtes Verhältniß zu setzen, wußte Gregor nicht, oder wollte davon nichts wissen, seinem Grundsatze gemäß, daß überall, wo die Vortheile des Staats und der Kirche in Streit geriethen, die Kirche obsiegen müsse. Auch sah er ganz richtig ein, daß allein ein solches, streng durchgeführtes Verbot der Belehnung durch die Hand eines Fürsten der Simonie durchgreifend steuern könne. In jenem Decrete wurde also allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Aemter untersagt, die Investitur über ein Bisthum, eine Abtei oder sonst ein kirchliches Amt von einem Laien zu empfangen, und zugleich die Androhung des Bannes für alle Weltliche hinzugefügt, welche einem Geistlichen die Investitur ertheilen würden. Es liegt am Tage, von welchen ungeheuren Folgen wie für die Kirche so fast noch mehr für den Staat jener Zeit es seyn mußte, wenn Gregor diese völlige Befreiung der Geistlichen von allem Einfluß der Herrscher durchsetzte. Nach dem, was oben über die Stellung der Deutschen Könige zu ihren Bischöfen gesagt ist, leuchtet es ein, daß wenn jenen die Belehnung entzogen wurde, sie damit zugleich die Hauptstütze ihrer Macht aus den Händen gaben; eher noch konnten sie das Aufhören des Pfründenhandels ertragen, wenn gleich auch damit ein bedeutender Theil ihres Einkommens verloren ging. So übernahmen denn die Deutschen Kaiser als die ersten weltlichen Herrscher, als die Herren der mächtigsten Geistlichkeit, den Kampf mit der Kirche, welche die Nerven ihres Lebens durchschnitt, und die fürstliche Gewalt ohne reale Haltpunkte in die Luft stellte, da auf die erblichen Lehnsträger überhaupt niemals mit Sicherheit zu rechnen war.

---

23. Gregor im Kampfe mit Heinrich IV.

(1075—1085.)

Um nicht fortwährend mit den stumpfen Waffen allgemeiner Verordnungen zu kämpfen, denen man reuevoll Folge zu leisten gelobte, ohne sich ernstlich darum zu kümmern, sprach Gregor noch auf derselben Synode zu Rom das Absetzungsurtheil über mehrere Deutsche Bischöfe, welche ihre Aemter gekauft hatten, und erneuerte sogleich den Bann gegen fünf Vertraute des Königs, durch die jener schlimme Handel vornehmlich betrieben worden war, wenn sie sich nicht binnen wenigen Monaten vor den Römischen Stuhl stellten. Bald darauf besiegte Heinrich die Sachsen, und ließ nun nicht nur die gebannten Räthe nicht von sich, sondern verfuhr auch bei der Besetzung mehrerer erledigten Stifter, wie zu erwarten war, völlig eigenmächtig. Der Papst warnte, und in einem Briefe, welchem er die bedeutende Ueberschrift vorsetzte: „dem Könige Heinrich Heil und apostolischen Segen, wenn er dem apostolischen Stuhle, wie einem Christen ziemt, gehorcht," bezeigte er seine Verwunderung, „daß Heinrich in seinen Briefen so demüthig und gehorsam sey, sich den in aller Ehrfurcht ergebenen Sohn der Kirche nenne, dagegen sich in seinen Handlungen so störrig, allen Anordnungen und apostolischen Beschlüssen so feindlich zeige." Zugleich wandten sich die bedrängten Sachsen, deren Fürsten und Bischöfe damals gefangen genommen waren (oben S. 269.), an den Papst, und brachten schwere Klagen gegen den König vor. Gregor ermahnte den König: die Bischöfe alsbald frei zu lassen und ihren Kirchen und Gütern wiederzugeben. Und als darauf nichts erfolgte, erschienen Legaten des Papstes am Weihnachtsfest 1075 zu Goslar, wo der König Hof hielt, und luden ihn vor eine Synode zu Rom, um sich wegen der Verbrechen, deren er beschuldigt sey, zu rechtfertigen*).

*) „Dabei verfuhr Gregor — dies muß gegen eine unrichtige Ansicht bemerkt werden, nach welcher man schon mehrmals diese Citation des Kaisers als die unerhörteste und insolenteste Anmaßung des päpstlichen Uebermuths vorgestellt hat — dabei verfuhr Gregor in der That in der Ordnung des allgemein anerkannten Rechtsganges, denn durch die Gemeinschaft, die der Kaiser mit notorisch-excommunicirten Personen unterhielt, war er selbst auch nach den Gesetzen in den Bann verfallen. Wenn ihm also der Papst noch einen Termin zur Vertheidigung zugestand, so schien er fast schonender mit ihm umzugehen, als er zu erwarten befugt war." Planck a. a. O. Bd. IV. Abschn. 1. S. 162.

Heinrich ergrimmte. Sofort schrieb er ein Concilium nach Worms aus, und begab sich ebenfalls dahin. Hier wurden böse Anklagen wider Gregor erhoben, daß er Meuchelmörder gegen den König gedungen, höllische Künste treibe u. m. a., und auf seine Absetzung angetragen. Vergebens stellten einige Bischöfe vor, wie unziemlich und den kanonischen Satzungen zuwider es sey, einen abwesenden Bischof ungehört wegen unerwiesener Verbrechen zu verdammen, und noch dazu den höchsten; sie wurden zum Schweigen gebracht, und die Entsetzung des Papstes beschlossen. Die Lombardischen Bischöfe, welche sich der Simonie noch schuldiger fühlten als die Deutschen, und Gregor's sittliche Forderungen und Vorschriften haßten, traten auf einer Synode zu Piacenza dem zu Worms gefaßten Beschlusse bei. Ein Italienischer Priester übernahm es, beide Beschlüsse dem Papste zu überbringen, und erschien damit vor Gregor, als dieser gerade die Synode, die zur Osterzeit gewöhnlich in Rom gehalten wurde, eröffnete. Zugleich überreichte er ihm einen Brief des Königs voll heftiger Schmähungen, der mit den Worten begann: „Heinrich, nicht durch Anmaßung, sondern nach Gottes frommer Anordnung König, an Hildebrand nicht den Papst, sondern den falschen Mönch." Der Papst las selbst der Versammlung die Schriften vor, und so groß war die Bewegung, die sich darüber erhob, daß der königliche Bote dem Tode mit Mühe entging. Am folgenden Tage sprach der Papst vor hundert und zehn Bischöfen, wie väterlich er den König bisher zurechtgewiesen, wie sanft er ihn um die Freilassung der gefangenen Bischöfe gebeten. Alle riefen: sie wollten den Papst nicht verlassen bis in den Tod, worauf Gregor über den König den Bann aussprach, ihn der Regierung entsetzte, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eide der Treu entband*). Die Bischöfe von Mainz, Utrecht und Bamberg,

*) Als einige Zeit nachher der Bischof Hermann von Metz den Papst um sein Recht über Wahl und Absetzung der Könige befragte, antwortete Gregor: „der Herr, unser Erlöser, selbst hat im Evangelium den Ausspruch gethan: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen u. s. w.; ich gebe dir die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden. — Sind denn hievon die Könige ausgenommen? Gehören sie nicht zu den Schafen, die Gottes Sohn dem heiligen Petrus anvertraut?" Indeß erregte diese Behauptung vielen Widerspruch, und namentlich läugnete der Bischof Waltram von Naumburg (oder wer sonst Verfasser der Schrift de unitate ecclesiae conservanda bei Freher. Struv. T. I p. 233 seyn mag), daß der Papst eine solche Macht besitze, besonders aus dem Grunde, weil die königliche Gewalt so gut als die seine von Gott eingesetzt sey. Ueberhaupt traten Schriftsteller von beiden Parteien auf, und suchten, wie die Heere im

so wie die Lombardischen, wurden gleichfalls in den Bann gethan, die anderen Theilnehmer an der Wormser Synode aber, die des Papstes Absetzung gezwungen unterschrieben zu haben vorgaben, nach Rom zur Verantwortung gerufen.

Indeß hatte Heinrich, in dem Wahne, daß der Papst durch die Wormser Beschlüsse völlig niedergeschmettert sey, fortgefahren, die Sachsen mit übermüthiger Willkür zu behandeln. Er ließ die zerstörten Burgen wieder aufbauen und neue errichten, und trieb dadurch die Erbitterung des Volkes zu der alten Stärke und Heftigkeit. Da kam die Nachricht vom Banne des Papstes, der in allen diesen Verhältnissen eine durch den König selbst vorbereitete Stätte fand. Er entband alle verborgene Leidenschaften und den zurückgedrängten Haß, weckte ehrgeizige Hoffnungen, und fachte in der ganzen Nation heftige Zwietracht an. Schon längst waren in den Herzogen Rudolf von Schwaben und Welf von Baiern, obschon dem ersten Heinrich's Schwester vermählt war, der zweite ihm seine Erhebung verdankte, so wie in Berthold von Kärnthen rebellische Gedanken aufgestiegen, aber die Scheu vor der Heiligkeit des Reichsoberhaupts hatte den bösen Willen bis hieher gebunden. Jetzt trübte des Papstes Fluch den Glanz der Krone, und von allen Seiten her zog sich das Wetter über Heinrich zusammen. In Sachsen griff das Volk wieder zu den Waffen, und von neuem durchtobte Empörung alle Gaue. Von den gefangenen Sächsischen Großen wurden Einige durch die Oberdeutschen Fürsten, in deren Gewahrsam sie waren, entlassen, Andere fanden Gelegenheit zu entkommen. Da dachte Heinrich sich in den Uebrigen eine Stütze zu verschaffen, indem er sie befreite, unter der Bedingung, ihm künftig treu zu bleiben und gegen die Aufrührer beizustehen. Aber als sie der Haft ledig waren, konnten oder wollten sie ihre Zusage nicht halten, und auch Otto von Nordheim, dem der König, seitdem er ihm die Freiheit wiedergegeben, das größte Vertrauen bewiesen und die Verwaltung Sachsen's übergeben hatte, fiel jetzt offen von ihm ab. Die bisher entzweiten Schwaben und Sachsen versöhnten sich, und machten gemeinschaftliche Sache wider den König. Im October hielten die Fürsten zu Tribur eine Zusammenkunft, wo sie den vom Papst ausgesprochenen Bann für rechtmäßig erklärten. Hein-

---

Felde mit den Waffen, durch Gründe die Gegner zu besiegen. Ueber diesen für die Freiheit der Untersuchung in jenen Zeiten zeugenden Streit der Schriftsteller, sehe man Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 495 fg.

rich kam nach Oppenheim, auf der andern Seite des Rhein's, Tribur gegenüber, und machte den Fürsten die größten Versprechungen, wenn er nur Namen und Zeichen der königlichen Würde behalten dürfe. Vergebens. Endlich ließen sie ihm sagen: sie wollten die Entscheidung des Papstes abwarten, den sie bitten würden, auf Mariä Reinigung nach Augsburg zu kommen, um dort auf einer allgemeinen Reichsversammlung den Streit zu schlichten. Bis dahin möge er sich nach Speier begeben, und sich aller Ausübung königlicher Gewalt enthalten. Vom Papst hange jetzt allein sein Schicksal ab, und man habe beschlossen, im Fall er vor dem Jahrestage seines Bannes nicht losgesprochen seyn würde, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten.

Was konnte der König vom Papste und von jenem Fürstentage zu Augsburg anders erwarten, als neue und härtere Demüthigungen? Solcher Schmach suchte Heinrich um jeden Preis zuvorzukommen. Vor dem Papste wollte er sich beugen, aber die Fürsten um den gehofften Triumph bringen, und schnell reifte der Entschluß in ihm, nach Italien zu ziehen, dort vor Gregor die Kirchenbuße zu leisten, und dann sogleich die Befreiung vom Banne zu erhalten. Da seine Feinde Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen, denen viel daran gelegen war, daß Heinrich excommunicirt bliebe, diesen Schritt nach Kräften zu verhindern strebten und deshalb alle Deutsche Alpenpässe besetzten, so nöthigte dies den König, sich heimlich nur von seiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet, nach Burgund zu wenden, um über den Berg Cenis nach Italien zu kommen.

Es war im härtesten Winter (Jan. 1077), da er das Gebirge übersteigen sollte. Aber es war nicht Säumens Zeit, denn das Jahr seines Bannes lief bald zu Ende. Er kämpfte mit ungeahnten Gefahren auf den starren Eisfeldern und Gletscherrücken, auf denen oft kein Schritt ohne Lebensgefahr war. Bald kroch man auf Händen und Füßen hinan, bald glitt man auf dem Rücken oder auf dem Bauche einen schlüpfrigen Abhang hinab. Oft mußten die Frauen auf Ochsenhäute gesetzt und so hinabgezogen werden. Eben so wurden auch an gefährlichen Stellen die Pferde vorangelassen, indem man ihnen die Beine zusammenband, und sie so an Stricken hinuntergleiten ließ, wobei mehrere umkamen. Das war die Bußfahrt einer Deutschen Königsfamilie nach Italien, um vor dem Nachfolger Petri Gnade und Lösung vom Banne zu finden.

Als Heinrich endlich die Ebenen der Lombardei glücklich erreicht

hatte, sammelten sich viele Grafen und Bischöfe der Lombardei mit ansehnlicher Heeresmacht um ihn, denn die Geistlichen meinten, er käme, um ihren verhaßten Feind, den Papst Gregor abzusetzen; die Laien hofften, er werde der seit längerer Zeit in Italien furchtbar eingerissenen Gesetzlosigkeit steuern. Aber Heinrich ging auf nichts ein. Er hatte jetzt kein näheres Ziel, als des Bannes ledig zu seyn, und daß er dies an der Spitze der bewaffneten Lombarden schneller und ehrenvoller erreicht hätte, ist kaum glaublich. Denn wenn der Papst, der schon nach Augsburg unter Weges war, im ersten Augenblicke auch heftig über die Nachricht von Heinrich's Ankunft erschrak, so daß er schnell abwärts nach dem festen Schloß Canossa im Gebiet von Reggio eilte, und bei der Markgräfin Mathilde von Toscana Schutz suchte, so hat er doch in späteren Zeiten deutlich bewiesen, welche Festigkeit er der Gewalt der Waffen und äußerer Bedrängniß entgegenzusetzen wußte. Mathilde, die Tochter des Markgrafen Bonifacius und der in zweiter Ehe an Gottfried den Bärtigen verheirathet gewesenen Beatrix, war jetzt Wittwe des kurz vorher ermordeten Herzogs Gozelo von Niederlothringen. Sie wurde die große Gräfin genannt, und war nicht weniger ausgezeichnet durch Macht als durch herrliche Geistesgaben. Außer ihren reichen Erbgütern in Lothringen gehorchten ihr Parma, Mantua, Modena, Reggio, Piacenza, Verona und die meisten Städte Toscana's. Ihr Hof war glänzend und reich, doch sie die größte Zierde desselben. Durch treffliche Einsicht alle übersehend und durch vielfache Kenntnisse gebildet, in den Regierungsgeschäften erfahren und unermüdet thätig, zog sie durch ihre Länder, schuf und erhielt Ordnung, zeigte sich gegen die Armen freigebig, den Vertriebenen hülfreich*). Mit Gregor stand sie in eifriger und vertrauter Freundschaft, dessen böswillige Gegner davon Gelegenheit nahmen, üble Gerüchte über dieses Verhältniß auszustreuen. Aber Gregor's Wandel war unsträflich, und die gerechte Nachwelt darf nicht auf Verleumdungen hören, denen schon die unbefangene Mitwelt allen Glauben versagte**).

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 349.

*) Wer ist in diesen Geschichten ein aufrichtigerer Zeuge als der treffliche Lambert! Er sagt (Ed. Kraus. p. 241.): Sed apud omnes sanum aliquid sapientes luce clarius constabat, falsa esse, quae dicebantur. Nam et papa tam eximie, tamque apostolice vitam instituebat, ut nec minimam sinistri rumoris maculam conversationis ejus sublimitas admitteret, et illa in urbe celeberrima, atque in tanta obsequentium frequentia, obscoenum aliquid perpetrans, latere nequaquam potuisset.

Bald wurde der Papst inne, wie wenig Ursache zu Besorgnissen vorhanden sey, als er vernahm, in welchem Aufzuge und in welcher demüthigen Absicht der König sich nähere. Heinrich wandte sich an die Gräfin Mathilde, die ihm entfernt verwandt war, in der Hoffnung, durch ihre Vermittelung Lösung vom Banne zu erhalten. Aber Gregor, der bei Heinrich's höchst schwankendem, unzuverlässigen Sinne auch diese Unterwerfung nur für das Erzeugniß augenblicklicher Regungen hielt, wollte Alles auf das Fürstengericht nach Augsburg verweisen, und sträubte sich lange, den Bittenden nur zu sehen. Endlich gab er zu, daß der König im Büßergewand vor ihm erschiene, und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnisse der Unwürdigkeit übergäbe. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und auf ihr fortgesetztes Bitten änderte zuletzt der Papst seinen Beschluß dahin, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort seine Kleidung mit einem Bußgewande vertauschen, das man ihm reichen würde, und mit entblößtem Haupte und barfuß unter freiem Himmel auf des Papstes Entscheidung harren. So geschah es. Gregor selbst schildert dies Ereigniß in einem Briefe folgendermaßen: „Heinrich kam mit Wenigen vor das feste Schloß zu Canossa, wo wir uns aufhielten. Drei Tage stand er, alles königlichen Schmuckes beraubt, barfuß und mit einem wollenen Hemde angethan, in kläglicher Gestalt vor dem Thore, und hörte nicht eher auf, unter häufigen Thränen um apostolisches Erbarmen, Hülfe und Trost zu flehen, bis er alle Anwesenden so sehr zum Mitleid bewegte, daß sie unter vielen Thränen für ihn baten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unsers Herzens erstaunten. Einige riefen sogar, unser Betragen verrathe mehr tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als apostolische Strenge."

Am vierten Tage ließ er ihn endlich vor sich, und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, nichts unternehmen, und auf alle Ausübung königlicher Gewalt Verzicht thun solle, bis es auf einem deshalb noch anzusetzenden Reichstage entschieden worden sey, ob er König der Deutschen bleiben könne oder nicht. Nachdem Heinrich sich hiezu durch feierliche Eidschwüre verpflichtet hatte, erhielt er die Lossprechung. Man hat diese Begebenheit zu Canossa häufig als die unwürdigste, schmachvollste Erniedrigung dargestellt, die ein König je von priesterlichem Stolze erfahren. Wenn aber in diesem Auftritte etwas Unwürdiges liegt, so fällt die

Schuld nur auf Heinrich, der mit dem Antlitze eines Reuigen erschien, nicht um sich mit der Kirche zu versöhnen, sondern um über die Deutschen Fürsten zu triumphiren; nicht aber auf den Papst, der von seinem Vorsatze, den Bann erst in Deutschland zu lösen, offenbar zu Gunsten Heinrich's abwich, sein ganzes Verfahren aber so wie alle Kirchenstrafen zu einem leeren Gaukelspiel herabgewürdiget hätte, wenn er auch die Buße erließ. Es war damals gar nichts Ungewöhnliches, daß auch vornehme Verbrecher sich noch schmerzhafteren und beschwerlicheren Demüthigungen unterzogen; ja Könige ließen sich sogar von ihren Beichtpriestern harte Geißelhiebe gefallen (Vgl. S. 259.). Daß Gregor dem Könige die Absolution nicht unbedingt ertheilte, geschah aus nothwendiger Rücksicht auf den Zustand von Deutschland; ja er hätte, wenn er nur den nächsten Vortheil der Kirche bedenken wollte, aus der völligen Wiedereinsetzung Heinrich's in alle Regierungsrechte weit größern Nutzen ziehen können, da Heinrich gewiß zu jeder Aufopferung bereit gewesen wäre, um dies zu erlangen *).

Der reinste Sieg über den König aber wurde dem Papste zu Theil, als er nach der Absolution die Messe feierte, und hierauf folgendermaßen zu ihm sprach: „Ich habe vorlängst von dir und deinen Anhängern Briefe erhalten, in welchen du mich beschuldigst, den apostolischen Stuhl durch simonische Ketzerei bestiegen, und mein Leben durch Verbrechen befleckt zu haben, die mir jeden Zutritt zu den heiligen Aemtern verschließen müßten. Und wiewol ich durch viele unbescholtene Zeugen diese Beschuldigungen widerlegen könnte, so will ich doch, um das menschliche Zeugniß dem göttlichen nicht vorzuziehen, jetzt zum Beweise meiner Unschuld den Leib des Herrn nehmen, damit mich der allmächtige Gott reinige, wenn ich unschuldig bin, oder mich mit plötzlichem Tode vertilge, wenn ich schuldig." Nach diesen schrecklichen Worten zerbrach er die Hostie, und verschluckte einen Theil derselben. Da schrie alles gegenwärtige Volk laut auf zum Lobe des Herrn. Es war das Gottesurtheil der Abendmahlsprobe, welche Gregor bestanden hatte. Hierauf wandte sich der Papst wiederum zum Könige und fuhr fort: „Thue nun auch du, mein Sohn, wie du mich thun gesehen. Die Deutschen Fürsten betäuben meine Ohren täglich mit Klagen gegen dich, und legen dir schwere Verbrechen zur Last, für welche du bis zu deinem Ende von der Regierung ausgeschlossen seyn müßtest. Sie ver-

*) Planck a. a. O. S. 178.

langen ein Gericht über dich, du weißt aber wol, wie schwankend alles menschliche Urtheil ist, wie oft das Falsche für Wahrheit gehalten wird. Fühlst du dich nun unschuldig, so befreie auf dem kürzesten Wege die Kirche Gottes vom Aergerniß und dich von einem langen Streite. Nimm diesen übriggebliebenen Theil vom Leibe des Herrn, damit durch Gottes Zeugniß deine Unschuld klar werde, und allen Lästerern die Zunge gebunden sey, damit, wenn ich dann selbst als der eifrigste Vertheidiger deiner Unschuld auftrete, die Fürsten sich mit dir versöhnen, die Regierung dir zurückgegeben werde, die Stürme der Bürgerkriege für immer schweigen." Aber Heinrich war sich vielfacher Schuld zu sehr bewußt, als daß er ein solches Gottesurtheil auf sich zu nehmen gewagt hätte. Bestürzt und verlegen*) entschuldigte er sich mit der Abwesenheit der Fürsten, welche Zeugen seiner Reinigung seyn müßten. Hierauf entließ ihn der Papst.

Die Stimmung der Italiener fand Heinrich jetzt durchaus verändert. Man verachtete ihn, daß er seiner Würde so vergessen. Einen König, der sich der Krone unwürdig bewiesen, hieß es, müsse man entsetzen; den Sohn, obgleich er noch unmündig, wolle man statt seiner erheben, mit diesem nach Rom gehen, und einen andern Papst wählen. Wohin Heinrich zog, fand er die Zeichen großen Unwillens gegen sich. Statt der sonst gewöhnlichen prächtigen Einholungen und Feste, blieb Alles still, keine Stadt lud ihn ein, er mußte in den Vorstädten seine Herberge nehmen, und konnte kaum so viel Lebensmittel erhalten, als er gebrauchte. Betrübniß, Reue, Rachsucht, Furcht, wechselten in seinem zerrissenen Busen. So wurde es dem Haupte der Feinde Gregor's, dem Erzbischof Guibert von Ravenna, leicht, des Königs Sinn wieder ganz zu wenden. Er umgab sich von Neuem mit seinen alten Freunden und Räthen, selbst mit den noch im Banne Befindlichen, und schloß sich ganz an die Lombarden an, jedoch noch ohne mit dem Papste öffentlich zu brechen. Dieser war indeß von den Deutschen Fürsten eingeladen worden, nach Forchheim zu kommen, wo eine Versammlung, den Zustand des Reiches zu ordnen, anberaumt war, und forderte nun auch den König auf, dort zu erscheinen, und sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen. Aber Heinrich entschuldigte sich mit den höchst dringenden Angelegenheiten, die in Italien zu ordnen seyen,

*) Ad haec ille, inopinata re attonitus, aestuare, tergiversari, consilia cum suis familiaribus segregatus a multitudine conferre, et quid facto opus esset, qualiter tam horrendi examinis necessitatem evaderet, trepidus consulere. Lambert. Schafnab. p. 249.

und die er, ohne die Lombarden schwer zu kränken, nicht kurz abbrechen könne. Sogar das verlangte freie Geleit bewilligte er dem Papste nicht.

Als Heinrich auf diese Weise seine Gesinnung an den Tag gelegt, wählten die zu Forchheim versammelten Fürsten einen andern König, und zwar den Herzog Rudolf von Schwaben (März 1077). Päpstliche Legaten waren zugegen, und da sie es nicht durchsetzen konnten, daß die Wahl bis zur Ankunft Gregor's hinausgeschoben wurde, so befreiten sie den Gegenkönig wenigstens von verschiedenen lästigen Bedingungen, welche ihm die Fürsten auflegen wollten. Aber das Volk in Süddeutschland war meist wider den neuen Herrscher, und wurde von einer großen dem Papste feindseligen Partei unter den Geistlichen noch stärker aufgereizt. So bereitete sich denn ein großer und schwerer Kampf vor, als Heinrich nun aus Italien herbeikam, sein Recht mit der Schärfe des Schwertes zu vertheidigen. Er schien ein ganz Anderer geworden zu seyn; das Unglück hatte seinen Geist entwickelt; er, sonst so leichtsinnig und übermüthig, verfuhr jetzt mit großer Besonnenheit, Klugheit und Schlauheit, und zeigte sich in den Schlachten als tapferer Krieger. Er fand vielen Anhang, besonders unter den Bürgern der Rheinstädte, und vergrößerte ihn durch Austheilungen großer und kleiner Reichs- und Kirchengüter und bürgerlicher Freiheiten. Er war stark genug, die gesammte Feindesmacht aus Schwaben und Franken bis nach Sachsen zu treiben, und 1078, wo der Krieg erneuert ward, geschah bei Melrichstadt in Franken eine Schlacht, wo Rudolf's Flügel wich, der andere, Sächsische, aber, den Otto von Nordheim befehligte, die hier entgegenstehenden Königlichen aus dem Felde schlug. Heinrich, der von den Sachsen bis nach Würzburg verfolgt wurde, aber dennoch den Vortheil des andern Flügels benutzte, das Treffen als einen vollkommenen Sieg darzustellen, ging nach Schwaben zurück, und verlieh dieses Herzogthum dem Grafen Friedrich von Hohenstaufen, seinem treuen und tapfern Anhänger*), welchem er zugleich seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. Der Krieg währte fort, und ward von beiden Theilen mit großer Grausamkeit geführt; besonders wütheten die rohen Böhmen in Heinrich's Heere mit wilder Zerstörung. Und wo der Krieg nicht hinkam, da er-

*) Friedrich, nunmehr Herzog von Schwaben, war der Sohn Friedrich's von Büren, des Ahnherrn des Geschlechts der Hohenstaufen. Dieser hatte von dem Dorf Büren, das an dem Fuße des Staufen lag, seinen Wohnsitz auf jenen Berg verlegt.

schlaffte die gesetzliche Ordnung durch die Heftigkeit der Leidenschaft und Parteiung, welche alle Stände ergriffen hatte.

Der Papst blieb indeß bei seiner Ansicht, daß die Sache Heinrich's noch ihrer Entscheidung harre. Als auf einer Synode zu Rom im Anfange des Jahres 1078 Gesandte von beiden Königen vor ihm erschienen, ehrerbietig und demüthig seinen Spruch zu erbitten, erwiederte er: die Sache sey so wichtig, daß sie nur in Deutschland auf einer Versammlung aller Großen des Reichs und der Kirche ausgemacht werden könne. Dasselbe erklärte er auf zwei anderen Synoden im November desselben Jahres und im Februar des folgenden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Sachsen, die den Jammer ihres Vaterlandes freilich tiefer empfanden als der Papst, darüber unzufrieden wurden, und in Gregor's wohlbedachter Haltung Doppelzüngigkeit sahen. Sie sandten ihm Briefe voll bitterer Beschwerden, schilderten die traurige Verwirrung, in welche er sie gestürzt, und klagten besonders über den Verfall der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung, und über die Verschleuderung der Krongüter. Gregor schwieg, „und so, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, geschah in diesem Jahre (1079) nichts, als daß die päpstlichen Gesandten oft zu beiden Theilen kamen, und bald den Sachsen, bald Heinrichen die Gunst des Papstes versprachen, dabei aber, nach Römer Art, so viel Geld als sie bekommen konnten, von Beiden mit sich forttrugen." Gleich im Anfange des Jahres 1080 wurde Heinrich von dem tapfern Otto von Nordheim bei Fladenheim geschlagen, ohne daß dadurch Entscheidung herbeigeführt worden wäre. Gregor aber, sey es, weil er Rudolf's Sieg irrig für entscheidend hielt, oder weil er es nöthig glaubte, ihn jetzt kräftig zu unterstützen*), sprach sich nun wieder ohne Rückhalt aus, erneuerte auf einer Synode zu Rom den Bannfluch gegen Heinrich, und erkannte Rudolf als König an. Sogar eine Krone soll er diesem überschickt haben, an der schon die Inschrift (**Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho**) zum ewigen Zeugniß dienen sollte, daß die Kirche sie geschenkt. Wol kann man diesen schnellen Entschluß, wenn man ihn mit Gregor's sonstiger Besonnenheit zusammenhält, eine Uebereilung nennen, zu der er sich wahrscheinlich hinreißen ließ, um die lange Verwirrung endlich zu lösen; er mußte aber auch die schweren Folgen dieses Schrittes empfinden.

*) Stenzel a. a. O. Bd. I. S. 459.

Als Heinrich vernahm, daß er von neuem in den Bann gethan sey, gerieth er in heftigen Zorn, und berief eine Versammlung nach Mainz, zu nochmaliger Absetzung des Papstes, welche durch die darauf folgende Wahl eines neuen Kirchenhauptes wirksamer gemacht werden sollte, als die frühere. Wirklich kündigten neunzehn zu Mainz zusammengekommene Erzbischöfe und Bischöfe Gregor den Gehorsam auf, und diesem Beschlusse trat eine Synode Italienischer Bischöfe zu Brixen bei, welche auch sofort einen alten Feind Gregor's, den Erzbischof Guibert von Ravenna, an seine Stelle zum Papst ernannte. Dann wandte sich Heinrich gegen Rudolf und die Sachsen, und verlor zwar an der Elster unweit Merseburg (15. Oct.) wiederum ein Treffen, aber der Gegenkönig Rudolf blieb, nachdem ihm außer mehreren erhaltenen Wunden, die rechte Hand abgehauen worden war. Nach Einigen war es der nachher als Herrscher von Jerusalem so berühmt gewordene Gottfried von Bouillon, damals Herzog von Niederlothringen und Heinrich's treuer Vasall, der sich in dieser Schlacht vorzüglich hervorthat, welcher ihn erlegte. Noch jetzt wird eine verschrumpfte Hand als die Rudolf's im Dome zu Merseburg den Reisenden gezeigt.

Von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit, betrieb Heinrich nichts eifriger, als seine Rache an den Papst. Mit einem starken Heere zog er 1081 nach Italien; den Krieg in der Heimath gegen die noch Widerstand Leistenden überließ er dem neuen Herzog von Schwaben. Er fand jenseits der Berge großen Anhang selbst unter Mathildens Vasallen, und rückte vor Rom, während in Deutschland ein neuer Gegenkönig erwählt wurde, Graf Hermann von Luxemburg, den man spottweise den Knoblauchskönig nannte. Da Heinrich keine Mittel zu einer förmlichen Belagerung hatte, so führte er das Heer nach einiger Zeit wieder zurück, und ging nach anderen Gegenden Italien's, erschien aber in den folgenden Jahren wieder vor Rom, um die Stadt durch wiederholte Einschließungen zur Uebergabe zu nöthigen. Für den Papst war jetzt eine Zeit schwerer Prüfung gekommen, aber nichts glich der unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche dieser starke Geist in der Trübsal bewährte. Heinrich wandte Alles an, die Römer zu gewinnen, und verlockte die Großen durch Geld und Versprechungen. Da erschienen diese vor dem Papste (1083), und flehten, er möchte Frieden mit dem Könige machen. Gregor erwiederte: „wenn er für seine offenbaren Sünden Gott und der Kirche Genugthuung geben will, so werde ich ihn gern freisprechen, und ihm

die Kaiserkrone mit meinem Segen aufsetzen; anders kann und darf ich euch nicht erhören." Da der König diese Bedingung verwarf, und die Unzufriedenheit der Römer lauter ward, begab sich der Papst mit den Seinen in die Engelsburg. Endlich öffneten die Römer am 21. März 1084 dem Könige die Thore. Zehn Tage nachher ließ er sich von dem Erzbischof Guibert, der hier nochmals unter dem Namen Clemens III. zum Papst gewählt ward, die Kaiserkrone aufsetzen. Die Engelsburg, wo sich Gregor befand, ward eingeschlossen. Da aber nahte sich, von Gregor schon längst zu Hülfe gerufen, ein starker Feind, Robert Guiscard, der von seinen Kämpfen in Griechenland herbeieilte (S. 261.), mit einem zahlreichen Heere. Heinrich fand den Widerstand bedenklich, verließ die Stadt, und ging nach Deutschland zurück. Die Normannen gewannen nach seinem Abzuge Rom, dessen Pracht durch eine dreitägige Plünderung der zuchtlosen Krieger und einen dabei erregten ungeheuren Brand zum größten Theile in Trümmer sank. Robert brachte den Papst zuerst nach Monte Cassino, dann nach Salerno in Sicherheit, wo er das Jahr darauf (1085, 25. Mai) starb. Seine letzten Worte waren: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung!"*).

24. Kaiser Heinrich's IV. letzte Regierungsjahre**).

(1085 — 1106.)

Mit dem Tode Gregor's VII., seines großen Gegners, endeten Heinrich's Kämpfe und Leiden nicht. Auch nachdem Otto von Nordheim, der gefährlichste und verschlagenste Feind des Kaisers, gestorben war (1083), dauerte in Deutschland der Krieg fort, und erhielt neue Nahrung, als Heinrich nach seiner Rückkehr aus Italien mit unermüdeter Kraft und Thätigkeit seine Widersacher bekämpfte. Unter abwechselndem Kriegsglücke wurde das Land furchtbar verwüstet, und die Nation,

*) Dilexi justitiam, et odi iniquitatem; propterea morior in exilio.

**) Wir führen die Geschichte Deutschland's hier noch um einige Decennien über das Ende unserer zweiten Periode (1096) hinaus um den inneren Zusammenhang derselben nicht auseinanderzureißen, da für dieses Reich erst nach dem Aussterben des Salischen Hauses die neue Reihe der Begebenheiten anfängt.

dieser Zerrüttung aller Verhältnisse müde, seufzte nach Frieden. Endlich legte der Gegenkönig Hermann von Luxemburg — so unbedeutend und machtlos, daß er einem Schutzflehenden einst erwiederte: er könne ihm so wenig als sich selber helfen — die Krone freiwillig nieder (1088), und um dieselbe Zeit kam bei einem Auflaufe in Goslar Bischof Burchard von Halberstadt um, der Führer und Mittelpunkt der Gegner des Kaisers in Sachsen. Noch ließ sich der ehrgeizige Markgraf Ekbert II. von Thüringen nach der Herrschaft gelüsten, konnte aber den alten Eifer wider Heinrich nicht mehr entzünden, und ward 1090 in einer Mühle unweit Braunschweig erschlagen. Da waren die Sachsen mit Heinrich ausgesöhnt, Franken und beide Lothringen ihm ganz zugethan, nur Herzog Welf von Baiern war noch wider ihn, und Schwaben getheilt. So konnte jetzt die allgemeine Ruhe in Deutschland leicht wieder hergestellt werden, wenn Heinrich nur den Gegenpapst aufgegeben hätte. Weil er dies aber nicht wollte, oder aus Rücksicht auf seine Partei nicht konnte, so setzten die von den Cardinälen erwählten Päpste Gregor's Krieg wider ihn fort. Victor III., der diesem zunächst folgte, starb nach einem kurzen Pontificate (1087); Urban II., der dann den heiligen Stuhl bestieg, ein geistvoller, unternehmender Mann, kam mit Hülfe der Normannischen und Mathildischen Partei wieder nach Rom, obschon sich auch der Gegenpapst Clemens III. noch in einem Theile der Stadt behauptete. Aber Urban erreichte bald noch weit mehr. Er brachte eine Heirath zwischen der Markgräfin Mathilde, jener eifrigen und mächtigen Freundin des Römischen Stuhles, und dem jungen Welf, dem Sohne des Herzogs von Baiern, zu Stande. Dadurch wurde auch der Vater fester an die Kirche gekettet, und dem Kaiser in Italien ein neuer Krieg erregt. Heinrich sah sich daher genöthiget, zum dritten Male in dies Land zu ziehen (1090), und focht nicht unglücklich, aber als er 1092 auf kurze Zeit nach Deutschland ging, empörte sich sein eigener Sohn, den er in Italien zurückgelassen, der schon 1087 zu Aachen gekrönte König Konrad, wider ihn. Den sonst milden und wohlwollenden jungen Mann hatte die Ueberredung Mathildens und der päpstlichen Partei fortgerissen; der Erzbischof Anselm von Mailand krönte ihn 1093 zu Monza zum König von Italien und der Sicilische Graf Roger gab ihm seine Tochter zur Ehe. Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza, in denen die päpstlich Gesinnten die Oberhand gewonnen hatten, erklärten sich für ihn und schlossen einen Bund auf

zwanzig Jahre zur Bekämpfung des Deutschen Kaisers. Der Vaters Schmerz war grenzenlos. Seine Gegner erhielten neue Stärke, und Clemens mußte zum Kaiser flüchten. Zum Glück für den hartbedrängten entzweiten sich jetzt seine Feinde. Welf ward inne, daß seine Gemahlin den Vortheil der Römischen Kirche weit mehr fördere, als seinen eigenen; er trennte sich deswegen von ihr, und beide Welfen, Vater und Sohn, vertrugen sich mit dem Kaiser, und strebten ihm auch in Deutschland Freunde zu gewinnen. Dorthin zog Heinrich nach siebenjähriger Abwesenheit, und gewann fast alle seine Widersacher, so daß Deutschland endlich als beruhigt zu betrachten war. Konrad starb in Italien in der Blüthe seiner Jahre (1101), von den Städten verlassen, die seiner bald überdrüssig geworden waren, da sie ihn hatten erhalten müssen.

Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Gegenpapstes Clemens hegte der Kaiser den ernstlichen Wunsch, sich mit der Kirche auszusöhnen, aber Paschalis II., des 1099 gestorbenen Urban Nachfolger, mochte Heinrich's Anerbietungen nicht trauen, und der verderbliche Zwist dauerte fort; ja der Kaiser mußte erleben, daß auch sein zweiter Sohn Heinrich wider ihn aufstand, obschon er bei seiner Wahl zum Römischen König, an des aufrührerischen Konrad Stelle, einen ausdrücklichen Eid hatte schwören müssen, sich bei seines Vaters Leben der Regierung auf keine Weise anzumaßen. Aufgereizt wurde er von den Baierschen Großen, die dem Kaiser von neuem zürnten, weil er die Ermordung eines der Angesehensten aus ihrer Mitte, des Grafen Sighard, nicht verhindert, noch gerächt hatte. Ein Gleiches thaten leichtsinnige und bösartige Begleiter des jungen Fürsten, die Genossen seiner Vergnügungen, und alte Feinde des Kaisers, die der Kirche streng ergeben waren. So wurde der Ehrgeiz in dem Könige erweckt, und trotz seiner Jugend, hatte er doch schon gelernt, ihn heuchlerisch zu verstecken. Er betheuerte auf einem Reichstage zu Nordhausen, wo sich seine Anhänger versammelten (im Mai 1105), daß er keine andere Absicht habe, als seinen Vater zu der schuldigen Unterwürfigkeit unter den heiligen Petrus und seinen Nachfolger zurückzubringen. Es entbrannte ein neuer Bürgerkrieg. Der unglückliche alte Kaiser mußte noch einmal die Treulosigkeit seiner Vasallen erfahren; als es bei Regensburg zu einer Schlacht kommen sollte, sah er sich plötzlich von den meisten Fürsten verlassen, und mußte nun im Reiche Hülfe suchend umherirren. Endlich kam er an den Rhein, wo es ihm gelang, ein neues Herr zu sammeln. Diese Macht fürchtete König Heinrich; sein Gemüth war von

dem Glanze der Herrschaft schon so geblendet, von ihren Lockungen schon so umstrickt, daß er auch den schmählichsten Verrath nicht scheute, sich in Besitz der Krone zu setzen. Er ließ daher den Vater zu einer Zusammenkunft auffordern. Als dieser den Sohn, der ihm solches gethan, erblickte, überwältigte ihn das zerreißendste Gefühl, er stürzte vor ihm nieder und sprach: „Mein Sohn, mein Sohn, wenn ich von Gott meiner Sünden wegen bestraft werden soll, so beflecke du wenigstens deinen Namen und deine Ehre nicht, denn es ziemt sich nicht, daß der Sohn über die Sünden des Vaters sich zum Richter aufwerfe!" König Heinrich schien ergriffen, versicherte, daß er nichts wolle, als des Vaters Versöhnung mit der Kirche: zu dem Ende möge dieser ihm nach Mainz folgen, vorher aber seine Mannen entlassen, die dorthin nicht mit ihm gehen könnten. Der Kaiser glaubte den Eidschwüren, mit welchen sich der Sohn für seine Sicherheit verpfändete; er glaubte ihnen selbst noch, als der König ihn unter dem Vorwande, daß der Erzbischof von Mainz keinen Gebannten aufnehmen wolle, bis zur ausgemachten Sache nach Beckelheim (einer Burg bei Kreuznach) ziehen hieß. Kaum aber war er dort angelangt, so gewahrte er den schändlichsten Betrug. Er wurde als Gefangener behandelt, und um dem Unglück Schimpf hinzuzufügen, mit ausgezeichneter Härte. Dann brachte man ihn nach Ingelheim, und zwang ihn dort, dem Reiche zu entsagen. Und doch erhielt der tiefgebeugte Fürst nicht einmal die Lösung vom Banne, um die er den päpstlichen Legaten flehentlich bat, noch seine Freiheit als Preis der Abtretung; er fürchtete noch Schlimmeres, entfloh, und wandte sich nach Lüttich. Unerwartet fand er in dem Herzog Heinrich von Niederlothringen einen Freund und wackeren Beschützer, der den an der Spitze eines Heeres nachdrängenden König zurückschlug. Auch Köln leistete diesem so tapfern Widerstand, daß er die Belagerung der wichtigen Stadt nach großem Verlust wieder aufheben mußte. Eine Schlacht zwischen Vater und Sohn schien unvermeidlich, und der König zog zur blutigen Entscheidung herauf, als er die erwünschte Kunde erhielt, daß sein Vater, so vielem Gram erliegend, zu Lüttich gestorben sey (7. Aug. 1106). Der getreue Bischof dieser Stadt, Otbert, ließ ihn in der Kirche des heiligen Lambert feierlich und mit kaiserlichen Ehren beisetzen, allein er mußte, auf Befehl des Königs und der anderen Bischöfe, den Kaiser heraufholen, und unbeerdigt auf einer kleinen Insel in der Maas hinstellen lassen, bis der Papst den Kirchenbann aufgehoben haben würde. Hier sang ein mitleidiger Mönch

aus Jerusalem, aus eigenem Antriebe, Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ hierauf den Leichnam nach Speier bringen. Das Volk daselbst empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, denn der Verstorbene hatte sich um die Stadt sehr verdient gemacht. Man gab ihm eine würdige Ruhestätte in der Marienkirche, die er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der päpstlich gesinnte Bischof allen Gottesdienst, und ruhte nicht eher, als bis man den Sarg wieder emporgezogen und in eine noch ungeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde; dann erst ward der Bann aufgehoben, und der Leichnam mit Pracht in die väterliche Erbgruft gesenkt. Aber selbst in neueren Zeiten störten Räuber seine Ruhe. Es waren Franzosen, welche 1689 auf ihre gewohnte Art in Speier hauseten, und selbst die stillen Gräber der Fränkischen Kaiser nicht verschonten.

Dies war der Ausgang Kaiser Heinrich's IV. Wie groß auch die Verirrungen und Sünden seiner Jugend gewesen, wie hart man auch den Mangel an Festigkeit anklagen möge, der ihn und das Reich in unnennbare Verwirrungen gestürzt; die Schläge mit welchen ihn das Geschick verfolgte, sind so hart, daß man dennoch mit dem Gefühle des Bedauerns von ihm scheidet. Großmuth auch gegen Widersacher, Wohlthätigkeit, Milde und Tapferkeit bei schönem ritterlichen Wesen und königlicher Würde, rühmten ihm selbst seine Feinde nach.

---

25. Kaiser Heinrich V.

(1106—1125.)

Als Papst Paschalis II. die Empörung Heinrich's gegen seinen Vater unterstützte, war er der gewissen Hoffnung, an einem durch ihn erhobenen Herrscher auch einen willfährigen Diener der Römischen Kirche zu finden, aber er hatte sich getäuscht. Heinrich hatte die Schande des Betruges und heuchlerischer Hinterlist gegen den eigenen Vater auf sich geladen, um die Krone zu erwerben, aber ihre Hoheit wollte er nicht erniedrigen, noch an Rom für die Dienste verrathen, die es ihm geleistet. Es war sogar seine Absicht, den Papst nach Deutschland zu locken, und wirklich war dieser schon auf der Reise begriffen, als er noch zeitig genug merkte, worauf es abgesehen sey, daher vom Wege

ablenkte und sich nach Frankreich begab. Hier erschienen Abgeordnete Heinrich's, der nun die Maske ablegte, vor ihm, und verlangten die Einwilligung des Papstes zu dem alten kaiserlichen Investiturrechte. Als Paschalis dies in den strengsten Ausdrücken verweigerte, entfernten sich die Deutschen Gesandten mit den Worten: „nicht hier, sondern in Rom wird der Streit mit dem Schwerte entschieden werden."

Diese Drohung zu erfüllen, ward Heinrich in den nächsten Jahren durch Kriegszüge gegen den Grafen Robert von Flandern, gegen Böhmen und Ungern, noch abgehalten. Aber im Jahre 1110 unternahm er seinen Römerzug mit einem zahlreichen Heere, welches auf zwei verschiedenen Wegen über die Alpen ging. Da Novara dem Könige den Gehorsam verweigerte, nahm er es mit Waffengewalt und riß die Mauern ein. Am Po vereinigte er sich mit der andern Heeresabtheilung und schlug auf den Roncalischen Feldern bei Piacenza in fast unübersehbarer Weite sein Lager auf. Da erschraken die Städte Oberitalien's und sandten ihm, Mailand ausgenommen, Zins; die Fürsten erschienen mit ihren Truppen, und beim weitern Fortzuge ließ sich selbst die mächtige Mathilde bewegen, dem Könige durch Gesandte ihre Unterwerfung zu bezeugen, doch blieb sie parteilos. In Florenz ward das Weihnachtsfest gehalten. Sodann ging der Zug über Arezzo, welches zerstört ward, nach Aqua-Pendente. Hier trafen den König seine rückkehrenden Boten, durch die er nochmals das Investiturrecht vom Papste hatte fordern lassen, mit einem höchst unerwarteten Antrage. Da der Streit, ließ der Papst ihm entbieten, doch nur von den weltlichen Gütern und Regalien, welche die Bischöfe und Aebte besäßen, herrührte, so möge der Kaiser diese zurücknehmen, dagegen der Investitur, zu der er dann gar kein Recht mehr habe, entsagen. Heinrich mochte zweifelhaft seyn, ob es dem Papste mit diesem Vorschlage, welcher der weltlichen Macht einen so unermeßlichen Vortheil darbot, Ernst sey oder nicht *); doch schloß er sofort einen Vertrag in diesem Sinne ab, der ihm wenigstens, wenn er auch nicht zur Vollzie-

*) Wie denn auch heutiges Tages dieser Zweifel noch obwalten kann. S. Planck a. a. O. Bd. IV. Abschn. 1. S. 269. fg., und dagegen v. Raumer Gesch. der Hohenstaufen, Bd. I. S. 264. Gewiß scheint indeß, daß nur die Hoheitsrechte, welche die geistlichen Vorsteher ausübten, als die herzoglichen und gräflichen Befugnisse über ihre Güter und andere Districte, das Münzrecht, Zölle u. s. w. und die dem Reiche unmittelbar unterworfenen Güter gemeint waren, für welche die kaiserliche Investitur nöthig war. Uebrigens wäre bei der großen Verwickelung aller dieser Verhältnisse die Ausführung des päpstlichen Vorschlages unmöglich gewesen.

hung kam, den Vortheil versprach, daß schon die Absicht einer solchen Entäußerung alle Geistlichen gegen den Papst aufbringen mußte. Am 12. Februar 1111 hielt er seinen Einzug in Rom, wo er von dem Papste, den Cardinälen und allen höheren Geistlichen feierlich empfangen und in die Peterskirche geführt ward. Als nun Paschalis hier vom Könige vor der Krönung eine nochmalige feierliche Entsagung der Investitur verlangte, kam es zu Erklärungen, wodurch der Inhalt jenes Vertrages kund ward, und die Bischöfe den Papst, wie Heinrich es vorher gesehen hatte, mit Vorwürfen überhäuften. Darüber entstand ein heftiger Wortwechsel, und einer der anwesenden Deutschen rief: „Was braucht's vieles Redens? Unser Herr, der König, will die Krone empfangen, wie ehemals Karl der Große." Und als der Papst noch immer widersprach, ließ Heinrich ihn sammt den Cardinälen auf der Stelle gefangen nehmen. Hierüber erhob sich Aufruhr und Empörung in der Stadt, bei welcher Heinrich selbst in Gefahr kam, doch trugen die Deutschen den Sieg davon. Heinrich verließ darauf Rom mit den Seinen, der Papst aber, den er gefangen mit sich fortführte, ward nach einiger Zeit durch Vorstellungen zur Nachgiebigkeit bewogen. Er versprach in einem neuen, feierlichst beschwornen Vertrage, dem Könige, nach vorhergegangener freier gesetzlicher Wahl der Bischöfe und Aebte, die Belehnung mit Ring und Stab zu überlassen. Erst nach diesem solle die geistliche Weihe von dem Erzbischofe oder Bischofe erfolgen. Zugleich mußte er geloben, das ihm zugefügte Unrecht nicht zu rächen, und keinen wegen dieser Streitigkeiten, insbesondere aber nie den König mit dem Fluch der Kirche zu belegen, vielmehr ihm überall Hülfe und Beistand zu leisten. Hierauf entließ Heinrich den Papst nach Rom, und wurde von ihm am 13. April zum Kaiser gekrönt; dann kehrte er vollkommen befriedigt nach Deutschland zurück.

Allein Paschalis ward von denjenigen Cardinälen und Prälaten, die keinen Antheil an dieser Ausgleichung genommen hatten, und höchst entrüstet darüber waren, genöthigt, die ganze Bewilligung als erzwungen zu widerrufen. Da der Papst seinem Eide gemäß den Kaiser nicht bannen konnte, so that es an seiner Stelle der Erzbischof Guido von Vienne. Dadurch kam Heinrich mit der Kirche in das Verhältniß seines Vaters, auch in Deutschland wandten sich Viele von ihm ab, und selbst sein vertrauter Freund und Kanzler, Adalbert, der Haupturheber aller gewaltsamen Maßregeln wider den Papst, den Heinrich nur eben noch mit dem Erzstifte Mainz belehnt und mit

Gütern überhäuft hatte, trat zur päpstlichen Partei über und suchte verrätherisch Alles wider den Kaiser aufzuregen. Aber er fiel in Heinrich's Gewalt, der ihn in ein hartes Gefängniß werfen ließ. Um dieselbe Zeit war Heinrich mit den Sächsischen Fürsten in Feindschaft gerathen. Diese, höchst aufgebracht, daß Heinrich nach dem Tode des Grafen Ulrich von Weimar dessen Lande, trotz der Ansprüche mehrerer unter ihnen, als eröffnetes Reichslehen eingezogen hatte, ergriffen die Waffen, an ihrer Spitze ihr Herzog, Lothar von Suplimburg *), welchen Heinrich selbst, als mit dem Herzoge Magnus die Linie des Hauses der Billungen erloschen war, mit dieser Würde bekleidet hatte. Sie wurden jedoch bei Warnstädt geschlagen (1113). Als der Kaiser nun im Anfange des folgenden Jahres zu Mainz seine Hochzeit mit Mathilde, der Tochter König Heinrich's I. von England, auf das glänzendste feierte, und dort Herzog Lothar von Sachsen erschien und Vergebung erflehte, glaubte er am Ziele seiner Bestrebungen zu seyn, da er die Kirche und die aufrührerischen Fürsten zu seinem Willen gezwungen. Aber die Gemüther hatte er nicht gewonnen, sondern durch seine strenge Härte ganz von sich abgewendet, und gerade die stolze Zuversicht, mit der er jetzt den einer Verschwörung verdächtigen Grafen Ludwig von Thüringen verhaften ließ, erweckte einen noch viel gefährlichern und verbreitetern Aufstand gegen diese Willkür. Am 11. Februar 1115 ward Heinrich von den Sachsen beim Welfesholze gänzlich geschlagen, worauf sogleich neue Bannflüche erfolgten, und des Kaisers Ansehen dermaßen sank, daß die Mainzer Adalbert's Freilassung von ihm ertrotzten. Aber des Kaisers Neffen, die beiden Hohenstaufischen Brüder, Friedrich und Konrad, Söhne des ersten Friedrich von Schwaben, blieben ihm treu in seinem Unglück zur Seite und wichen an Macht keinem Gegner, denn der erste hatte das Herzogthum Schwaben vom Vater geerbt, dem zweiten hatte der Kaiser die Ueberreste der herzoglichen Gewalt in Franken verliehen; und Welf V., Herzog von Baiern, Mathildens gewesener Gemahl, schloß sich wenigstens nicht den Feinden des Kaisers an. Daher sehen wir diesen schon 1116 wieder nach Italien ziehen, wohin ihn besonders die Erbschaft der kurz vorher (1115) gestorbenen Mathilde rief. Die Markgräfin hatte zwar in ihrem Testamente der Kirche alle ihre eigenthümlichen Güter vermacht; es ent-

*) Dieser Fürst war durch Reichthum und Ansehen ausgezeichnet, und kam durch seine Gemahlin Richenza, Erbtochter des Sohnes Otto's von Nordheim, Heinrich des Dicken, in Besitz der großen Güter dieser Familie.

stand jetzt aber nicht nur die Frage, was diese in sich begriffen, und was das Reich als Lehen einziehen könne, sondern Heinrich behauptete, als Mathildens Verwandter auch auf ihre Allodialverlassenschaft Ansprüche zu machen. Als er vor Rom erschien, entfloh Paschalis nach Benevent, kam, als der Kaiser nach Oberitalien gezogen war, wieder zurück, starb aber gleich darauf (1118). An seine Stelle wurde der Cardinal Johann von Gaëta, welcher den Namen Gelasius II. annahm, erwählt. Heinrich stand am obern Po, als er die Nachricht davon erhielt. Er ging noch einmal nach Rom, und Gelasius entfernte sich gleichfalls bei seiner Annäherung, worauf der Kaiser versprach, ihn anzuerkennen, wenn er den mit Paschalis geschlossenen Vertrag genehmigen wollte. Da aber Gelasius die Sache auf ein allgemeines Concil verschob, und auch die Römer mit ihm unzufrieden waren, so ward in Gegenwart und mit Genehmigung des Kaisers ein anderer Papst, Gregor VIII., gewählt. Hienach kehrte Heinrich nach Deutschland zurück, wohin ihn die Aufforderungen seiner Anhänger, die gefährlichen Bewegungen seiner Feinde und die durch den Krieg erneute Noth des Landes riefen. Aber der heftige Zorn und die Rachsucht, mit welcher er auftrat, konnten den Sturm nicht beschwören, sondern entflammten die Wuth des Kampfes noch mehr. Als Gelasius schon 1119 in Frankreich starb, wählte seine Partei den obengenannten Erzbischof Guido von Vienne unter dem Namen Calixtus II., welcher den Kaiser, nach vergeblich gepflogenen Unterhandlungen, auf einer Kirchenversammlung zu Rheims von neuem in den Bann that. Da die Empörung in Deutschland noch immer fortdauerte, so war dieser Bannstrahl nicht ohne Wirkung, und der Kaiser um so geneigter, sich mit den Sachsen auszusöhnen. Dies geschah 1121 zu Würzburg durch einen Vertrag, in welchem nicht nur jedem die Zurückstellung entrissener Güter und Erbschaften zugesichert und ein allgemeiner Reichsfriede, bei Todesstrafe für den Bruch, angeordnet, sondern auch festgestellt ward, daß der Kaiser nach dem Rathe und mit Hülfe der Fürsten Friede mit dem Papste schließen solle. Denn diese begannen ihre Stärke und ihren Einfluß, welchen die Zerwürfnisse unter dieser und der vorigen Regierung bedeutend gehoben hatten, immer mehr zu fühlen, und traten jetzt als Mittelmacht zwischen Kaiser und Papst, da sie einsahen, wie sehr es ihr Vortheil verlange, daß Keiner von beiden ganz unterliege *).

*) Stenzel Geschichte Deutschland's unter den Fränkischen Kaisern, Bd. I. S. 701.

Indeß war Calixtus nach Rom gezogen, hatte über den kaiserlichen Gegenpapst, der zum Mönch geschoren und auf höchst erniedrigende Weise behandelt ward, den vollkommensten Sieg davongetragen und zeigte sich nun einer Vergleichung mit dem Kaiser nicht abgeneigt. So kam das berühmte Concordat zu Stande, geschlossen auf einem großen Reichstage zu Worms den 23. September 1122. Man verständigte sich dahin, daß der Kaiser versprach, in Zukunft die Freiheit der Bischofs- und Abtswahlen nicht zu stören, und keinem neu gewählten Bischofe und Abte die Investitur mit Stab und Ring mehr zu ertheilen. Dagegen bewilligte der Papst, daß alle Bischofs- und Abtswahlen im ganzen Deutschen Reiche nie anders als in Gegenwart des Kaisers oder seiner Abgeordneten, jedoch ohne Simonie, vorgenommen werden sollten; dann solle der Gewählte von dem Kaiser die Belehnung über die Regalien mit dem Scepter empfangen, und sich anheischig machen, alle seine Obliegenheiten gegen Kaiser und Reich zu jeder Zeit nach seiner Schuldigkeit zu erfüllen. So endete dieser funfzigjährige Streit zwischen Kirche und Staat, freilich nicht nach dem Sinne Gregor's VII., welcher diesen ganzen Lehnsverband der Geistlichen hatte sprengen wollen, aber doch mit der vom Staate freieren Stellung der Kirche und mit der Vermehrung des päpstlichen Ansehens durch jenen großen, über Heinrich IV. davongetragenen Sieg.

Mitten unter Plänen zur Vergrößerung der königlichen Macht, starb Heinrich an dem Ausbruch eines krebsartigen Geschwürs zu Utrecht am 23. Mai 1125.

---

26. Veränderungen in Deutschland unter den Salischen Kaisern.

Wie die Bemühungen der beiden ersten Salier, Konrad's II. und Heinrich's III., die dem Reiche so gefährliche Gewalt der Herzoge zurückzudrängen, durch die Schwierigkeit, die einzelnen Volksstämme von dem Festhalten an solche Vorsteher abzubringen, besonders aber durch den großen Umschwung der Verhältnisse unter Heinrich IV., vereitelt wurden, hat die bisherige Geschichtserzählung gezeigt. Dagegen war die alte Verfassung der Gaue mit den Grafen an ihrer Spitze um diese Zeit bereits fast überall aufgelöst. Wir sahen oben, wie Bischöfe und Reichsäbte zuerst Befreiungen, dann Hoheitsrechte über kleinere und größere Landstrecken, ja über ganze Gaue gewannen. Eben so brachten

die Herzoge die Verwaltung von Grafschaften an sich, die in ihren Gebietskreisen lagen. Auch nahmen die Kaiser Städte, so wie andere Ortschaften und Bezirke, von der Grafengewalt aus, und stellten sich unter neue, nur von ihnen abhängige Beamten, Vögte genannt. So entstanden die Reichsvogteien. Indem zugleich die Grafenwürde erblich geworden war, hatte sich die ursprüngliche Bedeutung derselben, des Amtes in einem bestimmten Sprengel, ganz verloren und der Vorstellung Platz gemacht, daß die Grafschaft wie ein Eigenthum besessen würde. Doch besaßen die meisten dieser Grafen nicht den ganzen ehemaligen Gau ohne das geistliche Gut und die Reichsvogteien, sondern gewöhnlich nur einzelne Herrschaften mit Grafengewalt; denn es hatten neben ihnen auch kleinere Besitzer, theils unmittelbar vom Könige, theils von den Bischöfen, Aebten oder den Grafen selbst, gaugräfliche Rechte über ihre Territorien lehnsweise erworben. Diejenigen Grafen, welche eine noch vorhandene wirkliche Gaugrafschaft verwalteten, kommen nun unter dem Namen der Landgrafen vor.

Auch dem Heerbanne des Grafen war der größte Theil der noch übrigen freien Leute durch die Exemtionen und Befreiungen und durch das Eintreten in Dienstverhältnisse entzogen worden; deshalb forderte der König jetzt nur noch in den Reichsvogteien den Kriegsdienst unmittelbar durch seine Beamten, im Uebrigen wurden die weltlichen und geistlichen Vasallen aufgeboten, welche Lehnsgüter vom Reiche inne hatten, mit einer Anzahl von Kriegsvolk je nach der Größe ihres Territoriums zu erscheinen. Wie sie dieses aus ihren Dienstleuten und den Freien, über welche sie Hoheitsrechte übten, zusammenbrachten, war ihnen ganz überlassen. Nun bestand seit Heinrich I. der Kern der Heere aus Reiterei, deren Bewaffnung immer schwerer, deren Uebung und Kriegsfertigkeit immer größer wurde. Von freien Grundeigenthümern waren deshalb nur noch die reicheren im Stande, diesen Kriegsdienst regelmäßig zu leisten, die ärmeren zahlten den Immunitätsherrn für die Befreiung davon Entschädigung, wurden schutzpflichtige Leute und geriethen durch die Lasten, welche diese ihnen dafür auflegten, als ihre Hintersassen in immer größere Abhängigkeit. Dagegen wurden durch diese neuen Einkünfte die Herren wiederum in den Stand gesetzt, noch größere Gefolge zu erhalten; Unbegüterte drängten sich des Unterhalts wegen hinein und kleinere Besitzer verwandelten, um ihre Waffenehre zu retten, ihr bisher noch freies Eigenthum in Lehen. Die aber den Kriegsdienst zu Roß leisteten, wurden durch die Benennung Ritter (milites) geehrt.

Es kam der Grundsatz auf, daß Waffendienst adele, ohne Rücksicht ob der Waffenführende ein Fürst, ein Dienstmann oder ein schutzpflichtiger Hintersasse sey. Der Ritterstand war eben so wenig wie die übrigen Stände geschlossen; noch konnte jeder Freie, der begütert genug war, durch Uebernahme des Reichsdienstes in denselben eintreten. Bald aber wurde es feste Regel, ein Lehen, von dem der Dienst zu Pferde geleistet werden mußte, nur einem Mann zu geben, dessen Väter schon in derselben Weise gefochten hatten, nur der sollte die kriegerische Laufbahn betreten, dessen Vorfahren ihm hierin vorangegangen waren. Dem Ehrenrange nach gab es keinen Unterschied zwischen den ganz freien Rittern und denen, die zu einem Herrn in Dienstverhältnissen standen. Aber jener ist nur dem Reiche zum Kriege, dieser außerdem seinem Herrn zu Treue und Hülfe auch in Privatfehden durch einen besonderen Eid (**homagium, vasallagium**) verpflichtet. Er lautete: „Ich schwöre, daß ich niemals wissentlich in Rath, oder in der Hülfe, oder in der That seyn will, daß du Leben oder ein Glied verlierst, oder daß du eine Kränkung, ein Unrecht oder eine Schmach erleidest, oder daß dir eine Ehre genommen werde. Oder wenn ich weiß und höre, von einem, der dir solches thun will, will ich nach meinen besten Kräften verhindern, daß es geschehe. Und wenn ich dies nicht vermag, will es dir melden, so schnell als möglich, und dir meine Hülfe leisten. Und wenn etwas, das du hast oder haben wirst, durch Unrecht oder Zufall dir entrissen werden sollte, will ich dir zur Wiedererlangung und Behauptung für alle Zeit behülflich seyn. Wenn ich weiß, daß du in Rechten jemanden angreifen willst, und zur Hülfe gefordert bin, werde ich sie bringen. Und wenn du mir im Geheim etwas vertraut hast, so will ich es niemand verrathen, meinen Rath aber will ich dir geben, wenn du ihn verlangt hast, nach meinem besten Wissen, und niemals will ich wissentlich etwas thun, was dir oder den Deinen Schimpf und Schmach bringen würde." Unter den Dienstmannen selbst aber findet ein Unterschied statt, zwischen den eigentlichen Vasallen, den Lehnsmannen (**milites liberi**) und den Ministerialen oder Dienstmannen im engeren Sinn, deren Verhältnisse ganz auf ihren eigenthümlichen Vertrag mit dem Herrn begründet sind. Außer zum Zuzug und besonderer Treue ist der Ministeriale auch zu Diensten am Hoflager des Herrn verpflichtet, seine Kriegsleistungen sind unbedingt, während der Lehnsträger nur bestimmte Zeit zu dienen hat. Dieser kann in die Treue mehrerer Herren treten, auch das Lehnsgut zurückgeben und seine Verbindlichkeit da-

durch auflösen, wenn er will; jenem steht weder das erste noch das zweite zu, er kann sogar mit dem Gute, zu dem er gehört, veräußert werden, die Dienste des Vaters gehen auf die Kinder über; auch darf der Ministeriale ohne Erlaubniß seines Herrn keine Ehe eingehen. Zwistigkeiten, welche über das Lehnsverhältniß entstehen, entscheidet der Lehnsherr mit Zuziehung der Vasallen als Schöffen, über Streitigkeiten der Dienstmannen spricht der Dienstherr mit Zuziehung seiner Ministerialen (oben S. 42.). Unterschieden von diesem strengen Dienstverhältniß ist die sogenannte Ministerialität der großen Lehnsträger, wie z. B. der Deutschen Herzoge, welche in der Verpflichtung zu gewissen Hofdiensten bei feierlichen Gelegenheiten bestand. Aus den Rittern, als Lehnsmannen eines Herrn oder des Reiches und als Dienstmannen, ist der niedere Adel Deutschland's hervorgegangen.

Die Verhältnisse des Grundbesitzes hatten sich jetzt etwa in folgender Weise gestaltet. Ein Theil des Grund und Bodens ist Eigenthum des Reiches, ein anderer und der bei weitem größere ist den Fürsten und Herren oder den Kirchen und Klöstern zu Lehen gegeben. Ein drittes ist freies Eigenthum der Lehnsherren. Von den landherrlichen Reichslehen ist dann wieder ein großer Theil Kirchen, Stiften und Rittern zu Lehen und Afterlehen gegeben. Das Uebrige wird entweder durch Knechte bewirthschaftet oder ist an freie und unfreie Leute gegen die Leistung von Abgaben und Frohnden ausgegeben. Viele Güter gehören der Kirche eigenthümlich, diese werden dann wieder zusammen mit den Lehngütern und Gefällen an einzelne Geistliche oder an ganze Stifter als Pfründen vertheilt. Ebenso haben die niedern Lehnsleute neben dem bedingten, auch freien Besitz. Noch andere Strecken des Grund und Bodens gehören den einzelnen Mitgliedern der Stadt- und Dorfgemeinden, oder diesen selbst als Gemeindegut.

So war das Deutsche Reich in eine Menge größerer oder kleinerer Gebiete zerfallen, deren jedes seinen Vorsteher, einen Vogt, Grafen, Herzog u. s. w. hat, welcher eine beschränkte Regierungsgewalt ausübt. Ueber allen steht der König. Durch das Herkommen hat es sich festgestellt, daß er von den weltlichen und geistlichen Herren gewählt wird, welche der Erzbischof von Mainz zu diesem Zwecke zusammenruft. In der Umgegend dieses bischöflichen Sitzes findet auch die Wahl statt, die Krönung erfolgt aber jedesmal zu Aachen. Hier leistet der neue König zuerst dem Reich die Huld und schwört „daß er das Recht stärken und das Unrecht kränken und dem Reiche vorstehen wolle zu seinem Rechte,

zum Besten als er könne und möge," wie die Formel später lautete; dann erst empfängt er den Eid der Treue von allen Fürsten, Herren und Rittern und ertheilt die Reichslehen. Die Verwaltung des Reiches besorgte er theils persönlich, theils mit Beihülfe der Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, als den beständigen Erzcanzlern. Der erste führt dieses Amt in allen Deutschen, der zweite in allen Lothringischen, der dritte in allen Italienischen Landen. Allgemeine und wichtige Angelegenheiten, z. B. die Abfassung von Gesetzen, was freilich selten genug vorkam, Beschlüsse über Krieg und Frieden u. s. w. durfte der König nicht auf seine eigene Hand bestimmen; hiezu war die Berathung und Bestätigung des Reichstages nöthig, der aber nicht mehr wie zu Karl's des Großen Zeit regelmäßig zusammentritt, sondern vom Könige jedesmal besonders berufen wird. Die Rangordnung der Unterthanen zeigt sich sehr bestimmt in den sieben Abtheilungen des Reichsheeres, Heerschilde genannt. Den ersten Heerschild hat der König; den zweiten haben die geistlichen Fürsten, weil sie nur des Königs Dienstleute sind; den dritten die weltlichen Fürsten, weil sie, ihrer Würde unbeschadet, Dienstleute der Geistlichen werden können; den vierten die Grafen und Freiherren, weil sie Untergebene der Fürsten sind. Diese vier Heerschilde machen den hohen Adel aus. Den fünften heben die Bannerherren oder Mittelfreien, welche Freie zu Mannen haben können; den sechsten die gemeine Ritterschaft, welche keine Mannen hat; den siebenten alle Freien, die nicht ritterlicher Geburt sind.

Der Stand der gemeinen Freien würde in seiner Schutzlosigkeit wol ganz untergegangen seyn, wenn nicht zum Glück die Städte ihm eine Zuflucht dargeboten hätten. Die ersten Städte in Deutschland waren die alten Römischen am Rhein und an der Donau. In diese, wie in viele andere, im Drange der kriegerischen Zeiten durch das ganze Land sich zu befestigten Städten bildende, Ortschaften zogen viele solche Freie, welche sich nicht in die Dienstmannschaft des Adels begeben wollten, oder dazu keine Gelegenheiten hatten. Diese Ortschaften waren besonders Bischofssitze und königliche Pfalzen. In jenen ging die Grafengewalt auf bischöfliche, in diesen auf königliche Vögte über, und diese Absonderung der Stadtbewohner oder Bürger von der Verbindung mit den übrigen schutz- und dienstpflichtigen Freien übte großen Einfluß auf die eigenthümliche Entwickelung der Städte, und bildete sie allmählig zu selbständigen Corporationen. Ein aus den ritterlichen und anderen freien Geschlechtern der Stadt gewählter Gemeinderath gelangte

von den ihm anfangs zustehenden beschränkten Befugnissen nach und nach zur selbständigen Verwaltung aller öffentlichen Angelegenheiten der Stadt, und die Vorsteher desselben, die Bürgermeister, ließen dem herrschaftlichen Vogt wenig Mitwirkung dabei. Die Gewerbe blühten bei der fortschreitenden, mehr Bedürfnisse erzeugenden Cultur in den Städten empor, der Handel machte sie reich, und aus dem Wohlstande ging eine Macht hervor, durch welche die befestigten Städte ihrer Grundherrschaft, wenn sie sie in ihren Privilegien und in ihrer freien Verwaltung beschränken wollte, wol Widerstand entgegenzusetzen vermochten. Alles dieses entwickelte sich in kräftiger Eigenthümlichkeit zwar erst in der folgenden, Hohenstaufischen Periode der Deutschen Geschichte; welche Macht indeß auch schon unter den Saliern Worms und Köln besaßen, und wie sie den dem Kaiser Heinrich IV. feindlichen Lehnsadel nicht fürchteten, hat uns die frühere Erzählung (S. 267. und 297.) gezeigt. Doch haben die Deutschen Könige nie den Versuch gemacht, diese Gesinnung auf entschiedene Weise zu benutzen, und gegen die durch den Lehnsadel mächtigen Fürsten, von denen sie so häufig bedrängt wurden, in den emporstrebenden Städten und dem Bürgerstande ein Gegengewicht zu suchen.

Die Blüthe der Dom- und Klosterschulen, welche unter den Ottonen von neuem begonnen hatte, dauerte in der ersten Hälfte der Salischen Periode noch fort. Wir nennen unter den Schriftstellern jener Zeit: Hermann den Contracten, aus einem gräflichen Geschlechte, der, wegen seiner Gebrechlichkeit in ein Kloster gebracht, sich dort mit großem Erfolge auf die Wissenschaften legte, und sowol historische als mathematische Schriften hinterlassen hat; und den oben bei Heinrich IV. einige Mal angeführten Lambert von Aschaffenburg, einen Mönch im Kloster Hirschfeld, der die Geschichte Deutschland's in seiner Zeit mit eben so vieler Unparteilichkeit als Einsicht und in einem für sein Jahrhundert ausgezeichneten Latein beschrieben hat.

---

27. Die Angelsachsen bis auf Alfred's Tod.

(827—901.)

Im Anfange dieses Zeitraums waren die Staaten der Heptarchie (S. 54.) noch zu keinem Ganzen vereiniget. Sussex war von Wessex verschlungen worden, die Könige von Mercia hatten Kent, Essex und

Ostangeln abhängig gemacht. Als aber König Bernulf von Mercia mit Egbert von Wessex in Krieg gerieth, ward er überwunden, Mercia und die von ihm abhängigen Staaten fielen dem Sieger zu, der dann auch Northumberland unterwarf (827). Hier und in Mercia blieben jedoch noch eine Zeit lang einheimische Könige, die dem von Wessex zinspflichtig waren. So war die Vereinigung der sieben Reiche zu Einem Staate wo nicht vollendet, doch begründet; auch soll Egbert der erste gewesen seyn, der sich König von England nannte. Die Herstellung dieser Einheit war für das Ganze sehr heilsam, weil sie der beständigen Fehde der Könige unter einander ein Ende machte, allein die dadurch im Innern bewirkte Ruhe ward bald durch äußere Feinde gestört. Denn auch England wurde das Ziel der Angriffe jener Normannischen Abenteurer (hier meistens Dänen genannt), die im neunten Jahrhundert alle Europäische Küsten verwüsteten, und die Nachfolger Karl's des Großen zwangen, ihnen Zins zu zahlen (oben S. 200 flg.). So erschien schon 787 eine Flotte Dänischer Seeräuber an der Englischen Küste*). Ihr folgten mehrere, doch wagten sie sich unter Egbert's kräftiger Regierung noch nicht so dreist heran. Aber unter seinem Sohne Ethelwolf (837—858) kamen sie häufiger, plünderten die Küsten, und kehrten dann mit der Beute heim. Die erste Ueberwinterung wagten sie 851. Zwar wurden einige Schwärme derselben geschlagen, aber im nächsten Frühling erhielten sie aus Dänemark eine Unterstützung von dreihundert und funfzig Schiffen, und nun brachen sie von der Insel Thanet, ihrem Versammlungsort, in das südöstliche England ein, plünderten die Städte London und Canterbury, und drangen verheerend bis ins Herz von Surrey vor, bis sie endlich bei Okely von Ethelwolf eine blutige Niederlage erlitten. Aber auch das stellte die Ruhe nur auf kurze Zeit wieder her.

Wir haben oben gesehen (S. 55.), wie das Christenthum in England von Rom aus verbreitet wurde, und welche Verehrung für den heiligen Stuhl hier Wurzel faßte. Diese herrschte in den Gemüthern noch ungeschwächt und vermochte auch Ethelwolf, trotz der seinem Reiche drohenden Gefahren, nach dem Beispiele vieler früheren Sächsischen Fürsten und Prälaten mit seinem jüngsten Sohne, dem damals sechsjährigen Alfred, eine Pilgerreise nach Rom zu unternehmen, wo er ein

*) Nach Sprengel, Geschichte von Großbritannien, in der Allgem. Welthistorie Th. 47. S. 129, war auch dies nicht die erste Landung. S. dagegen Lappenberg Geschichte von England, Bd. I. S. 287.

ganzes Jahr unter Andachtsübungen zubrachte, reiche Geschenke zurückließ, und sich außerdem zu einer regelmäßig zu entrichtenden Gabe von 300 Mancusen (Mark) verpflichtete, wovon ein Drittel für den Papst, und zwei Drittel zur Unterhaltung der Lampen in der Peters- und Paulskirche bestimmt waren. Dadurch bahnte der fromme aber schwache König einem immer größern Einflusse des päpstlichen Stuhles auf England den Weg; der Geistlichkeit seines Reiches, welche seine Gesinnungen für ihren Vortheil zu benutzen verstand, schenkte er den zehnten Theil aller Kronländereien, mit Befreiung von allen Abgaben und Diensten. Der gottesfürchtige Sinn der Angelsachsen, welcher sich nach der Weise und den Vorstellungen der Zeit die besondere Gunst des Himmels zu erwerben suchte, hatte sogar schon mehrere Glieder ihrer königlichen Geschlechter bewogen, sich dem klösterlichen Leben zu widmen.

Ethelwolf hatte bereits bei seinem Leben einen Theil des Reiches seinem aufrührerischen Sohne Ethelbald abgetreten; einen andern erhielt der zweite Sohn Ethelbert. Dieser vereinigte Ethelbald's Antheil nach dessen Tode (860) mit dem seinen. Als er starb (866) folgte ein dritter Bruder, Ethelred, welcher in einem Kampfe mit den ihre Landungen unaufhörlich wiederholenden Dänen sein Leben verlor (871). Da bestieg endlich auch der jüngste der Brüder, der zwei und zwanzigjährige Alfred, den Thron.

Schon da er als Knabe zu Rom weilte, hatte ihn Papst Leo IV. im voraus zum Könige gesalbt. Schönheit und Lieblichkeit des Körpers zeichneten seine Jugend aus, und herrlich entfalteten sich seine Kräfte im Spiele der Leibesübungen und der Jagd, und im Ernste der Kriege gegen die Normannen. Auch für höhere Bildung wurde gesorgt; und die erste Anregung soll sein erwachender Geist durch die alten Sagen und Lieder seines Volkes erhalten haben. Die erlangte Festigkeit, Ausdauer und Gewandtheit desselben, sollte während der Dauer seiner Regierung auf harte Proben gestellt werden.

Noch nie hatten die Dänen das Reich so verheerend überschwemmt, als jetzt, eine Landung raubgieriger Schaaren folgte der andern. Nicht weniger als acht große Treffen und viele kleinere Gefechte lieferte ihnen Alfred in einem Jahre, aber die Gefallenen wurden immer doppelt ersetzt. Das Dänische Heer eroberte Mercia, und setzte dort einen abhängigen und zinspflichtigen König ein; dann unterwarf ein Theil desselben Northumberland, ein anderer wandte sich nach Süden. Alfred gewann zur See einige Vortheile über diese, und brachte sie

zu einem Vertrage, Wessex unangetastet zu lassen (877). Aber schon im nächsten Jahre fielen sie treulos in das Land ein, so daß viele Einwohner über das Meer flohen, die Mehrzahl aber sich ihrer Herrschaft fügte. Schon wollte der König, von seinen Unterthanen verlassen und von dem Dänischen Heere umringt, sich verzweiflungsvoll in die Feinde stürzen, als endlich die Vorstellung, daß er sich seinem Volke für bessere Zeiten erhalten müsse, in ihm den Sieg davon trug. Er entwich, und verbarg sich auf der Flucht in der Hütte eines Hirten, dessen Weib ihn nicht einmal kannte. Eine alte Sage von diesem Aufenthalt erhielt sich noch lange im Volke. Die vielbeschäftigte Frau, heißt es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend Bogen und Pfeile schnitzte, die Aufsicht über ihre Brote, und als sie diese bei ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, warf sie ihm unter vielem Schelten vor, daß er besser Brot zu essen als zu backen verstehe.

Nachdem er sich den Winter über auf solche Weise verborgen gehalten, zog er im Frühjahr mit wenigen Gefährten in eine waldige, sumpfige Gegend von Sommersetshire, warf daselbst eine Verschanzung auf, und machte von hier rasche und unerwartete Streifereien durch die zerstreuten feindlichen Posten. Unterdessen that der in dem Schlosse Kinwith belagerte Graf Oddune von Devonshire einen glücklichen Ausfall auf die Dänen, und eroberte ihre Fahne, von den Schwestern der Anführer unter Zaubersprüchen gewebt, dem Volke ein Palladium. Jetzt schlich sich auch Alfred als Harfner verkleidet unter das Dänische Heer, und während er ihnen Lieder sang, beobachtete er die Schwächen ihres Lagers und behorchte ihre Gespräche. Unentdeckt kam er zurück, und ließ sogleich durch treue Boten alle streitbare Engländer der nächsten Grafschaften heimlich nach Brixton berufen. Voller Freude, daß er noch lebe, eilten sie zusammen; sein Erscheinen erfüllte alle mit Muth und Streitlust. So zog er an ihrer Spitze nach Eddington. Die Dänen, verwundert, ein Englisches Heer wie aus dem Boden gewachsen zu sehen, waren durch die Ueberraschung schon halb geschlagen. Durch die Waffen wurden sie es ganz. Der Rest entfloh in einen befestigten Ort, wo der Hunger sie nachgiebig machte. Es kam zu einem Vertrage, welchem zufolge die Dänen im Besitz ihrer früheren Eroberungen, Ostangeln, Northumberland und eines Theiles von Mercia bleiben, das übrige Land aber räumen, und Geiseln für die Aufrechthaltung dieser Abkunft stellen sollten. Eine noch wichtigere Folge dieses Sieges war, daß der Dänenfürst Guthrum den Entschluß faßte, zum Christenthum

überzutreten. Dieser, welcher in der Taufe, deren Zeuge Alfred selbst war, den Namen Athelstan erhielt, waltete nun in den ihm zugestandenen Landschaften als ein abhängiger Fürst, und gewöhnte sein Volk an ein ruhigeres Leben und an die Einrichtungen fortgeschrittener Cultur. Daß Alfred Dänen und Engländer als in gleicher bürgerlicher Stellung betrachtet wissen wollte, bezeugt seine Verordnung, welche für beide Völker dasselbe Wehrgeld feststellte.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn und Freiheit gesichert. Um das Begonnene zu befördern, verwendete er die Zeit des Friedens zur Befestigung und Wiedererbauung der zerstörten Städte, ja zur Errichtung einer Flotte, mit der die Seeräuber geschreckt werden konnten. Sein Scharfsinn gab ihm mehrere zweckmäßige Verbesserungen bei der Einrichtung der Schiffe an die Hand. Seine neuen Fahrzeuge hatten sechzig Ruder und darüber, waren noch einmal so groß, schneller und schwankten weniger als die frühern. Hundert und zwanzig derselben lagen stets gerüstet in den Häfen des Reichs zur Wehr und Wacht, und waren so verständig vertheilt, daß es den herumschweifenden Geschwadern der Dänen schwer ward, sich dem Gestade ungestraft zu nähern, oder es mit Beute beladen zu verlassen. An den Plätzen, die am geeignetsten waren, die Landung des Feindes zu verhindern, oder seine Fortschritte zu erschweren, wurden Festen gebaut, und man zählte gegen das Ende der Regierung Alfred's mehr als funfzig solcher Schlösser. Um durch das Aufgebot zur Heeresfolge dem Ackerbau nicht zu viele Hände zu entziehen, wurde die freie waffenfähige Bevölkerung in zwei Classen getheilt, welche sich im Kriegsdienste ablösten.

Aber eine neue Erschütterung stand seinem Throne noch bevor. Eine ungeheure Schaar Normänner, die bisher Frankreich verwüstet hatten, setzte unter ihrem Anführer Hastings auf drei hundert und dreißig Schiffen über den Canal, und landete an der Küste von Kent (893). Auf eine so starke Anzahl war Alfred nicht gefaßt. Zum Unglück war nun auch Athelstan (Guthrum) gestorben, und die Dänen aus Ostangeln und Northumberland standen alle wieder auf. Schwer war der Kampf gegen zwei solche Feinde, aber nach dreijährigen Anstrengungen hatte Alfred doch wieder obgesiegt, und die neu angekommenen Normänner erhielten entweder Niederlassungen bei ihren Landsleuten in Ostangeln und Northumberland, oder kehrten nach Frankreich zurück.

Sechs und funfzig Treffen rechnete Alfred in Allem, in denen er

persönlich mitgefochten. Und solch ein Krieger vertauschte doch so gern das Schwert mit dem Scepter, und zeigte sich in der Sorge für das Innere nicht weniger thätig und trefflich. Die Verwaltung war in dem langen Zeitraume der Dänischen Verheerungen beinah gänzlich verfallen, der Geist des Ungehorsams und der Gewalt hatte die Oberhand gewonnen. Alfred's Anordnungen für die Wiederherstellung der Rechtspflege waren eben so zweckmäßig als wirksam. Wichtige Fälle untersuchte er selbst, und bald lernte man seine Gerechtigkeitsliebe kennen und fürchten. Der bestochene oder böswillige Richter mußte dieselbe Strafe leiden, die er ungerechter Weise ausgesprochen hatte; weder Geburt noch Ansehen, noch Freunde vermochten ihn zu retten. Diese Strenge hatte die wohlthätigsten Folgen, und um die große Sicherheit, welche an die Stelle des frühern ordnungslosen Zustandes getreten war, anschaulich zu machen, pflegte man späterhin zu sagen, daß wenn der Wanderer seine Tasche voll Geld auf dem Wege verloren hätte, er dieselbe nach einem Monate unberührt auf derselben Stelle gefunden haben würde.

Mit gleichem Eifer sorgte Alfred für die Verbreitung höherer Bildung. Die Wissenschaften hatten im achten Jahrhundert, im Verhältniß zu anderen Ländern, in England geblüht; während desselben lebte Beda, ein Muster jener Zeit an Gelehrsamkeit, von dem wir noch eine sehr schätzbare Kirchengeschichte seines Volkes besitzen. Aus solcher Schule ging auch Alcuin hervor, der an Karl's des Großen Hofe glänzte, und die Liebe für gelehrte Kenntniß dorthin verpflanzte. Aber in den Stürmen der folgenden Jahre war dies Alles untergegangen. Alfred griff auch hier auf das thätigste ein, und ging seinen Unterthanen mit dem besten Beispiele voran. Seine Vorliebe für wissenschaftliche Bemühungen trieb ihn selbst noch im sechs und dreißigsten Jahre den Beginn zur Erlernung der Lateinischen Sprache zu machen. Um unter den Geschäften der Regierung hinreichende Zeit für die Studien zu behalten, bestimmte er die Anwendung seiner Stunden auf das pünktlichste. Er theilte seine Zeit in drei gleiche Theile, die er aus Mangel an einer Uhr durch brennende Kerzen von bestimmter Länge abmaß. Ein Drittel des Tages und der Nacht war dem Essen, dem Schlaf und der Pflege des Körpers, das andere den Geschäften, und das dritte gelehrten Arbeiten und dem Gebet gewidmet. Zu einer Zeit, wo im südlichen England, nachdem die Dänen alle Klöster zerstört, die Bibliotheken verbrannt und die Geistlichen niedergehauen hatten, kaum ein Mönch zu finden war, der sein Brevier verstand, faßte der König sel-

der Schriften ab, zu erneuter Heranbildung seines Volks. Er sammelte, wie Karl der Große, die altsächsischen Volkslieder, dichtete selbst ähnliche Erzählungen, bearbeitete die berühmten Bücher des Boethius (oben S. 15.) von den Trostgründen der Philosophie, und übersetzte den Aesop, die Kirchengeschichte des Beda und die Uebersicht der Weltgeschichte, welche der Spanische Presbyter Orosius im fünften Jahrhundert zur Rechtfertigung des Christenthums wider die Heiden geschrieben hatte, ins Angelsächsische. Dem letztern Werke fügte er geographische Nachrichten über die Germanischen und Slavischen Völker bei. Nächstdem war er auf die Errichtung von Schulen (unter welchen besonders die zu Oxford genannt wird) bedacht. Er wollte, daß die Kinder eines jeden freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, und daß die zu höherer Stellung Bestimmten außerdem noch in der Lateinischen Sprache unterrichtet werden sollten. Ausgezeichnete Gelehrte lud er an seinen Hof, und beschenkte sie mit großer Freigebigkeit. Zu denen, mit welchen er freundschaftlich verkehrte, gehört auch der von uns oben (S. 205.) schon erwähnte Johannes Erigena. Auch kunstreiche Handwerker und Kaufleute zog er durch große Vergünstigungen ins Land, und fleißige Colonisten aller Art waren ihm als Bevölkerer der durch so lange Kriege verödeten Provinzen willkommen. Den sechsten Theil aller seiner Einkünfte setzte er zu neuen Bauten aus, und beschäftigte dadurch einen Theil seiner Unterthanen, während er den andern an die Bedürfnisse cultivirter Völker gewöhnte. Selbst die feineren Lebensgenüsse des Süden wurden ihm von seinen Schiffern zugeführt, so daß dieser König in jedem Betracht als der wahrhafte Bildner seines Volkes erscheint.

Aus den Gesetzen seiner Vorgänger, Aethelbert's von Kent (s. oben S. 54.), Offa's von Mercia und Ina's von Westsachsen, sammelte Alfred das Vorzüglichste, und brachte es nach einer neuen Ueberarbeitung in ein Ganzes. Fälschlich wird ihm auch die Eintheilung von ganz England in Grafschaften und Hundreden zugeschrieben, die schon seit der Ansiedlung der Sachsen bestanden hatte, und jetzt nur, nachdem die wilden Kriege so Vieles zerstört und aufgelös't hatten, durch Alfred wieder erneuert und zu strengerer Ordnung zurückgeführt ward, wie er überhaupt für die Wiederherstellung der erschütterten Angelsächsischen Verfassung sorgte. Diese Verfassung ruhte auf der Grundlage der alten Germanischen, und hatte sich weit weniger von ihr entfernt, als die in anderen von den Deutschen eroberten Ländern gebildeten, da

die Angelsachsen sich in die vorgefundenen Römischen Elemente gar nicht hineingelebt, sondern sie ganz zerstört hatten. Die Masse des Volkes bildeten die freien ansässigen Kriegsleute, Ceorle genannt; aus welcher sich die Gefährten des Königs als bevorzugte Stände erhoben hatten. Zwar sicherte den Kindern keine Erblichkeit die Ehrenstelle des Vaters, indeß verlieh ihnen doch der auf sie übergehende Ruf und der Name einen gewissen Vorrang. Die am höchsten stehenden Gefolgsleute, aus denen der König auch die Hofämter besetzte, sind die Earle. Ihr Name, zusammengezogen aus Ealdor, der Aeltere, ist übertragen von den friedlichen Vorstehern der Marken der patriarchalen Zeit des Germanischen Lebens. Nach dem Könige haben diese das höchste Wehrgeld. Die übrigen Gefährten werden mit dem Namen der Thegene oder Thane bezeichnet. Auch sie rühmen sich eines sechsfach so hohen Wehrgeldes, als das des gemeinen Freien betrug. Geringeren Ansehens so wie geringerer Composition genossen die Thane, welche nicht unmittelbar dem Könige zur Treue verpflichtet waren, sondern im Dienste eines anderen reichen und edlen Herrn standen. Unzweideutige Spuren beweisen, daß auch ein aus dem Dienstgefolge hervorgehendes Vasallenverhältniß*) Statt fand, so wie denn z. B. die Würde des Thanes überhaupt als mit einem gewissen Landbesitz verknüpft erscheint**), ja es traten sogar in den späteren Zeiten alle freie Männer, welche ein solches Maß Grundeigenthums erworben hatten, dadurch von selbst in die Rechte und das Wehrgeld dieser höher gestellten Klasse. Auch die gemeinen Freien sind noch nicht der unterste Stand; ihre Güter bauten, zum Theil mit bestimmten, gewöhnlich sehr harten Leistungen beschwerte gutshörige Leute. Es waren die alten Einwohner des Landes, die unterworfenen Briten. In vollkommener Knechtschaft befanden sich die Nachkommen der Römischen Sklaven, Kriegsgefangene von den Wallisern und anderen Feinden.

*) Ob das Lehnssystem in England schon vor der Normannischen Eroberung vorhanden gewesen sey, oder nicht, darüber sind die Englischen Geschichtsforscher getheilter Meinung. Zu der erstern Ansicht neigt sich unter Andern Lingard hin (Geschichte von England, Deutsch von Salis, Bd. I. S. 389.). Vergl. Philipp's Geschichte des Angelsächsischen Rechts, S. 137. Meint man die durch fortschreitende Cultur und größere Mannichfaltigkeit der Verhältnisse bei landbauenden und kriegerischen Völkern sich bestimmter entwickelnde Verknüpfung von Häuptern und Mannen, auf der Basis des Grundeigenthums, so ist das Lehnswesen ohne Zweifel auch hier zu finden; meint man hingegen die ausgebildete, zur Grundlage der ganzen bürgerlichen Ordnung gewordene, alle andere Verhältnisse in sich aufnehmende Feudalverfassung, so war diese eben so gewiß nicht vorhanden.

**) Lappenberg, Geschichte von England, Theil I. S. 570.

Verbindungen der einzelnen, in der Mark zusammenwohnenden, Freien zu gemeinsamen Berathungen und zur Handhabung der Rechtspflege, nach aufsteigender Ordnung in immer größeren Kreisen, bildeten eine feste und sichere Grundlage der bürgerlichen Ordnung. Der kleinste dieser Kreise war die Zehnde, eine Gemeinde von zehn freien Hausvätern. Diese waren, wie ursprünglich die Freien aller Germanischen Völker (oben S. 32.) berechtigt und befugt, in den sie zunächst betreffenden Rechtsstreitigkeiten unter dem Vorsitze des Zehndhauptes, das Urtheil zu sprechen. Jeder Freie mußte einer solchen Zehnde angehören. Die Glieder derselben standen in einer so engen gegenseitigen Verbindung, daß sie jederzeit Alle für Einen und Einer für Alle verantwortlich gemacht wurden. Entzog sich einer von ihnen dem Gerichte, so wurde den neun übrigen ein Monat Frist gegeben, um den Flüchtling ausfindig zu machen; kam er dann nicht zum Vorschein, und sie konnten den Beweis nicht führen, ihm zu seiner Flucht nicht behülflich gewesen zu seyn, so mußten sie die Geldbuße für sein Verbrechen erlegen, wenn sein zurückgelassenes Vermögen dazu nicht hinreichte.

Zehn Zehnden bildeten ein Hundrede. Das Gericht derselben versammelte sich in der Regel einmal in jedem Monate, und entschied Zwistigkeiten zwischen den Gliedern einzelner Zehnden. Aus den Gliedern der Hundrede wurde häufig eine Anzahl, gewöhnlich zwölf Männer, ausgewählt, um in einem vorliegenden Falle das Urtheil zu sprechen; ganz ähnlich den Schöffen in den Fränkisch-Germanischen Ländern. Einmal im Jahre fand eine außerordentliche Zusammenkunft der Hundrede Statt, bei der jeder freie Grundbesitzer gegenwärtig seyn mußte. Noch höher stand das Grafschaftsgericht, wo Angelegenheiten und Gerechtsame der Kirche, so wie die Rechtsstreitigkeiten und Geschäfte der Mitglieder verschiedener Hundrede verhandelt, und alle wichtigere Händel, die vor die niederen Gerichte nicht gebracht, oder von diesen nicht geschlichtet worden waren, entschieden wurden. Den Vorsitz in diesen Grafschaftsgerichten, welche zwei Mal im Jahre, zu Anfang des Mai und des October, gehalten wurden, hatte neben dem Bischofe der Alderman (Aeltermann), welcher im Kriege und Frieden der oberste Beamte der Grafschaft war. Zuweilen stand ein Alderman mehreren Grafschaften vor. Die Aldermänner wurden vom Könige ernannt; doch entzog dieser in den späteren Zeiten der Angelsächsischen Herrschaft dem tüchtigen Sohne nicht leicht das Amt des Vaters. Zu Alfred's Zeit war indeß ihre Würde noch nicht einmal lebenslänglich.

Es ist klar, wie gleichförmig mit den Germanischen Verfassungen auf dem Festlande die Angelsächsische gebildet ist. Die Stellung des Alderman, den der König wie alle Beamte aus seinen Gefolgsleuten wählt, ist ganz die des Fränkischen Grafen. Seine Einkünfte bestanden hier und dort in den ihm für die Amtsleistung bestimmt zugewiesenen Ländereien, außerdem erhielt er das Drittel von den Strafgeldern, Zöllen und sonstigen königlichen Einkünften seines Bezirks. Ebenso ist der Vorsteher der Hundrede Hundredes Ealdor, dem Centenar der Franken, das Haupt der Zehn Tienheofod genannt, dem Decan völlig gleich zu setzen. Wie es dem Alderman nicht zusteht, über wichtige Angelegenheiten der Grafschaft auf seine Hand zu entscheiden, sondern in solchen Dingen die Versammlung der angesehensten Leute des Gaues befragt werden mußte, so berief auch der König einige Mal jährlich einen Rath, welcher Witenagemot oder die Versammlung der weisen Männer (Witan) hieß, um in demselben Sachen, welche die allgemeine Wohlfahrt betrafen, zu verhandeln. Es waren die vornehmsten Geistlichen und Laien, welche hier zusammenkamen, doch schienen auch Thane und andere Freie durch Gegenwart und Stimme berechtigt gewesen zu seyn, auf den sie angehenden Beschluß einzuwirken. Wie die Reichstage war auch der Witenagemot an die Stelle der alten vollen Volksversammlung getreten. Die gesetzgebende Gewalt war demnach auch hier eine überwiegend aristokratische. Die kleineren Landbesitzer waren mit dem unschätzbaren Rechte, in ihren eigenen Angelegenheiten Recht zu sprechen, zufrieden. Auch ist bei allen Völkern, die in einfachen Verhältnissen leben, nach der Bemerkung eines großen Geschichtschreibers*) die richterliche Gewalt von weit höherer Wichtigkeit, als die gesetzgebende.

Alfred, der so viel Herrliches vollbracht, verließ die Welt schon in einem Alter von noch nicht zwei und funfzig Jahren, deren größten Theil er sogar unter unaufhörlichen Anfällen einer schmerzhaften Krankheit, welche der Kunst und Erfahrung der Sächsischen Aerzte spottete, verlebt hatte. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit Karl dem Großen verglichen, und ihn selbst den Großen genannt.

*) Hume history of England, V, I. p. 281. Ed. Basil.

28. Alfred's Nachfolger bis auf die Normannische Eroberung.

(901 – 1066.)

Alfred hatte von seiner Gemahlin Alswitha, der Tochter eines Grafen von Mercia, drei Söhne und drei Töchter. Von jenen folgte ihm Eduard I., ein tapferer Krieger; aber ein Vetter, Ethelwald, erhob Streit über den Besitz der Krone und der Kampf dauerte fort, bis Ethelwald in einer Schlacht blieb. Hierauf gaben ihm die in Northumberland und Ostangeln wieder aufgestandenen Dänen neue Arbeit. Aber Eduard erwehrte sich ihrer männlich, und schreckte sogar die Schotten. Er starb 924.

Ihm folgte Athelstan, sein ihm an Kriegskunde und Tapferkeit ähnlicher Sohn (924—940), aus unechter Ehe, der schon als Knabe des großen Alfred Liebling gewesen war. Er unterwarf die Dänen in Northumberland und Ostangeln, und da der einst abgetretene Theil Mercia's schon von seinem Vater wieder in unmittelbaren Besitz genommen war, so war er der erste König, welcher alle die von den verschiedenen Sächsischen Stämmen eroberten und bevölkerten Länder im vollen Sinne des Worts unter seine Herrschaft brachte. Daß Athelstan auch den König von Schottland*), den er mit seinen Verbündeten, den Dänen, in einer großen Schlacht bei Brunanburg besiegte, zur Lehnsabhängigkeit gebracht, wird von Englischen Geschichtschreibern eben so beharrlich behauptet, als von Schottischen geläugnet. König Athelstan war schon auf die Erweiterung des Seehandels bedacht, und gab das merkwürdige Gesetz, daß jeder Kaufmann, der drei lange Seereisen auf eigene Kosten gemacht, zum Than erhoben werden solle. König Heinrich der Vogelsteller begehrte eine von Athelstan's Schwestern für seinen Sohn Otto zur Ehe. Athelstan schickte ihm zwei derselben, damit Otto wählen könnte. Dieser führte Editha heim, welche ihm den Ludolf (s. o. S. 226.) gebar; und die andere wurde die Gemahlin eines Vasallen.

Nach seinem Hintritt folgte Athelstan's jüngerer Bruder Edmund (940—946). Die Dänen in Northumberland, Ostanglien und Mercia, welche des vorigen Herrschers siegreiches Schwert im Zaume ge-

*) Die frühere Geschichte Schottland's ist völlig dunkel und voll Fabeln. Gewöhnlich nimmt man an, daß ein König der Schotten, Kenneth II., im neunten Jahrhundert die Picten völlig unterworfen, und so das Königreich Schottland begründet habe.

halten hatte, benutzten den Uebergang der Regierung in schwächere Hände zu einem neuen Aufstand. Nur mit großer Anstrengung gelang es dem Könige, sein Ansehen in diesen Gegenden wieder herzustellen. Nicht lange stand Edmund an der Spitze seines Volkes, eine auffallende Gewaltthat endete sein Leben. Er feierte eben ein Fest in Glocester, als Leolf, ein landkundiger Räuber, den er verwiesen, die Frechheit hatte, an seinem Hofe zu erscheinen und sich an die offene Tafel des Königs zu setzen. Zornig zückte der Fürst beim Anblick des Verbannten den Dolch, aber jener kam ihm zuvor, und Edmund fiel, tödtlich verwundet.

Edred, sein Bruder, folgte (946—955), obgleich Söhne vorhanden waren; eine in jenen Zeiten nicht ungewöhnliche Erscheinung. Auch die Engländer gingen, wie die Deutschen, nicht gern von der alten Familie ab, aber nur wehrhafte Männer sollten Stab und Schwert des Herrschers führen. Bei Edred's Krönung leisteten die Fürsten von Wales und von Cumberland und Malcolm, König von Schottland, den Lehnseid, und ihm gelang es auch endlich, Northumberland völlig zu unterwerfen.

Die Angelsächsische Geistlichkeit hatte bisher wenig unmittelbaren Einfluß auf die politischen Verhältnisse des Lebens geäußert. Zum Theil lag dies darin, daß sie meist dem Volke selbst angehörig, diesem nicht durchgängig durch eine fremdartige und höhere Bildung entrückt war. So war die Mehrzahl ihrer Mitglieder namentlich auch dem Nationallaster des Trunkes sehr ergeben. Die langwierigen verwüstenden Kriege wirkten noch schädlicher auf den sittlichen Zustand, so daß selbst die angesehensten Geistlichen, wie z. B. einmal der Erzbischof von York, sich mit den heidnischen Normannen verbinden konnten. Hier eine strengere Ordnung und Disciplin wieder einzuführen, unternahm ein kühner und geistreicher Mönch, Dunstan. Er hatte sich ganz dem strengen Klosterleben gewidmet, und bald so großen Ruf erworben, daß ihn schon König Edmund als Abt an die Spitze des berühmtesten Klosters in England, Glastonbury, in dessen Schule Dunstan selbst gebildet worden war, stellte, und Edred vertraute seiner Obhut sogar die königlichen Schätze, die der fromme Vorsteher zum Theil mit der Beistimmung des Königs zur Anlage neuer Klostergebäude verwendete. Sein Ansehn bei Hofe war sehr bedeutend. In Verbindung mit mehreren der ersten Geistlichen des Reichs, namentlich des Erzbischofs Odo

von Canterbury, war er nun zuerst für die Reformation des Mönchswesens in England durch Einführung der Benedictinischen Regel thätig.

Solcher stilleren Beschäftigung entriß ihn ein Vorfall bei der Krönung Edwy's, (955—959) Edmund's Sohn und Edred's Nachfolger. Dieser ein feuriger Jüngling, sechszehn oder achtzehn Jahr alt, war in heftiger Liebe zu einer Frau vornehmen Standes, Elgiva, entbrannt. Nach Einigen war sie seine Beischläferin, nach Anderen seine Gemahlin, die von den Geistlichen nur mit jenem Namen bezeichnet worden wäre, weil Edwy die Ehe mit ihr, der nahen Verwandten, wider das Verbot der Kirche eingegangen sey. Am Krönungstage entfernte sich Edwy plötzlich vom Mahle und begab sich zu Elgiva. Die Thane beleidigte diese Verachtung ihres Festgelages; die Geistlichen empörte, daß der König nicht einmal an einem solchen Tage die von der Kirche verdammte Leidenschaft zurückdrängen wollte oder konnte. Auf des Erzbischof's Odo Vorschlag wurden der Bischof Kinsey und der Abt Dunstan gesandt, ihn zurückzuholen. Sie fanden ihn mit seinem Weibe tändelnd und nicht geneigt, zu den Bechern zurückzukehren. Da ergriff Dunstan mit Eifer den Jüngling bei der Hand und führte ihn in den Saal zurück. Edwy zürnte über die rasche That und gab, überhaupt durch des Mönches Strenge vielfach in seinen Genüssen wie in der freien Führung der Staatsgeschäfte beschränkt, um so leichter den Einflüsterungen einer dem Dunstan feindlichen Partei unter den Geistlichen Gehör. Er forderte sämmtliche der Abtei von Glastonbury übergebene königliche Schätze zurück, und Dunstan zog es vor, der Erfüllung dieses Befehls durch die Flucht aus dem Lande zu entgehen. Aber die Lebensweise des Königs machte ihn beim Volke verhaßt. Würdige Männer wurden gekränkt und verfolgt, übermüthige Günstlinge auf jede Weise geschützt und gefördert*). Mercia und Northumbrien standen gegen ihn auf, wählten seinen Bruder Edgar zum Herrscher und nöthigten Edwy zu einem Vertrage, vermöge dessen er auf das Land südwärts von der Themse beschränkt blieb. Und so schwach war des Königs Herrschaft und Ansehen auch in diesen Gegenden, daß der Erzbischof Odo von Canterbury es wagen durfte, ihm Elgiva zu entreißen. Mit einem glühenden Eisen ließ er die Schönheit ihres Gesichts grausam entstellen, und sie dann nach Irland wegführen. Sie kehrte zurück,

*) Fast in allen neueren Darstellungen erscheint Edwy im Lichte fleckenloser Unschuld, durchaus wider die Quellen. S. Schlosser Weltgeschichte Bd. II. Th. 2. S. 59 fg.

fiel aber den Leuten des Erzbischofs in die Hände, welche ihr mit wilder Grausamkeit die Sehnen an den Knien durchschnitten, woran die Unglückliche nach einigen Tagen unter großen Qualen endete. Auch Edwy starb bald darauf zu Glocester, ungewiß ob ebenfalls eines gewaltsamen Todes, und nun fiel das ganze Reich an Edgar, welcher Dunstan schon vorher ehrenvoll zurückgerufen hatte.

Unter Edgar's Regierung (959—975) vollendete der jetzt zum Erzbischof von Canterbury erhobene Dunstan, der Heilige (denn nach seinem Tode ward er canonisirt), ein Mann, dem man trotz seiner Herrschsucht, Frömmigkeit und Einsicht nicht absprechen kann, das früher begonnene Werk. Die Abteien und Klöster erhoben sich größer und prächtiger als je; wo es irgend möglich war, wurden Mönche an die Stelle der Weltgeistlichen gesetzt. Dunstan ging noch weiter. Der ganze Klerus sollte den verderblichen Berührungen mit der Welt entzogen werden, und eine dem strengeren Mönchsleben annähernde Einrichtung erhalten. Zu diesem Zwecke berief er im Jahre 969 als erster Bischof des Reiches (Canterbury war der Sitz des heiligen Augustinus (v. S. 55.) gewesen) ein großes Concilium, auf welchem unter seiner Autorität beschlossen wurde, daß alle Bischöfe, Presbyter, Diaconen und Subdiaconen keusch und ehelos leben, oder ihre Kirchenämter sammt den daran hängenden Einkünften verlieren sollten. König Edgar, überall den Anordnungen des heiligen Mannes gehorsam, ernannte zur Ausführung dieses Decrets zwei Bischöfe, beide Benedictiner, Oswald und Ethelwold, welche dann alle Geistlichen, die sich nicht fügen wollten, gewaltsam austrieben. Ueberall war der Erzbischof bemüht, seinen Stand zum ersten und einflußreichsten des Staates zu machen, doch erwarb er sich auch um die bürgerliche Verwaltung, die fast ganz in seinen Händen war, große Verdienste.

Edgar erhielt den Beinamen des Friedfertigen, weil er die Früchte der Bemühungen seiner Vorgänger, Eduard's, Athelstan's und Edred's genießend, während seiner sechzehnjährigen Regierung nie genöthiget war, das Schwert in einem größeren Kriege gegen den Feind zu ziehen, wenn es gleich nicht an einzelnen Streifzügen fehlte. Eine bedeutende, wohl ausgerüstete Flotte, die alljährlich die Runde um das Reich machte, flößte den Normannischen Häuptlingen Furcht und Achtung ein, so daß sie keine Landung wagten. Das Angelsächsische Reich genoß zur Zeit dieses Königs seines höchsten Glanzes, und stand auf einem höheren Gipfel des Ansehens als es selbst unter Alfred und Athelstan erreicht

hatte. Im Jahre 973 fanden sich zu Chester sämmtliche abhängige Fürsten ein, bereit, die Huldigung zu erneuen. Edgar bestieg ein Boot, und acht Könige, Kenneth III. von Schottland, Malcolm von Cumberland, Maccus, König von Man und den Hebriden, Dunhewall von Strathclyde, Siferth, Jacob und Howel, Könige von Wales, Jukill, König von Westmoreland, ergriffen die Riemen und ruderten dem stolzen Herrscher, der sich Kaiser von Albion, König der Angeln, Herr von ganz Britannien und den umliegenden Inseln nannte, auf dem Dee nach dem Kloster des heiligen Johannes. Hier wurden dem Apostel Dankgebete geweiht, und der Zug ging in derselben Weise nach Chester zurück. Merkwürdig ist unter Edgar's Regierung noch die Ausrottung der Wölfe in England. Der König verwandelte nämlich den bisher entrichteten Geldzins der Bewohner von Wales in eine jährliche Lieferung von dreihundert Wolfsköpfen, und dies belebte die Jagd nach diesen Thieren so sehr, daß zuletzt auch nicht ein einziges übrig blieb.

Edgar'n folgte mit Dunstan's Hülfe dessen dreizehnjähriger Sohn Eduard II., der Märtyrer (975—978). Seine Stiefmutter Elfride, die ihrem eigenen Sohne Ethelred die Krone verschaffen wollte, und von der Partei der unzufriedenen Weltgeistlichen unterstützt ward, ließ ihn schon im vierten Jahre meuchlings im Walde ermorden, da er ihr auf einem einsamen Jagdritt einen kindlichen Besuch ablegte. Die unmenschliche That auszusühnen, baute die Mörderin Klöster, und legte sich Bußübungen auf, aber den Abscheu des Volkes konnte sie dadurch nicht mildern, zumal da die durch ihre That herbeigeführte Regierung ihres Sohnes, der damals überdies noch minderjährig war, eine der unglücklichsten in der Englischen Geschichte wurde.

König Ethelred (978—1016) hielt das Scepter mit schwachen Händen, und seine verkehrten Schritte forderten die Feinde des Rechts und der Ordnung auf, im Reiche nach Willkür zu schalten. Dunstan, dessen Einsicht allein diese Zerwürfnisse heilen oder abwehren konnte, zog sich zu großem Nachtheil des Volkes in dieser Zeit ganz von den Staatsgeschäften zurück, um seinen Tod in klösterlicher Stille zu erwarten. Er starb im Jahre 988. Zuerst versuchten neue Seeräuber aus Norwegen und Dänemark wieder einzelne Landungen, und da sie inne wurden, wie sicher dergleichen jetzt zu wagen seyen, kamen sie bald verstärkt zurück. Ethelred, anstatt ihnen kräftig entgegen zu gehen, kaufte den beutelustigen Schaaren auf den Rath des Erzbischofs Siricius von Canterbury (des zweiten Nachfolgers Dun-

stan's) den Frieden mit zehntausend Pfund Silbers ab (991), wovon die natürliche Folge war, daß in kurzem sich alle Seeräuber nach England wandten, um ähnliche Schätze zu gewinnen. Im Innern erhob sich bei der Unthätigkeit des Königs die Gewalt der Großen, und bald sanken durch solche Zustände, wie Einheit und Kraft, so auch Ruhm und Ansehen des Reiches. Als 993 Normannische Fahrzeuge in den Humber einliefen und das Land ringsum verwüstet wurde, verriethen die Englischen Anführer, welche Dänischer Abkunft waren, das Heer, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Im folgenden Jahre segelten Swen, König von Dänemark, und Olav, König von Norwegen, mit vier und neunzig Schiffen die Themse hinauf bis vor London. Ethelred ergriff wieder den Ausweg der Schwäche, und kaufte ihnen abermals den Frieden mit sechzehntausend Pfunden ab, ohne dadurch wahrhaft Frieden und Ruhe zu erlangen. Eine der nächsten Landungen der Dänen kostete bei immer steigenden Forderungen vier und zwanzigtausend Pfund. Ethelred hoffte von diesen Einfällen durch eine Verbindung mit den Französischen Normannen befreit zu werden, und erbat sich deshalb (1001) die Prinzessin Emma, Schwester Richard's II., Herzogs von der Normandie, zur Ehe. Aber ein neuer Vorfall vereitelte die etwa günstigen Folgen dieser Politik. Die Dänischen Heere hatten nämlich trotz der ungeheuren Abkaufssumme, welche ihnen bei dem letzten Einfall gezahlt worden, das Land, in welchem ihnen bis zur Abfahrt friedlicher Aufenthalt zugesichert war, dennoch nicht verlassen, ja es ging das Gerücht, die Räuberschaaren hätten im Sinne, den König und die Ersten des Reiches zu erschlagen, um dann soviel leichter des hauptlosen Volkes Herren zu werden. Da befahl Ethelred an einem Tage (13. November 1002) alle noch in seinen Staaten befindliche Dänen umzubringen, und sein Gebot wurde mit solchem Eifer ausgeführt, daß sogar einer Schwester des Königs von Dänemark, Gunhilda, die an den Alderman Paling verheirathet war, nicht geschont ward *). Die Erschlagenen zu rächen, erschien denn gleich im folgenden Jahre König Swen mit zahlreichen Dänischen Schaaren, verheerte das Land mit Sengen und Morden auf das furchtbarste, und wiederholte dies vier Jahre hinter einander, bis er für eine Bezahlung von

*) Aus Mangel an genauen Nachrichten läßt sich nicht bestimmen, wie weit der grausame Befehl und die Ausführung sich erstreckt haben. In keinem Falle traf er die in Ostangeln, Northumbrien und einem Theile Mercia's schon lange angesiedelten Dänischen Geschlechter.

dreißigtausend Pfunden einen Frieden gewährte, der nicht dauernder war, als die früheren. Der Zustand des Landes war entsetzlich. Häufige Verräthereien und Niederlagen hatten den Muth des Volkes völlig gebrochen und schnell war auf Glanz und Hoheit Elend und Erniedrigung gefolgt. Man glaubte, ein Normann könne es mit zehn Engländern aufnehmen. Die Sitten verwilderten, denn in dem Getümmel eines fortwährenden kriegerischen Zustandes wurde jedes Verbrechen straflos begangen. Was den Einwohnern die Plünderungs- und Zerstörungswuth der Feinde übrig ließ, nahm ihnen die drückende Abgabe, welche Ethelred zur Aufbringung der den Feinden zu steuernden Summen unter dem Namen des Dänengeldes erheben ließ.

An der Spitze einer großen Macht und mit der bestimmten Absicht, das Land zu erobern, kam Swen im Jahre 1013 wieder, so daß den hülflosen Engländern nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen, und Ethelred mit seiner Familie an den Hof seines Schwiegervaters nach Rouen flüchten mußte. Swen betrachtete sich als Herrscher des verlassenen Reiches, und zwang die Thane, ihm den Huldigungseid zu schwören. Aber er starb schon einige Monate nachher (1014), und nun riefen die wieder aufathmenden Engländer ihren König zurück. Kanut, Swen's Sohn konnte sich gegen den anrückenden Ethelbert nicht halten, begab sich auf seine Schiffe und segelte, nachdem er zuvor die Englischen Geiseln bei Sandwich ohne Hände und Nasen ans Land gesetzt hatte, heim nach Dänemark, erschien aber bald von neuem mit ansehnlichen Streitkräften. Edmund, des Königs ältester Sohn (von einer frühern Gemahlin), wollte den Feinden das Heer entgegen führen, allein einer der mächtigsten Großen, Edric, ward zum Verräther an ihm, und ging mit allen seinen Truppen über (1015). Ganz Nordengland unterwarf sich jetzt dem Kanut, und Edmund mußte sich nach London zurückziehen. Hier erwartete ihn, freilich unter traurigen Aussichten, der Thron, da sein Vater endlich 1016 das unrühmliche Leben beschloß. Die Königin Emma floh sogleich mit ihren beiden noch jungen Söhnen, Alfred und Eduard, in den Schutz ihrer Heimath.

Edmund (1016—1017) erwarb sich durch kühne Tapferkeit den Beinamen Eisenseite (Ironside), aber sein Volk von der fremden Herrschaft zu befreien, vermochte er während seiner kurzen Regierung nicht. Trotz unverdrossenen Kampfes und mehrerer Siege waren am Ende die Dänen doch im Vortheil. Der treulose Edric, dem Edmund großmüthig verziehen hatte, verließ ihn abermals in der entscheidenden

Schlacht bei Assington in Essex, und so mußte er Kanut's Friedensbedingungen annehmen. Dieser verlangte Theilung des Reichs, und zwar für sich die Provinzen Mercia, Northumberland und Ostangeln; Edmund sollte die südlichen Grafschaften behalten, aber er starb gleich darauf zu London. Nach einigen Nachrichten wurde er auf Anstiften Edric's ermordet. Nur sechs Monate hatte er seinen Vater überlebt, und jetzt nahm Kanut ganz England in Besitz.

Kanut (1017—1035) war ein trefflicher Mann und einer der mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Man hat ihn den Großen genannt, und er scheint dieses Namens nicht unwürdig. Muth, Klugheit, Mäßigung und Frömmigkeit waren in ihm vereinigt. Zuerst vertheilte er, um sich dem mächtigen Adel des Reiches, welcher in den Zeiten der Unruhen und Verwirrungen eine ziemlich unabhängige Stellung erworben hatte, für seine Anerkennung dankbar zu erweisen, die wichtigsten Provinzen unter angesehene Geschlechter, und behielt bloß Wessex für sich allein; in der Folge aber benutzte er alle Gelegenheiten sorgfältig, jene Schenkungen wieder einzuziehen, und die unruhigen Großen des Landes zu verweisen. Selbst Hinrichtungen derselben scheute er nicht, nachdem er sich auf dem Thron befestigt sah. Auch den Verräther Edric traf diese Strafe, als er sich seiner Dienste hochfahrend rühmte, und Kanut befürchten mußte, der Treulose werde die gewohnte Falschheit nun wider ihn üben. Sobald aber das Reich beruhigt war, that der König was in seinen Kräften stand, um die Besiegten mit seiner Herrschaft auszusöhnen. Er übte strenge Gerechtigkeit, machte durchaus keinen Unterschied zwischen Dänen und Engländern, schickte einen großen Theil der Ersteren wieder in ihr Vaterland zurück, gab den Angelsächsischen Gesetzen neues Ansehen, und versuchte die beiden an Sprache und Sitten ähnlichen Völker in jeder Weise einander zu nähern und den bestehenden Nationalhaß auszugleichen und zu mildern. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg, und Kanut's Herrschaft giebt uns das merkwürdige Beispiel eines Eroberers, welcher von den Eroberten nicht gehaßt, und eines Volkes, welches unter einer fremden Regierung ruhiger und glücklicher lebte, als dies zuletzt unter der seines angestammten Königshauses der Fall gewesen war. Um auch vor den Französischen Normannen sicher zu seyn, warb er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin um Ethelred's Wittwe, die Königin Emma, und erhielt sie. England war sein gewöhnlicher Aufenthalt; doch machte er häufig Züge nach Dänemark, welches ihm nach dem Tode seines

Bruders Harald (1018) gleichfalls zugefallen war. Auch Norwegen unterwarf er seiner Herrschaft. In seinen letzten Jahren beschäftigten ihn ernste Gedanken an die zukünftige Welt. Da baute er Kirchen, beschenkte Klöster und Geistliche, stiftete Seelenmessen für die im Kriege gegen ihn Gefallenen, und unternahm sogar eine Wallfahrt nach Rom (oben S. 254.), wo er sich ziemlich lange aufhielt. Sein letzter Kriegszug, vier Jahre vor seinem Tode (1031), war gegen Malcolm II., König von Schottland und Duncan von Cumberland, gerichtet, die er zwang, seine Oberhoheit anzuerkennen. Von seinem Privatleben ist uns nichts überliefert. Die oft erzählte Anekdote, wie er, um die Schmeichler, welche seine Allgewalt priesen, zu beschämen, sich zur Zeit der Fluth an das Meeresufer gesetzt, und den Wellen geboten, seine Füße nicht zu berühren, zeugt von einem echt alterthümlichen, ehrwürdigen Sinne.

Kanut's Körper verblieb dem Lande, welches er vor seinen andren Staaten am meisten geliebt hatte, und ruht in der Sächsischen Königsgruft im alten Münster zu Winchester. Sein mächtiges Reich zerfiel bald, und England, über ein Jahrhundert lang der unterliegende Angriffspunkt der Normannen und Dänen, dann nur auf kürzere Zeit von diesen Feinden frei, um ihnen am Ende ganz in die Hände zu fallen, hat doch zehn Jahre nach Kanut's Tode in merkwürdigem Glückswechsel keinen Dänen mehr gesehen. Dennoch hat die Dänische Herrschaft für das Bestehen des Angelsächsischen Reiches schlimme Folgen gehabt, durch Zurückdrängung und Ausrottung der ältern Adelsgeschlechter, und das Gelingen einer zweiten Eroberung dieses Landes vorbereitet.

Von Kanut's drei Söhnen erbte Swen Norwegen, und Hardikanut d. i. Kanut der Harte, welchen Emma geboren, sollte Dänemark und England erhalten. Aber in der Besitznahme des letzten kam ihm sein dritter Bruder, Harald, zuvor. Der Ausbruch eines Bürgerkrieges schien nahe, da wurde ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen London mit dem nördlichen Theile des Königreichs Harald gelassen, und die Grafschaften auf dem rechten Themseufer dem in Dänemark abwesenden Hardikanut zugewiesen wurden, für welchen seine Mutter Emma die Regierung führen sollte. Harald, seinem Vater höchst unähnlich, ließ die Engländer das volle Gericht tyrannischer Fremdherrschaft fühlen. Seine Grausamkeit wuchs durch die Ungewißheit des Thronbesitzes. Außer Hardikanut, der jetzt noch durch den Tod seines

Bruders Swen und den Abfall der Norweger beschäftigt war, hatte er die Ansprüche der beiden Söhne Ethelred's, Eduard und Alfred, zu fürchten. Graf Godwin, der Mächtigste der Gegenpartei, ward von ihm gewonnen. Mit dessen Hülfe lockte er Alfred zu sich, und ließ ihn dann auf dem Wege plötzlich überfallen. Die Diener des jungen Fürsten wurden mit wilder, unmenschlicher Grausamkeit geblendet, verstümmelt, oder unter Martern getödtet, Alfred selbst seiner Augen beraubt, und in ein Kloster gebracht, wo er bald nachher starb. Emma und Eduard flohen, und Harald blieb im alleinigen Besitz von England, starb aber schon nach einigen Jahren (1039).

Eingeladen von dem Witenagemote kam nun sein Bruder Hardikanut (1039—1041) zur Uebernahme der Herrschaft. Erbittert auf Harald ließ er dessen Leichnam aus der Gruft reißen, enthaupten, und in die Themse werfen, ja als er erfuhr, daß er aufgefunden und wieder begraben sey, gab er denselben Befehl zum zweiten Mal. Zur Freude der Engländer, welchen er durch Erpressungen verhaßt wurde, lebte auch er nur kurze Zeit, und die Dänische Herrschaft auf der Insel hatte ihr Ende erreicht.

Denn gleich nach seinem Tode (er starb kinderlos) eilten die Engländer, Ethelred's jüngsten Sohn, Eduard III., wieder einzusetzen. Seine Regierung war ein ängstliches Schwanken zwischen Muth und Furcht. Der übermächtige Graf Godwin, der den Mord seines Bruders befördert hatte, ihm selbst aber durch sein bedeutendes Ansehen zum Throne behülflich gewesen war, mußte geschont werden, so gefährlich er auch war, denn in seinen und seiner beiden Söhne, Sweno und Harold, Händen befand sich eine große Anzahl Grafschaften, ja Eduard hatte sogar zum Zeichen der Aussöhnung Godwin's Tochter Editha geheirathet. Allein er entzog sich dem ehelichen Umgange mit ihr von vorn herein und erwarb sich dadurch bei dem Volke den Ruf eines Heiligen und den Beinamen des Bekenners.

Indeß hatte Eduard gleich zu Anfang eine besondere Vorliebe für das Land blicken lassen, in welchem er seine Jugend verlebt hatte. Sein Hof bot denselben Anblick wie der zu Rouen; Sprache und Sitten der Normandie wurden in London nachgeahmt, und der junge Französische Adel war jederzeit willkommen. Normannische Günstlinge umgaben den König, und hieraus erwuchs bei den Godwins und ihrer Partei, welche die vaterländischen Interessen vertretend, sich dem Einflusse der Fremden widersetzte, ein so heftiger Unmuth, daß sie zuletzt

sogar zu den Waffen griffen, aber geschlagen und verbannt wurden. Doch erschienen sie bald wieder mit einer mächtigen Flotte, die Ausländer am Hofe mußten sich durch schleunige Flucht retten, und die Godwins nöthigten den König zu einem Vergleiche, vermöge dessen sie in ihre Grafschaften wieder eingesetzt wurden. Godwin starb zwar bald darauf (1053), aber sein Tod änderte nichts, denn er hinterließ in seinem Sohn Harold (der älteste, Sweno, war ebenfalls schon gestorben) einen Nachfolger, der mit dem Ehrgeiz des Vaters einen noch weit höhern Grad von Klugheit und Mannskraft vereinigte, und sich von den väterlichen Würden keine entreißen ließ. Er war Statthalter von Wessex, Sussex, Kent und Essex, und in der That mächtiger als der König, auch wegen seines gewinnenden Wesens sehr beliebt. Hierauf baute er Hoffnungen, nach dem Tode des kinderlosen Eduard den Thron zu besteigen, weil Edgar, ein Enkel Edmund's Ironside, der einzige noch übrige Sprößling des alten Sächsischen Königsstammes, wegen seiner Jugend und Unerfahrenheit auf keinen Anhang rechnen konnte. Dagegen hatte er einen furchtbaren Mitbewerber an dem Herzog Wilhelm von der Normandie, dem unehelichen Sohne Herzog Robert's, eines Neffen der Königin Emma. Ja als Graf Harold einmal von einem Sturme an die Französische Küste geworfen, und nach dem Strandrecht jener Zeit gefangen vor Wilhelm geführt worden war, hatte dieser die Gelegenheit benutzt, und Harald vor seiner Freilassung zum Eide in Gegenwart einer Versammlung der Normannischen Großen genöthiget, daß er die Nachfolge des Herzogs auf dem Englischen Thron befördern wolle. Eduard starb endlich am 5. Januar 1066, fünf und sechzig Jahr alt *). Was er über die Erbfolge festgesetzt hatte, ist ungewiß.

Graf Harold nahm ohne Zögern den königlichen Titel an, und die Engländer, deren Liebe und Vertrauen er sich durch tapfere Thaten und fortgesetztes edles Bezeigen erworben hatte, waren ihm, dem selbst seine Gegner Kraft und Tüchtigkeit zur Regierung nie abgesprochen haben, wohlgeneigt. Der Erzbischof von York krönte ihn gleich den Tag nach Eduard's Tode. Aber Herzog Wilhelm hatte nicht sobald Nach-

*) Der einzige auswärtige Krieg, welcher unter diesem Fürsten geführt wurde, war der zur Unterstützung Malcolm's, als dieser seine Rechte auf Schottland geltend machen wollte. Malcolm's III. Vater, König Duncan, war 1039 von Macbeth erschlagen worden, dessen Unthaten durch Shakspeare's Dichtung ein unsterbliches Andenken erhalten haben. Malcolm stürzte mit Englischer Hülfe den Anmaßer (1054) und bestieg den väterlichen Thron.

richt erhalten, als er ihn an seinen Schwur erinnerte, und den Eidbruch furchtbar zu rächen drohte. Vergebens entgegnete Harold, jenes Gelöbniß sey ihm abgedrungen worden, er trage die Krone mit der Zustimmung des ganzen Englischen Volks, und werde ihr nur mit dem Leben zugleich entsagen. Wilhelm, an der Spitze eines Volks, das damals den Ruhm des tapfersten auf der Welt hatte, rüstete sich mit Anstrengung aller Kräfte zu einer Landung in England. Es waren nicht seine Mannen allein, die mit ihm dieses Wagstück vollbringen wollten. In dieser Zeit, wo das Ritterthum zu erblühen begann, und ein kühner Geist der Abenteuer durch Europa ging, strömte der Adel der benachbarten Länder zu seinen Fahnen, um unter einem solchen Führer Ehre und Ruhm zu erkämpfen. Howel, Herzog von Bretagne, schickte ihm seinen ältesten Sohn Alain Fergant mit fünftausend Mann; König Heinrich IV. von Deutschland erlaubte seinen Vasallen, der Unternehmung beizuwohnen, und wenn gleich der Französische Hof sie nicht hätte begünstigen sollen, so ertheilte doch der Graf von Flandern, Wilhelm's Schwiegervater, der über den minderjährigen König Philipp I. die Vormundschaft führte, mehreren Französischen Großen dieselbe Erlaubniß. So brachte Wilhelm ein Heer, dessen Stärke auf funfzigtausend Krieger angegeben wird, und zur Ueberschiffung desselben siebenhundert, nach Anderen sogar dreitausend, Fahrzeuge zusammen. Auch Papst Alexander II. war ein wirksamer Bundesgenosse. Schon lange zürnte dieser dem Sachsenkönige, weil die Godwins einst bei der Verdrängung der Normannischen Partei auch die Französischen Geistlichen und sogar den Erzbischof von Canterbury, Robert, der vorher Mönch zu Jumieges gewesen war, übers Meer gejagt hatten, und Harold auch später dessen Wiedereinsetzung verweigerte. Jetzt that er alle die, welche der Unternehmung des Herzogs Hindernisse entgegenstellen würden, in den Bann, und schickte ihm ein geweihtes Banner, so wie einen Ring mit einem Haar des heiligen Petrus.

Den ersten Angriff auf England that Tostig, Harold's jüngerer Bruder, der vormals wegen seiner Bedrückung der Northumbrier aus dem Lande vertrieben worden war, und nun Rache nehmen und einen Theil des Landes oder das Ganze für sich erobern wollte. Mit einigen Schiffen, die er zusammengebracht hatte, stieß er zu seinem Bundesgenossen, dem Könige Harald Hardrade von Norwegen, der dreihundert Segel führte. Beide vereinigte Flotten liefen in den Humber ein, und setzten ihre Mannschaft ans Land, die alsbald eine

gräuliche Verheerung anrichtete. Harold eilte schleunig herbei. In der Nähe von York an der Stamfordbrücke über den Deventer trafen die Heere der Brüder auf einander am 26. September 1066. Hardrade in Kriegsthaten und Abenteuern vielfach versucht, ließ sein großes Banner, Landeyda (Landödung) genannt, aufrichten und sammelte sein Gefolge um dasselbe. Daneben stand in langer Linie das Norwegische Fußvolk, Schild an Schild, die langen Speere weit vorstreckend, das Ende derselben gegen die Erde gestemmt, zur Abwehr gegen die Englischen Reiter. Die Bogenschützen sollten dahin eilen wo die Gefahr des Angriffs dringender werde. Harold, mit den Seinigen vorgehend, erblickte einen Norwegischen Krieger in hellblauem Mantel und blinkendem Helm auf schwarzem Rosse die feindlichen Reihen hinabeilend. Da stürzte der Gaul und schleuderte den Reiter zur Erde. Wer ist jener Riese dort, der mit dem Pferde zu Boden fiel? fragte der König von England. Und als er hörte, es sey Hardrade von Norwegen selbst, rief er frohlockend seinen Schaaren zu: Wahrlich ein stattlicher Kämpe, aber das Glück ist schon von ihm gewichen. Den Bannern Tostig's nahte zuerst ein kleines Häuflein von zwanzig Englischen Thanen, so wie ihre Rosse ganz in Eisenrüstung gehüllt, und fragte nach dem Führer. Seht ihn hier, entgegnete Tostig, selbst. Harold der König, sprach einer jener Ritter, bietet dir Gruß und Botschaft; ganz Northumbrien will er dem Bruder lassen, des Friedens wegen; ja für seine Freundschaft dünkt ihm ein Drittel England's kein zu hoher Preis*). Und wenn ich einwillige, entgegnete Tostig, was soll Hardrade's, Sigurd's Sohn, Entschädigung seyn? Sieben Schuh von England's Boden oder wieviel sonst seine Länge andre Männer überragt, war die Antwort. „So saget meinem Bruder, daß er zum Kampf sich rüste, denn nimmer soll der Normann erzählen, daß Godwin's Sohn den König in Feindesland verlassen habe." Die Engländer wandten ihre Rosse. Jener Sprecher war Harold selbst gewesen. Die Angriffe der Englischen Reiterei brachen sich zuerst an den Norwegischen Lanzen. Aber der Eifer, die Weichenden zu verfolgen, trennte die enggeschlossene Reihe, und der Fall Hardrade's, den ein Pfeil in die Kehle traf, erschütterte sie. Auch Tostig blieb und nun war die Schlacht für England entschieden. Aber noch lange hielt eines Norwegers Tapferkeit die vorwärts Drin-

*) Lappenberg, Geschichte von England Th. I. S. 537.

genden auf. Er vertheidigte die Brücke, und seine Streitaxt soll vierzig Engländern Tod und Verderben gebracht haben, bis es gelang, ihn vom Flusse her zu erlegen. Großmüthig verstattete Harold dem Sohn Hardrade's, Olav, den Rest des Heeres auf zwanzig Schiffen nach Norwegen heimzuführen.

Aber der Sieger hatte nicht viel Zeit, der Freude nachzuhängen, denn schon lief die Nachricht von der Landung der großen Normannischen Flotte zu Pevensey in Sussex ein. Aus ihr stieg die Blüthe des Normannischen, Niederländischen und Französischen Adels so fröhlich, als wäre der Sieg schon errungen. Der ungestüme Wilhelm stolperte, und fiel beim Aussteigen aus dem Schiffe, aber schnell gefaßt, verhütete er jede schlimme Deutung dieses Zufalls durch den lauten Ruf: „so nehme ich Besitz von diesem Lande!" Harold's Bruder, Gurth, ein trefflicher Mann, gab den klugen Rath, eine Schlacht zu vermeiden, und den Feind durch Zaudern und Hungern zu ermüden, allein den König drängte es zur Entscheidung. Das Einzige, was er in Betracht seines verletzten Eides thun zu dürfen glaubte, war, daß er dem Herzog eine große Summe bot, wenn er ohne Blutvergießen umkehren wolle. Aber Wilhelm verwarf den Antrag mit Verachtung, und verlangte dagegen, daß Harold entweder das Königreich ihm abtreten, oder die Entscheidung ihrer Sache dem Papste überlassen, oder mit ihm im Zweikampfe darum streiten solle. Harold erwiederte: der Gott der Schlachten werde bald Schiedsrichter aller Streitigkeiten seyn.

So bereiteten sich denn beide Heere zu dem verhängnißvollen Kampfe. Es war nur achtzehn Tage nach Harold's Siege bei Stamfordbridge. Am Morgen begeisterte Wilhelm seine Krieger durch eine feurige Rede, in der er ihnen die Wichtigkeit des Treffens und glücklicher Entscheidung lebhaft vor Augen stellte. Das Lied vom tapfern Roland singend gingen die Normannen in drei Linien geordnet auf die Feinde los, und ein fürchterliches Gemetzel begann. Einen ganzen Tag lang vertheidigten sich die Engländer, welche in eine dichte keilförmige Schlachtordnung zusammengedrängt, die Hügel des Feldes besetzt hielten, heldenmüthig gegen die im Ganzen weit besser berittenen und bewaffneten Normannen, bis endlich am Abend König Harold von einem Pfeil getroffen neben des Reiches Banner niedersank, nachdem auch seine Brüder Leofwin und Gurth an derselben Stelle gefallen waren. Da ermattete allmählig der Kampf, und die Nacht machte

vollends dem blutigen Schauspiel ein Ende. Auf Seiten der Normannen allein waren funfzehntausend gefallen. Wilhelm waren drei Pferde unter dem Leibe getödtet worden. Das war die berühmte Schlacht bei Hastings (14. Oct. 1066), die den Herzog von der Normandie, seitdem Wilhelm der Eroberer genannt, auf den Englischen Thron erhob, den seine Nachkommen in weiblicher Abstammung noch heut besitzen.

---

27. Wilhelm der Eroberer.

(1066—1087.)

Wilhelm von der Normandie war durch rühmliche Eigenschaften zum Herrscher eines großen Reiches berufen. In ihm bewunderte man unbeugsame Festigkeit in der Durchsetzung des kühnsten Willens, unermüdliche Thätigkeit, welche jedes Mittel ergriff, wenn es nur zum Ziele führte und eine die Verhältnisse schnell durchschauende Klugheit. Schon als Jüngling hatte er sein Herzogthum mit überraschender Kraft aus großer Verwirrung gerissen, in die es während seiner Minderjährigkeit gerathen war, und den Französischen Hof gezwungen, die darauf gebauten Entwürfe fallen zu lassen; doch entwickelten sich seine Eigenschaften erst völlig in der Unternehmung auf England.

Der Sieg bei Hastings verbreitete Bestürzung über das ganze Englische Volk. Es fehlte nicht an Vaterlandsliebe, nicht an Kraft, nur an einem Manne, der Ansehen und Muth genug hatte, die Unentschlossenen zu vereinigen. Zwei mächtige Grafen flohen zwar nebst dem Erzbischof Stigand von Canterbury nach London, und riefen daselbst Edgar zum König aus. Allein dieser Edgar war ein Jüngling ohne festen Willen und Entschiedenheit, und während seine Rathgeber mit Angst und Ungewißheit kämpften, that Wilhelm lauter sichere und rasche Schritte. Er machte sich zum Herrn von Dover, dem festesten Ort der ganzen Gegend, um den Rücken frei zu haben, und da die Stadt sich bald ergab, ließ er sogar den Bürgern, welche durch den zuchtlosen Uebermuth seiner Krieger ihre Häuser verloren hatten, den Schaden ersetzen. Darauf unterwarf sich die ganze Grafschaft Kent; London zögerte. Wie in Dover Milde, so zeigte er hier Strenge und ließ Feuer in die Vorstadt Southwark werfen, worauf der junge Edgar selbst nebst einigen der vornehmsten Edelleute, Bischöfe und

Einwohner von London ihm nach Berkhamstead entgegengingen, sich unterwarfen, und ihm die Krone anboten. Er heuchelte eine Zeitlang Uneigennützigkeit, gab vor, es bedürfe dazu erst einer allgemeinen Einwilligung und einer lauten Erklärung des Englischen Volks und viele Provinzen beharrten ja noch im Widerstande, allein Aimar von Aquitanien, sein kluger und tapferer Kriegsgefährte, rieth, die Bescheidenheit nicht all zu weit zu treiben, und so geschah denn die Krönung am 26. December 1066 in der Westminsterabtei zu London, unter dem Schutze der ganzen bewaffneten Macht der Normannen. Nicht der erste Prälat des Reichs, Stigand von Canterbury, dem Wilhelm nicht traute, sondern der Erzbischof Alfred von York mußte sie verrichten. Nach einer kurzen Rede fragte dieser die Engländer und der Bischof von Coutance die Normannen, ob es ihr Wille sey, den Herzog Wilhelm als König anzunehmen. Ein lauter Zuruf bejahte es. Hierauf leistete der König den gewöhnlichen Krönungseid, daß er die Kirche beschützen, Gerechtigkeit handhaben und Gewaltthätigkeit unterdrücken wolle, und nun ward die Salbung und Krönung vollzogen.

Zunächst begab er sich nach Barking in Essex, wo sich die Englischen Thane der nördlichen Provinzen bei ihm einfanden, und ihm die Huldigung leisteten. Die nächsten Maßregeln waren von der Klugheit vorgeschrieben. Von Harold's ansehnlichem Schatze, dessen er sich bemächtigt hatte, bestritt er eine Menge nöthiger Ausgaben, beschenkte seine Truppen, und machte sich die Geistlichkeit geneigt. Dem Papst übersandte er Harold's Fahne nebst ansehnlichen Geschenken. Auf dem Schlachtfelde bei Hastings ward ein Kloster erbaut. Die mächtigen Grafen des Reiches, wie jetzt die ehemaligen Aldermänner durchgängig heißen, wurden zunächst in ihren Würden und Besitzungen bestätigt, Edgar erhielt ein ansehnliches Grundeigenthum. Die Bürger von London wurden mit neuen Vorrechten bedacht. Doch zog der König Güter und Vermögen aller derer ein, welche auf Harold's Seite gestritten; und überhaupt hätten die Engländer diesen milderen und freundlichen Anfang nur dann als Pfand der ungestörten Fortdauer ihres bürgerlichen Zustandes betrachten können, wenn des neuen Königs Sinn ihnen wirklich geneigt gewesen, wenn nicht alles nur in der Absicht geschehen wäre, zunächst den Besitz des Reiches zu sichern, und wenn die Tausende fremder Ritter und Krieger gefehlt hätten, deren Ansprüche Wilhelm weder zurückweisen konnte noch wollte. Diese Normannen, die dem König das Reich erobert hatten, und da-

für mit Würden und Besitzungen verschwenderisch belohnt worden waren, ließen die Eingebornen dies Uebergewicht schwer empfinden, und ihre Anmaßungen wurden besonders empörend, als Wilhelm schon im nächsten Frühling eine Reise nach der Normandie machte. Nicht länger im Stande, die freche Verhöhnung und die unzähligen Mißhandlungen dieser Fremden zu ertragen, standen erst hier und da einzelne Gemeinden, dann ganze Landschaften auf. Der König kehrte schnell genug zurück, um die Empörungen mit Waffengewalt zu dämpfen, allein die Folge war nicht eine heilsame Beschränkung der Normannen, sondern eine härtere Bedrückung der unglücklichen Sachsen, die er als ein störrisches, feindseliges Volk betrachtete, dem das Gelüste nach Freiheit ausgetrieben werden müsse. Bei jedem neuen Aufstande (und die Empörungen dauerten während seiner ganzen Regierung fort) schritt Wilhelm zu grausameren Maßregeln, durch welche er seinen Namen geschändet hat. In Northumberland, wo der Widerstand am stärksten gewesen war, wurde eine Strecke von zwölf (Deutschen) Meilen angebauten Landes zur Wüste gemacht, die Häuser in Asche gelegt, das Vieh weggetrieben, und die Einwohner (man rechnet gegen hunderttausend) dem Hungertode oder dem Erstarren in den Wäldern Preis gegeben*).

Die Sachsen wurden allmählig immer tiefer heruntergedrückt, immer mehr verdrängt. Alle wichtige und einträgliche Aemter kamen in die Hände der Normannen, und, durch fortdauernde Einziehung der Güter Derer, welche an den Aufständen Theil genommen hatten, oder durch willkürliche Beraubungen, auch beinah der ganze Grund und Boden des Königreichs. Die Familien, welche sich unter der Angelsächsischen Dynastie durch Reichthum und Ansehn ausgezeichnet hatten, verschwanden, viele kamen in den Empörungen um, andere erbettelten ihr Brot in der Verbannung, oder schmachteten im Gefängniß; das leidlichste Loos fiel Denen, welche als Untervasallen der Sieger einen Theil ihrer Besitzungen behalten durften. Sie bewahrten wenigstens damit auch die persönliche Freiheit. Alle kleinere Angelsächsische Besitzer aber wurden, mit wenigen Ausnahmen, Gutshörige oder wenigstens sehr stark belastete Hintersassen des Adels. Diese große

*) Edgar floh zum Könige Malcolm von Schottland, der aber nach vergeblicher Unterstützung der Englischen Rebellen, von Wilhelm genöthigt ward, sich ihm zu unterwerfen, und Edgar mußte abermals Aussöhnung mit dem Manne suchen, der ihm die Krone geraubt hatte.

Umwälzung in dem Besitzstande war mit der Einführung der vollständigen und durchgreifenden Lehnsverfassung verbunden. Die Normannischen Grafen und Barone, denen die bedeutenden Güter zugefallen waren, besaßen sie vom Könige als Lehen, auf welchen die Verpflichtung zum Kriegsdienst haftete, und vergaben wiederum einen Theil derselben als Rittergüter. Um aber die großen Vasallen dadurch nicht zu einer so unabhängigen Macht gelangen zu lassen, wie auf dem festen Lande, befahl Wilhelm weislich, daß alle Afterlehnsträger auch ihm huldigen und den Eid der Treue schwören mußten. Außer den bei gewissen Gelegenheiten zu entrichtenden Steuern mußten von den Baronen (unter welcher Benennung man alle unmittelbare Vasallen begreift) zuweilen beträchtliche Geschenke dargebracht werden. Während der Minderjährigkeit der Vasallen zog der Lehnsherr ihre Einkünfte, und ohne die Einwilligung desselben, welche nur durch eine ansehnliche Summe zu erkaufen stand, durften sich Weiber, welche ein Lehen erbten, nicht verheirathen. Dieses so vollständig ausgebildete Feudalsystem griff nothwendig, wenn auch Manches aus der alten Verfassung daneben stehen blieb, tief in alle Verhältnisse des Lebens ein, und übte auf den Geist des Volkes den mächtigsten Einfluß, zumal da auch sein eigenthümliches Besitzthum, seine Sprache, eine große Veränderung erlitt. Denn da die Französische Zunge die der Vornehmen und Angesehenen überhaupt der herrschenden Kaste war, da sie in den niederen Gerichtshöfen zum Theil, und in dem königlichen ganz herrschte, und in den Schulen auf ausdrücklichen Befehl Wilhelm's gelehrt ward, so erfuhr die Landessprache durch sie allmählig eine gänzliche Umgestaltung und ward zu einem Gemisch aus dem Französischen und Englischen, zu einer zwischen den Neulateinischen und rein Germanischen Sprachen in der Mitte stehenden Mundart, aus der das heutige Englisch erwuchs.

Die Bischöfe und Aebte wurden eben so der Heeresfolge unterworfen, wie die Laien, und die Englischen Prälaten mußten ihre hohen Würden so gut an die Ausländer abtreten, als die weltlichen Herren. Doch nahm Wilhelm hier auch auf die Bedürfnisse der Kirche Rücksicht, indem er Männer von Geist und Talent an ihre Spitze stellte. So wurde Lanfrancus aus Pavia, an Gelehrsamkeit und Scharfsinn einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, an des abgesetzten Stigand Stelle, zum Erzbischof von Canterbury befördert. Alle kirchliche Beschlüsse, sowol des Papstes als der einheimischen

Synoden, mußten erst dem König zur Bestätigung vorgelegt werden, und kein Normannischer Vasall durfte mit einer Kirchenstrafe belegt werden ohne königliche Einwilligung. Dagegen befreite Wilhelm die Geistlichen von aller weltlichen Gerichtsbarkeit. Als Gregor VII. den Lehnseid und die Erneuerung des Peterspfennigs, einer dem Römischen Stuhle früher gezahlten Abgabe, verlangte, schrieb Wilhelm zurück, das Geld solle als herkömmlich entrichtet werden, Huldigung aber werde er nie leisten, weil er sie weder versprochen habe, noch finde, daß sie jemals von seinen Vorgängern den Vorgängern des Papstes geleistet worden sey. Er verbot sogar den Englischen Bischöfen, einer von diesem Papste ausgeschriebenen Kirchenversammlung beizuwohnen.

Außer den Aufständen der Engländer hatte Wilhelm auch Empörungen seiner Normannischen Barone, ja seines ältesten Sohnes, Robert, zu bekämpfen. Diesem hatte der König die Abtretung der Normandie verheißen, da der junge Fürst aber herangewachsen war, weigerte sich sein Vater, die Zusage zu erfüllen. Darüber erhob Robert in der Normandie Aufruhr (1073). Der König nahm zu diesem Kriege nicht seine Normannen, sondern weislich ein Heer von Engländern über das Meer mit, und trieb den Sohn aus dem Lande. Fünf Jahre zog dieser umher, bis er sich in das Schloß Gerberoy, in der Landschaft Beauvoisis, warf. Als ihn Wilhelm hier belagerte (1078) endete ein seltsames Ereigniß diese Fehde. Bei einem Ausfalle gerieth Robert mit seinem eigenen Vater in einen Zweikampf. Beide waren durch die heruntergelassenen Visiere unkenntlich, und Beide fochten tapfer, bis endlich der Sohn den Vater am Arm verwundete und vom Pferde warf. An des Gefallenen Hülferuf erkannte der Sieger bestürzt die Stimme seine Vaters. Reuevoll sprang nun auch der Sohn vom Roß, bat um Verzeihung, und half dem heftig Erzürnten auf sein eigenes Pferd. Der König hob die Belagerung auf, und ging nach der Normandie, wo durch der Mutter Vermittelung eine Versöhnung zu Stande kam.

In den letzten Jahren seiner Regierung beschäftigte sich Wilhelm besonders mit inneren Einrichtungen. Unter andern ließ er nach Alfred's Beispiel das berühmte Domesdaybook, ein großes statistisches Register aller liegenden Gründe des Königreichs sammt ihren Besitzern oder Inhabern, ihrem Werth, ihrer Bevölkerung, Weide, Forst, Viehzucht rc., aufnehmen, das noch vorhanden ist. Es fanden sich

700 Baronien und 60215 Ritterlehen (Knight-fees) im Lande. Da Wilhelm über die Lehenvertheilung ganz nach Willkür schaltete, so war er vorsichtig genug, nicht Alles wegzugeben, sondern vierzehnhundert Höfe in den verschiedenen Provinzen von England für sich zu behalten; und da er außer dem Ertrage derselben ansehnliche Steuern erheben ließ, so waren seine Einkünfte so beträchtlich, daß er unbedenklich der reichste Monarch seiner Zeit genannt werden konnte. Auch eignete er sich die ausgedehntesten Jagdfreiheiten zu. Er besaß acht und sechzig Forste. Außerdem legte er bei Winchester, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, einen ganz neuen Wald von sechs Meilen Länge an, dem zu Gefallen alle innerhalb dieses Bezirks liegenden Häuser, selbst Kirchen und Klöster, ohne Weiteres niedergerissen wurden. Zugleich erschienen tyrannische Gesetze gegen den Wilddiebstahl. Auf die Erlegung eines Hasen in den königlichen Forsten stand die Strafe der Blendung, zu einer Zeit, wo der Mord eines Menschen mit einer Geldsumme gebüßt werden konnte.

In seinem letzten Lebensjahre unternahm Wilhelm noch einen Kriegszug gegen Philipp I., König von Frankreich, von dem er sich theils durch häufige Einfälle Französischer Vasallen in die Normandie, theils durch eine Spötterei beleidigt fühlte. Seine übermäßige Dicke und eine ihm zugestoßene Krankheit hatten nämlich Philipp zu dem Einfall veranlaßt, daß sein Bruder von England lange im Wochenbett verweile. Worauf Wilhelm erbittert, mit Anspielung auf die Sitte der Wöchnerinnen, sagte, er wolle seinen Kirchengang in Frankreich mit zehntausend Lanzen statt der Kerzen halten. Er eroberte die Stadt Mantes an der Seine und ließ sie in Flammen auflodern. Als er über die Schutthaufen jagte, stürzte sein Pferd und warf ihn mit seinem schweren Leibe so heftig auf den Sattelknopf, daß er sogleich umkehren mußte, und an den Folgen dieser Quetschung in einem Kloster bei Rouen starb (9. September 1087). Er hatte ein Alter von drei und sechzig Jahren erreicht. Auf seinem Sterbebette schmerzten ihn die harten Maßregeln, die er gegen das gute Englische Volk genommen, und er versuchte, durch Vermächtnisse an die Kirchen sein Gewissen zu erleichtern. Seine Staaten theilte er unter seine beiden älteren Söhne, Robert und Wilhelm, so, daß jener die Französischen, dieser die Englischen erhielt.

---

30. Skandinavien.

Jene Nordischen Völker, deren Einfälle und Niederlassungen in den Hauptreichen Europa's so viele neue Verhältnisse und Bildungen hervorriefen, lebten in ihrer Heimath (den heutigen Reichen Dänemark, Norwegen und Schweden) ursprünglich ganz nach der Weise ihrer Stammverwandten, der in Deutschland hausenden Germanen. Ihre Verfassung war von derselben Art: sie kannten wie diese den Ackerbau und die Kunst Metalle zu bearbeiten. Auch die ihnen eigenthümliche Buchstabenschrift, Runenschrift genannt, zeugt für eine Stufe geistiger Cultur, welche man bei rohen Völkern nicht findet. Die Runen dienten zu Inschriften auf den Gedächtnißsteinen der Verstorbenen, zur Aufzeichnung von Liedern, und dem Aberglauben zu einem geheimnißvollen magischen Gebrauche. Das Land dieser Völker war noch weit rauher und weniger ergiebig, als das alte Germanien, aber wie der kalte Himmelsstrich und das Leben unter Felsen, Klippen und Schnee ihre Körper stählten, so gedieh dort auch der allen Gefahren trotzende Muth und kühner Unternehmungsgeist. Wie in Deutschland Viele den heimathlichen Sitz aufgaben und im Gefolge des Herzogs über Rhein und Alpen zogen, so bestiegen hier unter denselben Verhältnissen die nach Krieg und Beute dürstenden Männer leicht gezimmerte, kleine Schiffe, und vertrauten dem Glücke, ihrem Schwerte und ihrem tapfern Führer. Ihre Schwimmkunst, worin sie sich besonders auszeichneten, flößte ihnen bei diesen kühnen Zügen fast größere Zuversicht ein, als die Bretter, von denen sie getragen wurden.

Erst um die Zeit, wo diese Fahrten der Normannen die Küsten der Fränkischen Reiche beunruhigen und die Karolinger zittern machen, verbreitet sich einiges Licht über die Länder, von welchen sie ausgingen. Bis dahin ruht Dunkel auf ihnen, und so Vieles auch von früheren Zeiten aufgezeichnet ist, so hoch auch die Namen der Könige hinaufsteigen, so wenig ist dies doch für die beurkundete Geschichte brauchbar, da es nur auf Tradition und Sage beruht. Ihre Sagen knüpfen sich an die merkwürdige und eigenthümliche Mythologie der Nordischen Völker an, deren Kunde in alten Liedern zu uns herübergeklungen ist. Mannichfache Göttergestalten treten hier hervor, doch weiset sie in der Vorstellung von einem die Welt und die Götter überdauernden Allvater auf reinere religiöse Anschauungen hin; in ihren Heldensagen ist eine historische Grundlage unverkennbar, aber wie in allen

Mythen äußerst schwer von der Hülle zu sondern. Der Mittelpunkt aller dieser Sagen ist Odin, der von den Ufern des Don nach dem Norden wanderte, und Ackerbau, Götterdienst, Tempelbau, Kriegskunst, Dichtkunst und die Runenschrift mitgebracht haben soll. Odin erscheint aber auch als oberster Gott, als Stammvater der Götter und Menschen, gemäß der alten Vorstellung, daß die Götter selbst die ersten Könige und Priester waren. Die zwölf Asen sind Odin's Götterrath, aber mit ihm zugleich die ersten Richter und Gesetzgeber auf Erden. Ihre Wohnung ist Asgard in Godheim d. i. in der Götterwelt, über der Mitte der Erde gelegen, wo sie in goldenen und silbernen Palästen wohnen. Und die Götter bauten eine Brücke von Asgard nach Midgard, der Mitte der Erde, von ihnen Bifröst, von den Menschen Regenbogen genannt; der mittlere rothe Streif desselben aber ist brennend Feuer, damit kein Feind den Herrschern nahen möge. Auf dieser Brücke stiegen sie hinab und schufen aus der Erle und Esche die ersten Menschen, Mann und Weib, und Midgard wurde Manheim, das Reich der Menschen. Da war wol eine schöne und glückliche Zeit, als die Götter unten alles ordneten und oben in Asgard selbst ihre Kräfte spielend übten und froh waren ihrer Gewalt. Aber die Riesen, die ungeheuren Mächte der Natur, welche Odin besiegt und nach Jotunheim ans Ende der Welt, von Midgard durch die tiefe See getrennt, vertrieben hatte, ruhten nicht. Es kamen von ihrem Geschlechte drei Jungfrauen in die Götterburg, der Friede wurde gebrochen, und der lange Kampf der Götter mit den Riesen beginnt, der bis ans Ende dauert. Und als die Götter von der Erde wichen, setzten die von ihnen stammenden Heldengeschlechter auch hier diesen Krieg fort. Doch im Lauf der Zeiten vergessen diese ihrer Abstammung und kämpfen in Verwirrung auch unter einander selbst. Die aber streitend fallen auf Erden ruft Odin zu sich nach seinem Palast in Asgard, in die Walhalle, die Halle der Erschlagenen, deren Boden mit Speeren getäfelt, deren Wände mit Schildern bedeckt sind. Und Morgens ziehen sie, die Einherier, hinaus und kämpfen schrecklich aber unblutig mit einander. Dann kehren sie fröhlich heim zum Gelage, wo ihnen liebliche Mädchen, Valkyren genannt, die Trinkhörner reichen. Die aber thatlos und feige starben, sitzen in den Klüften von Helheim stumm, unthätig und leiden Hunger. Am Ende aber kämpft Odin mit den Asen und Einheriern und dem ganzen Reich des Lichtes, Muspelheim genannt, gegen die entfesselten Kräfte der

Riesen und das Reich der Nacht, Nifelheim. Und die Götter fallen alle, die Sonne wird schwarz, die Sterne sinken herunter, und die Welt verbrennt. Aber aus den Wellen des Meeres erhebt sich eine neue grünende Erde, der Wohnsitz des neuen, ohne Sorge und Arbeit lebenden Geschlechts.

Das Zeitalter Odin's, als historischer Person, wird so verschieden angegeben, daß neuere Forscher zu der Annahme von drei bis vier durch Jahrhunderte von einander getrennten Odinen gekommen sind, während Andere, aber wol mit Unrecht, das historische Daseyn eines Odin überhaupt in Zweifel ziehen. Weiter erzählt die Sage, daß Skiold, ein Sohn Odin's, zu Lethra auf Seeland als Oberkönig über viele kleine Könige geherrscht habe, und nach ihm seine Abkömmlinge, die Skioldunger. Nach einer langen Reihe dieser Herrscher soll das Ganze zerfallen seyn, bis Iwar Vidfadmi (im siebenten Jahrhundert) es wieder vereinigte, der auch Schweden unterwarf. Einer seiner Nachfolger (im achten oder neunten Jahrhundert) war Ragnar Lodbrok, dessen mit vielen wunderbaren Umständen durchwebte Geschichte noch halb der Dichtung angehört. Bei einem Einfalle in England ward er gefangen, und der Sage nach in einen schauerlichen Thurm geworfen, voller Schlangen und böser Gewürme, unter deren Bissen er sein Leben endete. In seinem Namen hat später ein begeisterter Skalde (so hießen die Skandinavischen Dichter) ein Sterbelied gesungen, voll Nordischer Furchtlosigkeit und Todesverachtung. Nach ihm ward das Reich wieder getheilt, bis Gorm der Alte, der von 855 bis 936 regiert haben soll, den Staatsverein von Dänemark dauernd befestigte.

Das Christenthum kam zuerst zu Ludwig's des Frommen Zeit nach Dänemark. Der Mann, der von Begeisterung getrieben und vom Glauben gestärkt, es wagte, dieses schwierige Missionsgeschäft zu übernehmen, hieß Anschar. Ihm fehlte zwar die feurige, durchgreifende Kraft des Bonifacius, dafür wirkte er durch stillere, ausharrendere und unermüdliche Liebe *). Der Kaiser errichtete damals zu Hamburg das später nach Bremen verlegte Erzbisthum für den Norden (oben S. 200.), und Anschar wurde der erste Erzbischof daselbst. Aber das Christenthum konnte gegen das tiefgewurzelte Heidenthum zur Zeit noch keinen festen Fuß fassen; die Könige sahen in der

*) Neander Denkwürdigkeiten aus der Geschichte des Christenthums, Bd. III. H. 2. S. 125.

Einführung der neuen Religion immer zugleich Abhängigkeit vom Deutschen Reiche, und widerstrebten lange. Wie Karl der Große das Evangelium mit den Waffen zu den Sachsen trug, so zogen die Deutschen Könige im zehnten Jahrhundert das Schwert, um es unter den Dänen zu verbreiten (S. 221. und 224). Noch jener Swen, der Ethelred vom Englischen Throne stieß, war ein eifriger Feind des Christenthums, aber die Eroberung England's trug viel dazu bei, die Dänen milder zu machen und mit der Südeuropäischen Bildung zu befreunden. Mit Kanut dem Großen (S. 325.) war der Sieg des Christenthums in Dänemark entschieden. Kanut's Sohn, Hardikanut, war der letzte Skioldunger. Nach ihm war das Reich eine kurze Zeit mit Norwegen verbunden, bis Swen Estritson, ein Schwestersohn Kanut's des Großen, Dänemark wieder als ein abgesondertes Reich erhielt (1047), und Stifter einer neuen Dynastie ward.

Auch in Schweden schließen sich die Sagen an Odin an, dessen Enkel Yngwe den heidnischen Haupttempel der Nation zu Upsala erbaut, und Stifter eines Stammes dort sitzender Oberkönige, der Ynglinger, geworden seyn soll. Diese Ynglinger seyen von Iwar Vidfadmi vertrieben, bis Biörn Jernside, ein Sohn des Ragnar Lodbrok, Schweden wieder als ein eigenthümliches Reich erhalten habe. Auch in Schweden's Geschichte wird es erst mit den Versuchen, das Christenthum dorthin zu verpflanzen, heller. Wir treffen hier den unermüdlichen Anschar wieder, doch machte die Lehre des Evangeliums auch in Schweden äußerst langsame Schritte. Olav Schooßkönig (so genannt, weil ihm schon als Kind gehuldigt war) nahm, um das Jahr 1000 etwa, die Taufe an, aber das Heidenthum behielt noch immer viele Anhänger. Dieser Olav war der erste, welcher sich König von Schweden nannte, da die Oberkönige bis auf seine Zeit Könige von Upsala geheißen hatten. Mit seinem Sohne und zweiten Nachfolger Edmund dem Alten, welcher gegen das Jahr 1060 starb, erlosch der Stamm Ragnar Lodbrok's, und die Stenkils kamen in Besitz des Throns.

Norwegen war in früheren Zeiten nicht weniger getheilt als die übrigen Nordischen Länder. Was Gorm der Alte für Dänemark, das that für Norwegen, ebenfalls im neunten Jahrhundert, Harald Harfagr (Haarschön). Die meisten Stammhäupter unterwarfen sich, und traten zu Harald in ein Lehnsverhältniß; die ihre Unabhängigkeit höher schätzten als ihre Ruhe, wanderten aus. Harald's Sohn, Hako I. der Gute, war in England erzogen worden, und hatte dort das Chri-

stenthum angenommen. Aber vergebens suchte er es in Norwegen einzuführen; das Volk widerstrebte, ja Hako ward selbst mehrmals gezwungen, an den heidnischen Opfern Theil zu nehmen. Erst Harald's Urenkel, Olav Trygväson (seit 966), drang durch, indem er sich aller Mittel bediente, und nach den Umständen Güte und Gewalt, Verheissungen und Drohungen, Belohnungen und Strafen anwandte.

Der Wanderungstrieb der Normannen nahm nicht bloß im Süden seine Richtung. Auch in den noch rauhern Norden drangen sie vor, entdeckten und bevölkerten sogar (861) das entlegene, eisige Island. Besonders als Harald Harfagr in Norwegen die Macht der Unterkönige brach, wurde Island das Ziel solcher Unzufriedenen, die vermögend genug waren, die Kosten eines so weiten Auszuges zu bestreiten, doch begaben sich nicht Norweger allein, sondern auch Schweden, von Sucht nach Abenteuern Getriebene sowol als politisch Unzufriedene und Verbannte, nach diesen fernen Gestaden. Sie bauten das öde Eiland in kurzer Zeit dergestalt an, daß schon nach sechzig Jahren alles bewohnbare Land besetzt war *). Es entstanden kleine Gemeinwesen, die sich allmählig verbanden. Jährlich wurde eine allgemeine Kirchenversammlung gehalten, wobei der durch Stimmenmehrheit gewählte Lagmann (Gesetzmann), der höchste Beamte der Isländischen Republik, den Vorsitz führte. Alles wurde nach dem Vorbilde des verlassenen Vaterlandes geordnet. Der Vorfahren Götterlehre, Sagen, Sitten und Sprache waren in die neue Heimath mit gewandert. Häufige öffentliche Versammlungen gehörten zum Leben der Isländer. Nach der Vorzeit Sitte hielt man Bluts-, Gastrechts- und Freundschaftsverbindungen sehr heilig; dies hatte in dem von der Natur so wenig begünstigten Lande, und trotz der Entfernungen der einzelnen Wohnungen, eine Geselligkeit und ein Zusammenleben zur Folge, wodurch ein beständiger Austausch der Kenntnisse und Nachrichten von eigenen und der Vorfahren Erinnerungen befördert wurde. Noch ein volles Jahrhundert nach Island's erstem Anbau herrschte das Heidenthum, dann kam auch hieher das Evangelium, und errang im Laufe des elften Jahrhunderts völlig den Sieg, obschon man den Isländern bei der Einführung des Christenthums noch manches Heidnische nachsehen mußte. Der erste Isländische Bischof, Isleif, wurde 1057 vom Erzbischof Adalbert von Bremen eingesetzt.

*) Von Island aus ward von einem geflüchteten Isländer auch Grönland aufgefunden (983), welche Entdeckung aber nachher wieder verloren ging.

31. Rußland, Polen, Ungern.

Wie sich das Volk der Slaven in verschiedenen Zweigen und unter verschiedenen Benennungen von den Zeiten der Völkerwanderung an im östlichen Europa immer mehr ausbreitete, ist im vorigen Zeitraum an mehreren Orten erwähnt (S. 77. 114. 148.) Auch am Dnieper und bis zum Ilmensee wohnten Slaven, im Norden von Finnischen Völkerschaften begrenzt. Zu den nördlichen dieser Stämme kamen, eben wie zu den Engländern und den Franken, jene tapfern, unbezwinglichen Seemänner, die Normannen, hier Waräger oder Wäringer genannt. Die Slaven vertrieben sie zwar, aber nach kurzer Zeit trugen sie selbst, durch innere Unruhen bewogen, einem Stamme der Waräger, Russen genannt, die Herrschaft über sich an. „Groß ist unser Land und fruchtbar — so sprach nach einer alten Erzählung eine Gesandtschaft zu den Russen — aber es herrscht keine Ordnung in ihm; so kommt denn, seyd ihr unsere Fürsten, und herrscht über uns!" Da kamen (862) drei Brüder, Rurik, Sineus und Truwor, berühmt durch ihr Geschlecht und eigene Großthaten, und wurden die Fürsten des Landes, das nun, so wie das Volk, von ihrem Stamme den Namen erhielt, aber nicht Sprache und Sitte, welche die Herrscher vielmehr, gleich ihren Brüdern in der Normandie, von den Beherrschten annahmen. Rurik, welcher seinen Sitz zu Novgorod genommen, überlebte und beerbte seine Brüder, und wurde der Ahnherr eines Fürstenhauses, das bis 1598 geblüht hat. Während seines Sohnes Igor Minderjährigkeit zog der Vetter und Reichsverweser Oleg 882 von Novgorod aus am Dnieper herab nach Süden, unterwarf sich Alles, und machte Kiew zum Hauptsitz des neuen Warägerreichs. Von da wagte er eine Unternehmung über das Schwarze Meer gegen Constantinopel (907), und trotzte dem schwachen Griechischen Kaiser Leo VI. (886—912) Tribut ab. Auch ein merkwürdiger Vertrag, welcher über den Verkehr beider Völker, der Griechen und Russen, und über die Entscheidung vorkommender Streitfälle Bestimmungen enthielt, wurde bei dieser Gelegenheit geschlossen.

Als Olga, Igor's Gemahlin, nach dessen Tode die Vormundschaft für ihren minderjährigen Sohn Swäteslav führte, begab sie sich, von dem Wunsche, Christin zu werden, ergriffen, nach Constantinopel und ließ sich taufen (955). Das Beispiel blieb lange ohne Nachfolge. Doch Igor's Enkel, Wladimir I., von den Russischen Annalisten der

Große genannt (980—1015), der das Reich durch fortgesetzte Eroberungen ungemein erweiterte, nahm das Christenthum an. Moslemen, Juden und Christen bemühten sich wetteifernd, den mächtigen Fürsten zu ihrem Glauben hinüberzuziehen. Doch von der Religion der Erstern schreckte ihn das Verbot des Weines ab. „Ohne die Lust des Trinkens, sagte er, können wir Russen nicht seyn.“ Und zu den Juden sprach er, daß Die, welche Gott in seinem Zorne über alle Welt zerstreuet, Andere nicht sollten belehren wollen. So behielt denn die von den Griechen verkündigte Lehre den Vorzug; Wladimir empfing 988 zu Cherson die Taufe, und vermählte sich an demselben Tage mit der Prinzessin Anna, Tochter des Griechischen Kaisers Romanus I. und Schwester der Deutschen Kaiserin Theophania. Wladimir hatte um ihre Hand mit der Drohung angehalten, daß er sonst kommen würde und Constantinopel erobern. Als er nach Kiew zurückkehrte, zeigte sich die unbegrenzte Macht eines Russischen Herrschers über sein Volk. Er ließ die Götzenbilder zerstören; Alles jammerte und weinte, aber niemand regte sich. Dann folgte das Gebot, es sollten alle Russen, Herren und Knechte, Arme und Reiche, herbeieilen und sich taufen lassen. Da kam eine zahllose Menge an den Dnieper und stieg, während die Priester die Taufgebete lasen, bis an Brust und Hals in den Fluß, Väter und Mütter mit den Kindern auf den Armen. Denn es müsse doch, dachte das Volk, diese neue Religion etwas Gutes seyn, weil der Fürst und seine Großen sie angenommen. Mit dem Christenthum kamen nun auch die Anfänge der Bildung nach Rußland. Da man aber die neue Lehre aus Constantinopel und nicht aus Rom erhielt, so konnten auch die Päpste dieses Reich nicht mit in den großen Kirchenverein ziehen, der die übrigen Völker Europa's zu einem allgemeinen geistlichen Reiche verband, und das ist neben seiner geringeren geistigen Befähigung ein Hauptgrund gewesen, warum dieses Volk in seiner Entwickelung so lange und so weit nicht nur hinter den Germanischen, was nicht zu verwundern wäre, sondern auch hinter stammverwandten Slavischen Nationen zurückgeblieben ist.

Swätopolk, einer der Söhne Wladimir's, folgte ihm als Großfürst zu Kiew; anderen Söhnen hatte der Vater bereits noch bei seinem Leben die Verwaltung der wichtigsten Städte übertragen. Schon dies gab Gelegenheit zu Bruderzwisten; noch schlimmer aber wurde es, als Swätopolk's Nachfolger, Jaroslaw I., bei seinem Tode (1054)

das Reich unter seine Söhne theilte. Die Monarchie wurde dadurch in einen Bundesstaat verwandelt, in welcher der Großfürst von Kiew vorherrschen sollte. Aber diese Oberherrschaft wurde selten anerkannt. Schwäche nach außen, und im Innern heftige Gährungen, Bruderkriege und stete Fehden unter den einzelnen Fürsten, waren die bösen Folgen der Theilung.

Der Name Polen kommt erst im zehnten Jahrhundert vor. Die älteren Polnischen Geschichtschreiber wissen freilich von früheren Begebenheiten zu erzählen, allein diese sind historisch durchaus nicht beglaubigt. Ein Bauer Piast, den sie um das J. 840 zum Herzog erhoben werden lassen, muß nur darum genannt werden, weil die späteren Polnischen Fürsten sich, als Abkömmlinge desselben, Piasten nannten. Die gewissere Geschichte beginnt auch hier erst mit dem von Deutschland aus verbreiteten Christenthume. Mjesko oder Mieczislav (964—992), den Ditmar von Merseburg einen Herzog der Polenier nennt, war der erste der Slavischen Fürsten in dem Lande zwischen der Warthe und Weichsel, der sich taufen ließ, und zugleich die Oberhoheit der Deutschen Könige anerkannte. Aber die Abhängigkeit konnte von Deutschland aus, bei der großen Entfernung, nicht wol behauptet werden. Mieczislav's Nachfolger, Boleslav I., Chrobri (der Tapfere), von dem wir oben (S. 239.) schon gehört haben, legte sich zu Anfang des elften Jahrhunderts den Königstitel bei, der aber noch lange nachher nicht anerkannt wurde. Mit diesem Eroberer endete der Ruhm und Glanz Polen's auf lange Zeit. Das gemeine Volk finden wir schon damals in eben der harten Leibeigenschaft und dumpfen Erstarrung, wie in weit späteren Zeiten. Eben jener Ditmar sagt von demselben, es müsse Ochsenfutter und Eselsprügel bekommen, und ohne harte Strafen könne es gar nicht von den Fürsten regiert werden. Nach diesen Grundsätzen ward denn auch bei ihrer Bekehrung zum Christenthum verfahren. Wer in den Fasten Fleisch aß, dem wurden die Zähne in den Hals geschlagen, „denn, fährt Ditmar fort, das in diesen Ländern erst neuerlich bekannt gewordene göttliche Gesetz wird auf solche Art weit besser befestigt, als durch die von den Bischöfen auferlegten Bußen." Indeß zeichneten sich die Polen doch vor den Russen durch eine größere Freiheitsliebe aus.

So sehen wir um das Ende des ersten Jahrtausends nach Christus das Evangelium sich über den Norden und Osten Europa's verbreiten, und überall in seinem segensreichen Gefolge die Anfänge der Bildung. Meistens waren es die Deutschen, welche sich um diese Länder so hohe Verdienste erwarben, und wir haben hier noch eines anderen Nachbarvolkes zu erwähnen, dem zur Zeit der Sächsischen Kaiser dieselbe Wohlthat zu Theil ward, des Ungrischen. Diese Ungern, deren Raubzüge und Verheerungen in Deutschland an ihrem Orte erzählt sind, hatten nach den Zeiten Karl's des Großen das Land erobert, welches wir nach ihnen nennen; sie selbst nannten sich, wie ihre Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag, Magyaren; welcher Völkerfamilie sie angehörten, ist trotz vieler darüber angestellten Untersuchungen zweifelhaft geblieben*). Nach der großen Niederlage auf dem Lechfelde (oben S. 229.) und einigen vergeblichen Versuchen, ins Herz des Griechischen Kaiserthums zu dringen, zähmte sich der wilde Sinn der Ungern. Ihr Oberherzog Geisa (972—997), vom Arpadischen Herrschergeschlechte, sah, daß solche Niederlagen zur gänzlichen Ausrottung der Nation führen mußten, und überredete daher die Seinen, ihre Raubzüge aufzugeben und die Bedürfnisse des Lebens aus den Erzeugnissen des Bodens zu gewinnen. Auch fühlte er die Nothwendigkeit, sich und sein Volk mit dem mächtigen Deutschen Reiche zu versöhnen, und durch seine Gemahlin, die schöne und männlich starke Sarolta, welche das Christenthum bekannte, war er schon für diesen Glauben gewonnen. So fanden denn Deutsche Bekehrer, von Piligrin, Bischof von Passau, gesandt, Aufnahme und williges Gehör, und Geisa selbst nahm die Taufe an. Schon früher hatten Griechen für die christliche Lehre in Ungern gewirkt, nun aber trug die Lateinische Kirche den Sieg davon, ein Umstand, der auch für die politischen Verhältnisse Ungern's von großer und folgenreicher Bedeutung geworden ist.

Weit größeres Verdienst um die Verbreitung des Christenthums, wie um das Land überhaupt, erwarb sich Geisa's Sohn und Nachfolger Stephan, der Heilige genannt, einer der größten Fürsten, welchen

*) Ehemals war man allgemein der Meinung, daß die Magyaren von den Hunnen abstammten. Nach einer spätern Ansicht sind sie Finnischen, nach einer dritten Türkischen Ursprungs. Neuerlich hat man sie auch von den Parthern abgeleitet. S. Mailath Geschichte der Magyaren Bd. I. Anhang S. 51.

die Ungrische Geschichte aufzuweisen hat. Er hatte anfangs Unzufriedenheit und Aufruhr der Großen zu bekämpfen, denen die neue Religion zuwider war, weil sie die Freilassung der Christensklaven von ihnen verlangte. Aber Stephan schlug die Empörer, und entschied dadurch den Sieg des Glaubens und der Cultur über Heidenthum und Barbarei. Seine fest gesicherte Herrschaft schmückte er durch den Glanz des Königstitels, und wurde von Kaiser und Papst in dieser Würde anerkannt. Auch gab er dem Staate eine neue Verfassung, welche mit dem Lehnswesen in anderen Ländern viele Einrichtungen theilte. Mit dem Rathe der Großen und Prälaten des Reiches sollte der König nach den hergebrachten Gewohnheiten die Regierung führen. Das ganze Land war in Grafschaften getheilt, deren Vorsteher in allen gerichtlichen und kriegerischen Angelegenheiten, die Grafen, vom Herrscher ernannt wurden. An der Spitze der ganzen Rechtspflege stand der Palatinus (Pfalzgraf) von Ungern. Den Adel des Landes bildeten die Lehensleute, welchen, wie in den Germanischen und Romanischen Ländern, von den königlichen Besitzungen Güter zur widerruflichen Benutzung gegen Hof- und Kriegsdienste verliehen wurden, und die freiherrlichen Geschlechter, Nachkommen derer, welche als freie Kriegsleute einst in dem Heere gedient hatten, welches Ungern eroberte. Diese besaßen von allen Abgaben freie Stammgüter, welche in der Familie vererbt wurden. Außerdem gab es gemeine Freie, an die Scholle gebundene Hörige und Leibeigene, die verkauft werden durften.

Stephan's Gesetze lassen uns auch einen Blick in den Zustand der Bildung und der geselligen Verhältnisse der Nation thun. Auf Mord mit dem Schwerte stand die Todesstrafe; wenn ein Mann seine Ehefrau erschlug büßte er es, wenn er dem Grafenstande angehörte, mit funfzig, wenn er ein gemeiner Freier war, mit fünf Kühen, die er den Verwandten der Getödteten als Wehrgeld geben mußte. Die Entführung einer Jungfrau ward, auch wenn sie zurückgeliefert, und die Aeltern sich mit dem Räuber ausgesöhnt hatten, mit fünf bis zehn Kühen gestraft. Diebereien wurden vorzüglich bei Frauen und Knechten geahndet. Jene verloren, wenn sie zum dritten Male ergriffen wurden, ihre Freiheit, diese aber bei dem ersten Male die Nase oder fünf Kühe, bei dem zweiten Male die Ohren, und bei dem dritten Male das Leben. Eine Verläumdung am Hofe von der Art, daß sie zwei Grafen in Zwist bringen konnte oder gebracht hatte, wurde

mit Abschneidung der Zunge; wenn sie zum Nachtheil des Königs geschehen war, mit dem Tode bestraft.

Das Ungrische Staatsrecht hatte keinen größern Mangel, als den einer bestimmten Erbfolgeordnung. Es war bloß festgesetzt, daß dem Arpadischen Geschlechte die Herrschaft gebühre, ohne feste Regel, nach welcher unter den Prinzen des Hauses zu entscheiden sey. Daraus entstand ein unseliges Schwanken zwischen einer Erb- und Wahlmonarchie, daraus gingen nach dem Tode Stephan's des Heiligen (1038) jene Zwistigkeiten hervor, in die Kaiser Heinrich III. eingriff, und deren schon in der Deutschen Geschichte (oben S. 256.) Erwähnung geschehen ist. Die Verwirrung endete erst im Jahre 1077, wo Ladislaus I. der Heilige (gest. 1095) durch einstimmige Wahl aller Großen den Thron bestieg. Er gab Gesetze zur Aufrechthaltung der Ordnung, und konnte dann auch kräftiger nach Außen wirken. Ladislaus' Schwester, Helena, die Wittwe des Königs Zvonimir von Kroatien (o. S. 115.), konnte ihr Ansehen gegen die elf Stammhäupter (Supane), unter welche jenes Volk vertheilt war, nicht geltend machen, und suchte deshalb die Hülfe ihres Bruders. Er erschien, unterwarf das Land und ernannte seinen Neffen Almus zum Herzog von Kroatien und Slavonien.

---

32. Spanien.

Die Geschichte der Chalifen oder Könige von Cordova (oben S. 112.) ist so wenig als die der Dynastien in Asien und Africa von Regentenzwistigkeiten, bürgerlichen Unruhen und Empörungen der Statthalter frei, aber mitten unter diesen inneren Kriegen und den äußeren gegen die christlichen Staaten der Halbinsel, bietet sich uns eine überraschend hohe Blüthe dieses Arabischen Reiches dar, aus der wir schließen dürfen, daß jenes Waffengetümmel nicht sehr zerstörend wirkte, und die Betriebsamkeit und Thätigkeit der Nation groß genug gewesen seyn muß, um die Gunst der Natur und des Himmelstrichs in den Zeiten der Ruhe doppelt zu benutzen. Unter der Regierung des Königs Alhakem Almostansir (st. 976), von dem gesagt wird, daß er die Lanzen und Schwerter in Spaten und Pflugscharen verwandelt habe, fand man nach Arabischen Berichten im Reiche: sechs große Städte und Sitze der Militairbezirke, achtzig Städte von starker Bevölkerung, und dreihundert vom dritten Range; die Zahl der Flecken, Dörfer, Schlösser

und Meierhöfe war unermeßlich, der District, welchen der Guadalquivir bewässert, enthielt allein zwölftausend. In Cordova sollen zweimal hunderttausend Häuser, sechshundert Moscheen, funfzig Spitäler, achtzig öffentliche Schulen und neunhundert öffentliche Bäder gezählt worden seyn. Die Staatseinkünfte betrugen jährlich zwölf Millionen Goldstücke, ohne die Abgaben in Früchten und Naturalien. Schwerlich darf man es mit diesen Zahlen genau nehmen, so viel aber auch in den Angaben übertrieben seyn mag, der große Wohlstand und glänzende Reichthum des Staats in jeder äußern Beziehung, läßt sich nicht verkennen. Die Bergwerke wurden eifrig betrieben, der Ackerbau war im höchsten Flor, der Boden ward mit sehr großer Einsicht bewirthschaftet, die Vornehmsten beschäftigten sich eigenhändig mit dem Gartenbau. Viele unter dem Volke ergriff die alte Neigung ihrer Väter, mit weidenden Heerden von einer Landschaft zur andern zu ziehen, und das Wanderleben zu führen, welches man bis auf den heutigen Tag bei den Spanischen Hirten antrifft oder doch noch bis vor wenigen Jahren fand*). Nicht weniger blühten Handwerk und Gewerbe, technische Fertigkeit jeder Art, Fabriken und Handel. Künste und Wissenschaften wurden geachtet und erfreuten sich eifriger Pflege, nicht ohne bedeutende Einwirkung auf das christliche Europa. Wie das zehnte Jahrhundert aber die höchste Erscheinung dieser Blüthe ist, so begann auch mit dem Ende desselben der sichtliche Verfall. Kraftlose Regenten bestiegen den Thron, oberste Staatsbeamte erhielten alle Macht, die Empörungen und Gewaltthaten häuften sich, bis 1038 die Dynastie der Omijaden erlosch, und das Reich fast in so viele einzelne Herrschaften zerfiel, als es bedeutende Städte zählte.

Dieser Herrschaft der Araber oder Mauren, wie sie hier hießen, stand eine zweite auf der Halbinsel gegenüber, die christliche. Aber die Anfänge der sich neu bildenden christlichen Staaten sind dunkel. Der Anführer jener Gothen, die sich, um den Moslemen zu entgehen, in die Gebirge des Nordens zurückgezogen hatten (oben S. 111.), wird Pelayo (Pelagius) genannt. Nach und nach breiteten sich die Christen aus, und nahmen den Arabern Gallicien und alles Land bis an den Duero. Dies Königreich hieß Asturien oder Oviedo, in welche Stadt König Alfons II. 792 die Residenz verlegte. In der Folge, als Ordogno II. Leon zum Herrschersitze machte (914), gab diese Stadt

*) Conde Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien, Bd. I. S. 484. der Deutschen Uebersetzung.

dem Reiche den Namen. Daneben bestand eine Grafschaft Burgos oder Castilien, späterhin zum Königreich erhoben; und aus den Eroberungen Karl's des Großen in Spanien, die Spanische Mark genannt, waren zwei unabhängige Herrschaften hervorgegangen: das Königreich Navarra und die Grafschaft Barcelona (Catalonien). Zu diesem kam im elften Jahrhunderte (1084) noch durch die Theilung der Länder des Königs Sancho des Großen von Navarra ein neues Königreich, das von Aragon (Aragonien), wogegen aber kurz vorher Leon mit Castilien vereinigt worden war. Alle diese Staaten waren in beständigen Kämpfen mit den Mauren verwickelt, das Kriegsglück schwankte in den unzähligen Treffen, die sie einander lieferten, aber die früherhin erschlaffte Kraft der romanisirten Gothen war in diesem Streit neu geboren worden, und wurde von Tage zu Tage im Harnisch gestählter und fester. Der ritterliche Sinn, den die Zeit überall ausbildete und hob, erhielt durch den nie ruhenden heiligen Kampf mit den Ungläubigen, durch die südliche Sonne des Landes, durch den eigenthümlichen Freiheitsstolz, der von den Bergen herabkam, hier eine ganz besondere Färbung und Ausbildung, deren Spuren auch in den späteren Jahrhunderten noch deutlich hervortreten. Damals erlangte unter allen Kämpfern der Christen den höchsten Ruhm Don Rodrigo Diaz, von Vivar bei Burgos, von bewundernden Feinden Cid (eigentlich Sid el battal, Herr des Kampfes), von Castilien's König und Volk Campeador (Kampfheld ohne Gleichen) genannt (st. 1099). Mehr noch als durch Urkunde und geschichtliche Darstellung ist sein Andenken durch mannichfache von seinem Volke zum Preise des Helden gesungene Romanzen, in welchen sich das schönste Nationalgefühl edel und großartig ausspricht, auf die Nachwelt gekommen.

Berlin, gedruckt bei Petsch.



